ll. rev.
498 u

Lebensgeschichte

1107

LUDWIG XVI.
König von Frankreich

Bärenstecher sc.

Kurze

Lebens= und Regierungsgeschichte

Ludwig des Sechszehnten Königs von Frankreich

mit

umständlichen Nachrichten

von seiner lezten Gefangenschaft, Verurtheilung und Hinrichtung.

Aus ächten Quellen.

Mit Kupfern.

Stuttgard
bei Johann Friedrich Steinkopf.
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der allgemeinen Theilnahme an König Ludwig des Sechzehnten traurigem Loos, und der Neugierde des Publikums, genauer mit dem Karakter und den hauptsächlichsten Begebenheiten des unglüklichen Monarchen bekannt zu werden, danken diese Nachrichten ihre Entstehung. Der Verfasser hat sich alle Mühe gegeben, nur solche Thatsachen in seine Geschichte aufzunehmen, deren Glaubwürdigkeit ihm erwiesen schien. Uebrigens gesteht er gerne ein, daß es jezt noch zu frühe ist, eine Biographie von Ludwig für den Geschichtsforscher zu liefern. Erst im künftigen Jahrhundert wird man alle nöthige Aufklärungen erhalten, um etwas ganz Genaues und Vollständiges über seine Lebens- und Regierungs-Geschichte schreiben zu können; ein Werk, das leicht ein Duzend Bände füllen dürfte. So etwas war auch gar nie des Verfassers Absicht, er glaubt seiner Pflicht vollkommen Genüge geleistet zu haben, wenn er den Wunsch des Publikums durch eine möglichst richtige Erzählung

der

der interessantesten Vorfälle aus Ludwigs Leben befriedigt. Daß er diesen seinen einzigen Zwek ganz erreichen werde, schmeichelt er sich. — Girtanners Nachrichten, unstreitig die beste, die in Deutschland über die französische Revolution gegeben worden sind, hat der Verfasser, wie man finden wird, nach Vergleichung mit andern Geschichtschreibern benuzt. Einige Drukfehler, die wegen der Entfernung des Verfassers vom Drukort eingeschlichen sind, bittet er zu verzeihen, man wird sie grösstentheils hinten angezeigt finden. — Finden diese Nachrichten Beifall, und ist das Publikum auf ächte Anekdoten aus dem Leben Ludwigs des 16ten und der ganzen noch lebenden königlichen Familie begierig, so mögen die Liebhaber ihren Wunsch nur dem Verleger dieser Lebens-Geschichte äussern, welcher den Verfasser, der bereits mit den besten Materialien versehen ist, davon benachrichtigen wird. —

Stuttgard zu Ende Aprils 1793.

Erster

Erster Abschnitt.

Schon waren wegen einiger strittigen Wüsteneien in dem nördlichen Amerika Feindseligkeiten zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochen, und dadurch der Anfang zu einem Krieg gemacht worden, in den nach und nach beinahe ganz Europa hineingezogen wurde, der Frankreich an den Rand des Abgrunds brachte, der die damalige Regierung dieses mächtigen Reichs äusserst verachtet machte, seine Finanzen auf eine beinahe unwiederherstellbare Art verwirrte, und der dadurch hauptsächlich den Grund zu jenen ausserordentlichen Begebenheiten legte, die seit einigen Jahren in diesem Reich vorgefallen sind, als der unglükliche Ludwig, unter dem Namen des 16ten bekannt, geboren wurde. Es war der 23ste August 1754, der Vorabend jener fürchterlichen Bartholomäusnacht, in der unter Karl dem 9ten so viele tausend unschuldige Hugenotten aus einem falschen Religions-Eifer auf die grausamste Art ermordet wurden.

Sein Vater war Dauphin von Frankreich, seine Mutter eine Prinzeßin von Sachsen, Toch-

ter jenes durch seine in dem siebenjährigen Krieg ausgestandene Widerwärtigkeiten berühmten August des 3ten.

Durch eine bemerkungswerthe Sonderbarkeit befanden sich keine andere Zeugen bei seiner Geburt *), als der Kanzler, der Siegelbewahrer, der General-Controleur der Finanzen und der Herr von Puisieux. Kein Prinz war zugegen, der Hof befand sich eben zu Choisy, und der Kurier, den man mit der Nachricht dahin abgeschikt hatte, brach den Hals, weil er zu sehr eilte. —

Unser Ludwig bekam bei der Taufe den Namen eines Herzogs von Berry.

In seiner Jugend zeigte er viel Feuer, Standhaftigkeit und Eifer zu lernen. Eines Tages kam er nach seiner Unterrichts-Stunde zu seinem Vater, dem Dauphin geloffen, „keine Zeit, sagte er „zu diesem, scheint mir doch kürzer, als die ich „beim Lernen zubringe.„ Gerührt umarmt ihn der Dauphin, und prophezeite: diß lernbegierige Kind werde einmal alles Gute thun, das es wisse.

Eine

*) In Frankreich war es nemlich Sitte, daß die Prinzen vom Geblüte, die Minister und noch andere vornehme Hofleute bei der Entbindung der Königin oder Dauphine (Gemalin des Erbprinzens) zugegen seyn mußten.

Eine Anekdote seiner Kindheit kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Sie ist in manchem Betracht auf die neuere Begebenheiten zu merkwürdig: Der Herzog von Chartres *) machte einmal den Kindern von Frankreich **) seine Aufwartung. Er nannte den Herzog von Berry ***) immer Monsieur. Aber mein Herr Herzog von Chartres, sagte der Prinz: Sie behandeln mich sehr leicht, sollten Sie mich nicht Monseigneur (gnädiger Herr) heissen? Nein, fiel lebhaft der junge Graf von Provence dazwischen ein, nein, mein Bruder, besser wäre es, er sagte: mein Vetter.

Sein Vater, der Dauphin, starb den 20sten Decbr. 1765. zu Fontainebleau in einem Alter von 36 Jahren. So verschieden auch zum Theil die Urtheile über diesen Prinzen sind, so beschreibt man ihn doch allgemein als einen Mann von strengen Sitten und von sanftem Charakter. Er zeigte sehr viele Ehrfurcht für die Religion, hatte einen Abscheu für dem Laster, und widmete eine ganz besondere Aufmerksamkeit darauf, um mit Leuten umgeben zu seyn, die er für tugendhaft hielt. Von Jugend auf hatte er sich auf die tiefste Wissenschaften gelegt, und vorzüglich soll er in

*) vormaliger Herzog von Orleans, jezt Egalité

**) so hieß man die Kinder des Königs und Dauphins

***) der Ludwig der 16te

in der Philosophie, der Mathematik, dem Geniewesen und der Baukunst bewandert gewesen seyn. Diese Eigenschaften erwarben ihm die Liebe der Franzosen in einem sehr hohen Grade. Sein Tod verursachte die gröste Betrübnis in ganz Frankreich, und wurde als ein wahrer Nationalverlust, wie mich deucht, nicht ohne Grund angesehen. Folgender Zug macht ihm gewiß sehr viel Ehre. Als man die Taufceremonien bei seinen 3 Kindern ergänzt hatte *), zeigte er ihnen, daß ihre Namen auf den Registern der Pfarrei mit denjenigen aller Neugebohrnen eingetragen seyen; „sehet, sagte er zu ihnen, eure Namen sind hier „unter die des Volks gemischt; das soll euch lehren, daß der Vorzug, den ihr geniesset, nicht „von der Natur herkommt, welche alle Menschen „gleich gemacht hat, nichts als Tugend macht „den wahren Unterschied zwischen ihnen, und viel„leicht wird das Kind des Armen, dessen Namen „vor den eurigen steht, in den Augen Gottes „grösser seyn, als ihr es jemals in den Augen „der Völker seyn werdet.„

Dieser Prinz wünschte vorzüglich, daß man seine Kinder mit der Menschheit bekannt mache. „Führt sie, sagte er, in die Hütte des Landmanns, „damit sie das Brod sehen, mit dem sich der Ar„me nährt, und daß sie weinen lernen.„

Der

*) bei den Katholiken geschieht diß durch die Firmung, bei den Protestanten durch die Confirmation.

Der Verlust eines solchen Vaters mußte allerdings für Ludwig unersezbar seyn. Seine Erziehung litt dadurch gewaltig. Sein Grosvater, alt, schwach, mißtrauisch, dachte nur noch auf seine Vergnügungen, um seine Enkel bekümmerte er sich wenig oder nichts. Genug, daß er ihnen Hofmeister gab. Statt Ludwigs Verstand und Herz auf alle mögliche Art auszubilden, statt ihn mit Kenntnissen zu bereichern, die einem künftigen Regenten eines grossen Reichs unumgänglich nöthig waren, suchte man seine Wißbegierde vielmehr von Erwerbung dieser Kenntnisse abzuhalten, und sie auf Nebenbeschäftigungen zu leiten, die ihn mit der Zeit abhalten sollten, die eingerissene Misbräuche der Regierung zu durchschauen, und zu verbessern, und die ihm fremde Leitung schlechterdings nothwendig machen mußten. Alles dieses verwikelte ihn mit andern Zufällen in der Folge in ein Labyrinth, aus dem einen der besten, rechtschaffensten Monarchen nach einer Reihe der widerwärtigsten Schiksale nur sein Tod auf dem Schaffot befreien konnte.

Der Hofmeister und Erzieher Ludwigs 16ten war der Herzog von Vauguyon, den einige als einen braven Mann, andere als einen feinen Heuchler schildern. — Schon als Dauphin zeigte sich Ludwig als einen Mann von strengen Grundsäzen. Er war ein Freund der Ordnung, ein Feind des Luxus, und der Pracht, sparsam, gütig, gerecht

und wohlthätig. Von seiner zarten Jugend an bewies er eine besondere Hochachtung für den Akerbau, und das Eigenthums-Recht war ihm etwas Heiliges. Folgende Anekdoten mögen diß beweisen. Eines Tags, als er noch Dauphin war, gieng er in den Gegenden von Versailles spazieren. Er sah in dem Feld einen guten ehrlichen Bauersmann, der eben akerte. Gleich lief er mitten unter seinen Begleitern weg zu dem Landmann, stellte sich an seinen Plaz, und leitete selbst den Pflug.

Die zweite Anekdote ist diese: Als Dauphin begleitete er einmal den König, seinen Grosvater, mit seinen Brüdern auf der Jagd. Alle 3 Prinzen waren in einer Kutsche beisammen. Als sie nun den Tod eines Hirschs auf Jagdmanier anblasen hörten, schrien seine Brüder aus einer bei ihrem Alter natürlichen Hize: „Hört das Jagdgeschrei, „eilen, eilen müssen wir.„ Der Kutscher, um den Weg abzukürzen, wollte über ein Fruchtfeld fahren. Der Dauphin wird es gewahr, stürzt sich an den Schlag, befielt zu halten, und einen andern Weg zu nehmen. „Dieses Korn, sezt' er „hinzu, gehört nicht uns, wir dürfen es nicht be„schädigen.„ Der Graf von Artois, gerührt durch diesen Ausruf eines wohlthätigen Herzens, ließ nun auch seinen grosmüthigen Gesinnungen den Lauf. Währenddem er seinen Bruder mit Zärtlichkeit betrachtete, rief er aus: „Ach wie sehr darf sich

„nicht

„nicht Frankreich Glük wünschen, einen so gerech„ten Prinzen zu haben.„

Sonst wirft man Ludwig vor, er seye hizig, auffahrend und ungestümm gewesen, und habe sich im Zorn gern etwas zu harter Ausdrüke bedient.

Nach dem Tod des Dauphins, seines Vaters, wollten seine Hofleute einen Namen ausfindig machen, den sie ihm geben könnten, wenn er auf dem Thron wäre. Die Schmeichelei erschöpfte sich in neuen Beinamen. Als er davon hörte, rief er mit einem Ton, der alle Schmeichler zitternd machen konnte: „und ich will, daß man mich „Ludwig den Strengen nenne.„

Bei keiner Gelegenheit aber hat er sich in der Folge so gezeigt, daß er diesen fürchterlichen Namen verdient hätte. Güte und Leichtglaubigkeit haben seit seiner Thronbesteigung unglüklicherweise einen Hauptzug seines Karakters ausgemacht.

Nie war er ein Freund der Pracht. Als von seiner Hochzeit die Rede war, erklärte er seinen Hofleuten: daß es ihm Vergnügen machen werde, wenn sich keiner etwas darauf einbilden würde, am prächtigsten gekleidet zu seyn, daß er den Mann mitten unter der kostspieligsten Kleidung werde zu unterscheiden wissen, und daß ihn der Glanz nicht hintergehen solle. Man hat bemerkt, daß er als Dauphin denjenigen unter seinen Lieblingen am meisten vorzog, der am einfachsten ge-

 klei-

kleidet war. Er selbst trug äusserst selten galonnirte, noch weniger aber mit Gold oder Silber gestikte Kleider.

Am 16ten April 1770 wurde endlich die schon einige Zeit vorher zwischen Frankreich und Oesterreich verabredete Vermälung des Dauphins mit der Prinzeßin Marie Antoinette von Oestreich, der jüngsten Tochter der Kaiserin Maria Theresia, zu Versailles durch die priesterliche Einsegnung feierlich vollzogen. Die Feste Ludwig des 14ten in ganz Europa so berühmt, konnten mit denen, welche man bei dieser Gelegenheit gab, in gar keine Vergleichung gezogen werden. Sie sollen 20 Millionen Livres *) gekostet haben. Man kann nicht umhin, mit dem Verfasser eines fliegenden Blatts, das zu dieser Zeit erschien, übereinstimmend zu denken und zu wünschen, daß bei einer ähnlichen Gelegenheit darnach gehandelt werden möchte. Nachdem dieser französische Schriftsteller zuerst eine Kostenberechnung, der Schauspiele, Feuerwerke und Illuminationen, die gegeben werden sollten, gemacht hat, sagt er: „ich „schlage vor, von all' dem nichts zu machen, son„dern diese 20 Millionen an den Auflagen des „Jahres, besonders aber an der Kopfsteuer nach„zulassen. Auf diese Art würde man statt den „Müßiggängern des Hofes und der Hauptstadt, „durch eitle und ganz kurz vorübergehende Lust„barkeiten Vergnügen zu machen, Freude unter

„dem

*) über 9 Millionen Gulden

„dem traurigen Landmann verbreiten, und so die
„ganze Nation an dieser glüklichen Begebenheit
„Theil nehmen lassen. — Eine so neue Art Feste
„würde einem Fürsten einen wahrhaften, und
„länger daurenden Ruhm verschaffen, als aller
„Pomp asiatischer Feste, die Geschichte würde ei-
„nen solchen Zug mit lebhaftern Farben auf die
„Nachwelt bringen, als die elende Kleinigkeiten
„einer Pracht, die dem Volk zur Last fällt, und
„weit entfernt von der wahren Grösse eines Mo-
„narchen ist, der ein Vater seiner Unterthanen
„seyn soll.“

Am Hochzeittage Ludwig des 16ten hatte sich ei-ne unermeßliche Menge Menschen in den Gärten von Versailles ausgebreitet, um ein Feuerwerk und ei-ne Beleuchtung des Parks zu sehen, die am Abend vor sich gehen sollte. Ein Ungewitter kam dazwi-schen, und man mußte dieses Fest auf einen an-dern Tag verschieben. Nur einen schwachen Be-griff können jemand die Beschreibungen, die man in Romanen aus der Fernwelt liest, von der Pracht geben, mit der an diesem Tag die Zimmer in Versailles ausgeschmükt waren, besonders aber war der Anblik der königlichen Tafel ganz über alle Beschreibung schön. Aller Augen waren auf die Dauphine *) gerichtet. Sie war nicht stark (dik) als eine junge noch nicht ganz ausgewachsene Per-son. Für ihr Alter war Sie groß, wohl gebaut,

*) Braut Ludwig des 16ten

gut proportionirt. Ihre Haare hatten eine schöne blonde Farbe, und waren vortreflich gewachsen. Man erblikte schon die Majestät auf ihrer Stirne, die Form ihres Gesichts bildete ein schönes etwas verlängertes Oval, ihre Augbraunen waren so wohl ersehen, als Sie nur eine Blonde haben kann. Aus ihren blauen Augen leuchtete Lebhaftigkeit, voll Geist. Sie hatte eine Adlernase, gegen das Ende ein wenig spizig, einen kleinen Mund. Der Glanz ihrer Farbe war blendend, und die Röthe ihrer Wangen machte ihr die Schminke ganz unnöthig. Ihr Gang war der einer Königin, deren Würde durch Freundlichkeit gemässiget, Empfindungen der Ehrfurcht und der Zärtlichkeit einflösen mußte.— Das Fest, welches die Stadt Paris am 30ten Mai 1770 auf die Vermälung Ludwigs des 16ten gab, verdient hier wegen seines traurigen Ausgangs einer etwas ausführlichen Beschreibung, besonders da seiner öfters in Zeitungsblättern erwehnt worden ist, und viele Leser sich entweder gar nicht, oder nur ganz dunkel an diese Begebenheit erinnern könnten.

Der wenige Raum des Greveplazes hatte die Stadtvorsteher bewogen, das Feuerwerk auf dem Plaz Ludwigs des 15ten *) abbrennen zu lassen. Der Plaz konnte nicht besser gewählt seyn. Auf das Feuerwerk sollte eine Illumination und eine Art Markt auf den Boulevards folgen. Dieses veranlaßte den grösten Theil der Zuschauer durch

die

*) jezt heißt er Revolutionsplaz.

die Königsstraße *) zu gehen. Es gab auch sonst keinen andern Ausgang als eben diese Straße und den Damm der Tuilerien. Aber eben dieser Damm war durch eine grosse Anzahl Kutschen verstellt, die dort unbedachtsamer Weise ihren Plaz genommen hatten; ihr Rükgang machte eine so gewaltige Sperrung, daß Fußgänger sich längst dem Fluß hindringen mußten, um nicht durch die Räder verquetscht zu werden. Unglüklicher Weise hat der Damm der Tuilerien keinen Fußweg, der ihnen zum Schuz hätte dienen können. Gedrükt durch die Fuhrwerke stiegen Leute auf die Brustwehr, um sich zu helfen, und einige von denselben fielen in die Seine. Bald gieng das Gerücht von diesem fürchterlichen Unglük von Mund zu Mund, je weiter es kam, je mehr vergrösserte es sich, und in dem allgemeinen Schreken verließ alles diesen gefährlichen Weg, und strömte gegen den Plaz Ludwig des 15ten zurük.

Dieser Zufall vergrösserte die Anzahl derjenigen ausserordentlich, die durch die königliche Strasse giengen, um sich in die Strasse St. Honor' oder auf die Boulevards zu begeben, und diß war ohne Zweifel der hauptsächlichste Grund jenes schreklichen Unfalls, der diese unglükliche Nacht ausgezeichnet hat. Die königliche Strasse war damals noch nicht ganz ausgebaut, breit auf der Seite des Plazes Ludwig des 15ten wie sie es noch wirklich, ist,

*) rue royale, die nun auch einen andern Namen hat, den aber der Verfasser noch nicht erfahren konnte.

ist, wurde sie gegen die Strasse St. Honore' allmälig enger, weil nicht alle Häuser, die sich in ihrer Linie befanden, niedergerissen worden waren. Sie stellte daher auf gewisse Art einen Trichter vor. Bei dieser Lage des Orts kamen auf einmal weit mehr Leute in die königliche Strasse durch den Plaz Ludwig des 15ten, als auf der Seite der St. Honore' Strasse herausgehen konnten. Während dieses vorgieng, langten diejenige an, welche auf dem Damm der Tuilerien keinen Ausweg hatten finden können, und vermehrten die Verwirrung ausserordentlich, die schon durch die obenbeschriebene Lage des Erdreichs entstanden war. Sie drängten sich hauffenweise in den Eingang der königlichen Strasse, ohne sich nur einfallen zu lassen, was da geschehen könte. Man hörte zwar ein verwirrtes Jammer-Geschrey, aber der allgemeine Lärmen den ein paarmal hundert tausend Zuschauer machten, erstikte jeden besondern Ton, und denjenigen, welche sich mitten in die Strasse gedrängt fanden, war es ganz unmöglich, weder einen Schritt vor- noch rükwärts zu thun. Dieses schrekliche Drängen und Pressen war hinlänglich um das Unglük dieses Abends zu verursachen, das man einem durch Spizbuben gemachten Complot zuschrieb, um mitten in der Verwirrung ungestraft rauben zu können. Was die Unordnung noch vergrössert, war eine Anzahl Kutschen, die sich recht ungeschikt in diese Straße gestellt hatten, und besonders die Nachläßigkeit des Stadt-Baumeisters,

der weder die Mauersteine, die daselbst lagen, hatte aufräumen, noch die zum Ablauf des Wassers geöffnete Gräben zumachen lassen. Diese Gräben giengen queer über die Straße, viele Personen fielen darein, und wurden unter den Füssen der Menge zertretten.

Man rechnet die Anzahl der Unglüklichen, die an diesem Abend auf die erbärmlichste Weise erdrükt und zertreten wurden, oder auf eine andere Art ihr Leben dabei einbüßten, auf mehrere tausende. Ihre Leichname wurden am folgenden Tag hauffenweise in grosse Gruben auf den nahe gelegenen Margarethen Kirchhof geworffen, und damit sie desto geschwinder verwesen möchten, mit Kalch überschüttet. 23 Jahre nachher kam der Leichnam des unglüklichen Königs, bei dessen Vermählung dieß geschehen war, an eben diesen Ort.

Man kann sich kaum einen Begriff von dem schmerzhaften Eindruk machen, den diese unglükliche Begebenheit auf Ludwig den 15ten und die ganze königliche Familie machte. Besonders aber waren der Dauphin *) und seine Gemalin beinahe untröstlich, daß Sie die zufällige Ursache dieses Unfalls gewesen waren. Ludwig gab bei dieser Gelegenheit einen schönen Beweis von seiner wahren Herzens-Güte und Wohlthätigkeit. Sein Groß-Vater ließ ihm monatlich 6000 Livers †) für seine kleine Vergnügungen auszahlen. Kaum

konnte

*) nachher Ludwig der 16te.

†) 2750 fl. Reichsgeld.

konnte er dißmahl erwarten, bis er sie erhalten hatte, als er sogleich diese Summe an den Polizei = Lieutenant in Paris schikte, und dazu eigenhändig folgendes schrieb:

„Ich bin innigst gerührt über die Unglüks„fälle, die sich aus Veranlassung meiner Vermä„lung ereignet haben. In diesem Augenblik „bringt man mir die Summe, welche mir der „König monatlich zu meinen Vergnügungen gibt. „Es ist gegenwärtig alles, was ich habe. Ich „sende es Ihnen, unterstüzen Sie damit die un„glüklichsten.“ Louis.

Schon als Dauphin ließ Ludwig einen grossen Hang zum Einfachen, und zur Oekonomie bliken, hier einige Proben. Gleich nach seiner Verheirathung wollte man den Schauspielen, die man zu Fontainebleau gab, noch andere Belustigungen beifügen. Man machte ein neues Verzeichniß darüber, das man dem Dauphin brachte. Er nahm es an, warf es aber auf der Stelle, und ohne es zu lesen, mit den Worten ins Feuer: „Hier soll man sehen, was ich mir aus dergleichen Sachen mache.“

Eines Tages hatte Ludwig der fünfzehente ein Gitter zu Versailles bestellt. Der Dauphin ließ bei einem Spaziergang einen Schlosser zu sich rufen, und fragte nach dem Preis eines Gitters, wie es sein Großvater haben wollte. Man forderte

derte mehr als zwei Drittel weniger, als man von seinem Großvater verlangt hatte. Er verabredete sich nun mit dem Schlosser, gieng zu Ludwig dem fünfzehnten, und bat ihn, ihm die Besorgung jener Arbeit zu überlassen; so ersparte er dem König ein ansehnliches durch seinen Schlosser. Von dieser Zeit an, sagt ein französischer Schriftsteller, nimmt man den Geschmak des Dauphins an Sparsamkeit wahr. Aber auch sein Vergnügen an Schlosser-Arbeit schreibt sich von damals her. Er nahm darinn Unterricht, widmete ihr seine Musestunden, und schien freilich dabei zu vergessen, daß ihm diese für einen künftigen König eben nicht sehr schikliche Beschäftigung mit der Zeit manches schaden, und ihn von andern Gegenständen abhalten könnte, deren Kenntniß ihm ungleich nüzlicher und nöthiger gewesen wäre. Standhaft und streng war Ludwig schon in seiner Jugend, er verabscheute das Laster, und wußte nicht den Hofmann zu machen, wodurch ihm aber auch sein Grosvater ziemlich abgeneigt wurde. Folgende Anekdoten werden diß klar machen.

Gerade seinem Wohnzimmer gegen über war ein Fenster, an das sich täglich Hr. de la Borde, erster Kammerdiener und Liebling Ludwig des 15ten sezte, und ihn mit seiner Violine betäubte. Dem Prinzen wird endlich der Lärmen unerträglich. Er schikt Maurer hin, und läßt das Fenster zumauren. — Madame du Barry hatte die Unbesonnenheit

gehabt, sich einige hämische Scherze über den Dauphin zu erlauben, und wie es gewöhnlich geht, man hinterbrachte sie ihm wieder. In der Hize begab sich der Prinz den Augenblik zu ihr, wo er ihr auf eine sehr lebhafte Art bemerkte, wie wenig es ihr zukomme, sich auf seine Rechnung lustig zu machen, und da man gerade damals von dem Vikomte du Barry sprach, für welchen diese Dame den Plaz eines ersten Stallmeisters bei dem wahrscheinlichen Thronerben auszuwirken suchte, so sagte ihr der Dauphin: „und wenn ihr Neffe „diese Stelle erhält, so soll er sich mir doch ja „nicht nähern, sonst geb' ich ihm einen Tritt vor „den Hintern.“

Auf einer Reise nach Compiegne wollte ihm die Gräfin du Barry, lezte Maitresse Ludwig des 15ten, eine Nichte von ihr vorstellen. Die Hof-Sitte bringt es mit sich, daß wenn man bei dem König gewesen ist, man zu dem Dauphin geht. Der Prinz stund gerade an einem Fenster, sprach mit Jemand und spielte mit einem Spinet auf den Glasscheiben, ein Kammerdiener meldete sie an, der Dauphin dreht den Kopf herum, sieht die 2 Frauenzimmer an, sezt sein Gespräch fort, und schlägt ferner leicht auf die Gläser. Es fand keine Umarmung statt, das heißt, der Prinz küßte nicht, wie es die Etikette forderte, die beide Damen auf die Wange. Sie waren genöthiget, eben so wieder wegzugehen, wie sie hereingekommen waren.

Bei

Bei Gelegenheit eines Abendessens, wo Hof-Intriken es veranstaltet hatten, daß sich die Gräfin du Barry mit der Dauphine *) zusammen befand, erklärte er sich gegen seinen Grosvater auf eine solche Art, daß diesem nicht der geringste Zweifel über seine wahre Herzens-Gesinnungen übrig bleiben konnte. Er sagte: er seye bereit, dem König persönlich alle nur mögliche Beweise von Liebe, Ehrerbietung und Unterwürfigkeit zu geben; aber sowohl sein Interesse als seine Pflicht erheische es, daß er keine ausgemacht schlechte Person sich seiner Gemahlin nähern lasse.

Diese lezte Züge besonders kündigen eine grosse Festigkeit des Karakters, und eine freimüthige Seele an, die ihre Gefühle nicht zu verbergen weißt. Der Dauphin mußte seinem Grosvater zu mißfallen befürchten, wie es auch wirklich geschah, aber lieber wollte er hier Gefahr laufen, als auf eine seiner Denkungsart entgegengesezte Weise handeln.

Noch muß ich hier beifügen, daß nach dem Tod Ludwig des 15ten der neue Monarch Seelen-Grösse genug besaß, alle Ursachen zu Beschwerden, die ihm die Gräfin du Barry so häufig gegeben hatte, zu vergessen. Auch seine Gemahlin zeigte nicht weniger Grosmuth gegen diese Frau, die sie als Dauphine schlechterdings nicht hatte ausstehen können.

*) Gemalin Ludwigs des 16ten

Hier noch ein Beispiel von Ludwigs Menschenliebe und Wohlthätigkeit.

Ein Schiffs-Capitain von Bourdeaux hatte das Unglük, auf der Küste von Guinea Schiffbruch zu leiden, er und seine Schiffsgesellschaft mußten durch die Barbarei der Schwarzen unglaubliches Uebel ausstehen. Nach der härtesten Gefangenschaft glükte es ihm endlich, nach Frankreich zurükzukommen. Aber er hatte unter den Schwarzen 7 Personen von seiner Gesellschaft zurüklassen müssen, und die Freude, wieder in seinem Vaterland zu seyn, war unaufhörlich durch das Andenken an diese Unglükliche getrübt. Zufälligerweise erfuhren der Dauphin und seine Gemahlin die Unglüksfälle dieses Mannes, und eilten so sehr, als möglich, durch eine Geld-Unterstützung zur Befreiung dieser noch in der Gefangenschaft befindlichen Unglüklichen beizutragen. Ein Kaufmann in Rochelle, dem das hohe Paar die Ausführung ihrer Wohlthat auftrugen, entsprach dieser für ihn so ehrenvollen Wahl auf eine würdige Art. Er eilte, 2 Fahrzeuge auf seine Kosten auszurüsten, und es glükte ihnen, vier dieser Gefangenen nach Frankreich zurükzubringen, die 3 übrigen waren gestorben. „Wie „schön, wie rührend ist es nicht, ruft hier der „französische Schriftsteller, der diese Anekdote er„zählt, aus, Unglükliche noch jenseits des Oceans „aufzusuchen! Man preißt zwar die Völker glük„lich, die durch einen philosophischen König regiert

„wer-

„werden, aber ich behaupte mit weit mehr Grund: „glüklich sind die Völker, die einen wohlthätigen „König haben.„

Ein Billet, das Ludwig als Dauphin den Abend vor Ludwig des 15ten Tod an den Abbé Terrai schrieb, verdient auch aufbewahrt zu werden.

„Mein Herr General-Controleur! Ich bitte „Sie, auf der Stelle zweimalhunderttausend Fran„ken *) unter die Arme von Paris austheilen zu „lassen, um Gott für den König zu bitten. Fin„den Sie diß zu theuer, so behalten Sie diese „Summe mir und meiner Gemalin an unsern Pen„sionen zurük.„

*) etlich und 90 tausend Gulden

Zweiter Abschnitt.

Ludwig der 15te bekam in einem Alter von 64 Jahren die Poken, und starb daran nach wenigen Tagen. Wegen seiner vielen liebenswürdigen Eigenschaften legte man ihm in seiner Jugend den Namen des **Vielgeliebten** bei; aber sein allzustarker Hang nach Vergnügungen, welchen er ganz die Sorge für sein Reich aufopferte, die Maitressen-Regierung, die damit verbundene Verschwendung, der für Frankreich so schimpfliche siebenjährige Krieg, und hauptsächlich seine darauffolgende immerwährende Fehde mit den Parlamentern, raubten ihm gänzlich die Zuneigung des Volks, und aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die 19 Jahre nach seinem Tod erfolgte Revolution weit bälder ausgebrochen, wenn er länger regiert hätte.

Er hinterließ seinem Enkel das Reich in der grösten Verwirrung. Allgemeines Elend herrschte im ganzen Königreich. Die Staatsschulden waren auf eine ungeheure Summe angewachsen, und die Achtung des Auslands für Frankreich unglaublich gesunken.

Ludwig der 16te hatte bei dem Tod seines Grosvaters noch nicht das 20ste Jahr zurükgelegt, ein

ein Alter, in dem es beinahe unmöglich ist, ein Reich, wie Frankreich, in dem Zustand, worinn es sich damals befand, gut zu regieren. Zum Glük suchte und fand Ludwig weise Rathgeber, wie wir weiter unten hören werden.

Das fürchterliche Uebel, die Blattern, welche Ludwig den 15ten so eben weggeraft hatten, verbreiteten sich nun weiter in der königlichen Familie. Aengstlich um das Leben ihres Vaters besorgt, verliessen ihn die Prinzeßinnen, seine Töchtern, aus Liebe keinen Augenblik. Bald theilte sich auch ihnen die Krankheit mit, eine allgemeine Bestürzung verbreitete sich, man zitterte für das Leben des Königs und seiner Brüder, die alle bisher noch von dieser pestartigen Krankheit verschont geblieben waren. Doch diese Besorgnisse dauerten nicht lange. Die Prinzeßinnen überstanden die Krankheit glüklich, und zur Erhaltung des Königs und seiner Brüder wurde die Inoculation mit dem besten Erfolg angewandt. Dem König, seinen 2 Brüdern, und der Gräfin von Artois wurden zu gleicher Zeit die Poken eingeimpft, und bei allen gieng die Krankheit ohne den mindesten üblen Zufall sehr leicht vorüber. Bisher stund die Inoculation in Frankreich noch in geringem Ansehen, aber dieses Beispiel war hinlänglich, sie beliebt zu machen, und sie ward jezt unter den Herrn und Damen des Hofs eben so ansteckend, als es bisher die natürliche Blattern gewesen waren.

Gleich nach dem Tod seines Grosvaters, in dem ersten Staatsrath, den Ludwig der 16te zu Choisi hielt, sagte er die merkwürdige Worte: „Mein gröstes Verlangen ist, mein Volk glüklich „zu machen.„ Wie sehr ihm dieser Wunsch von Herzen gegangen seye, zeigt folgender Brief an den würdigen Grafen von Maurepas: „In dem „gerechten Schmerzen, den ich habe, und den ich „mit meinem ganzen Königreich theile, habe ich „grosse Pflichten zu erfüllen. Ich bin König, die„ser Name schließt viele Verbindlichkeiten in sich, „aber ich bin erst 20 Jahre alt, und besitze die„jenige Kenntnisse noch nicht, die mir nöthig sind. „Die Gewißheit, die ich von Ihrer Rechtschaf„fenheit und Geschiklichkeit in den Staats-Ange„legenheiten habe, veranlaßt mich, Sie um Ih„ren guten Rath zu bitten. Kommen Sie also „zu mir, sobald es Ihnen nur möglich ist.„

Louis.

Wie schön ist nicht die Offenherzigkeit, die Ludwig in diesem Brief zeigt!

Einige Zeit nach seiner Thronbesteigung sagte er zu dem Grafen von Maurepas: er habe den Vorsaz, viele Mißbräuche abzuschaffen, besonders aber die Sitten zu bessern, er bitte ihn, ihm diejenige Mittel vorzuschlagen, durch die er am besten seinen Zwek erreichen könne. Der Minister antwortet: „Sire, man kann zwar dieses schöne „Projekt vermittelst Angeber oder einer Art In„quisition in Ausübung bringen. Aber dieser Weg

„ist

„ist nicht nur an und für sich sehr ungewis, son„dern würde auch der niedrigen Schmeichelei, den „Intriken und der Kabale ein weites Feld öffnen. „Es gibt 2 andere leichtere Mittel, die Euer Ma„jestät würdiger und wirksamer sind, nemlich das „gute Beispiel und Belohnungen für die Tugend. „— Und an diese Mittel werde ich mich halten, „versezte der König.„

Maurepas war 23 Jahre zuvor Seeminister gewesen, seine Redlichkeit hatte ihn vom Hofe entfernt, bei dem Dauphin, Vater Ludwigs des 16ten, aber in einen hohen Grad von Achtung gesezt, der ihn auch in einer hinterlassenen Schrift seinem Sohn aufs stärkste empfohlen haben soll.

Er lehnte die Wiederannahme seines vorigen Postens ab, wurde aber im Jahr 1776 zum Präsidenten des Finanz=Raths, oder auf gewisse Art zum ersten Minister ernannt, und hatte auf die wichtigste Angelegenheiten der Regierung, so lang er lebte, einen grossen Einfluß. Er starb im Jahr 1781 gleich vom König und von der Nation bedauert.

Ludwig der 16te bezeichnete gleich den Anfang seiner Regierung durch Wohlthätigkeit.

Das erste Zeichen seiner königlichen Macht gab er, daß er auf das Recht, joyeux avenement (freudige Thronbesteigung) genannt, Verzicht that. Ein sehr beträchtlicher Nachlaß, den sein väterlich

gesinntes Herz seinen Unterthanen machte. Auch die Königin schenkte ihnen die ceinture de la Reine (Gürtel der Königin). In dem Eingang des dieserwegen erlassenen Edikts stehen folgende merkwürdige Worte, deren Wahrheit auch durch zu verschiedenen Zeiten darauf gefolgte ökonomische Operationen bestätigt worden sind. „Es *) ist „eine von den Ausgaben, die unsere Person und „die Pracht unsers Hofes angehen. Ueber diese „können wir geschwinder den Regungen unsers Her„zens folgen, und wir beschäftigen uns schon mit „Mitteln, sie auf eine angemessene Grenze zurük„zuführen. Dergleichen Aufopferungen kosten uns „nichts, sobald sie nur zur Erleichterung unserer „Unterthanen dienen können, ihr Glük soll unsern „Ruhm ausmachen, und das Gute, das wir ih„nen schaffen können, wird die süsseste Belohnung „für unsere Mühe und Arbeit seyn.„

Zum Beweis, wie groß damals der Enthusiasmus der Franzosen für ihren König gewesen ist, dient folgendes: Es wurde einem Privatmann an eben dem Tage, an welchem der König dieses Edikt bekannt machen ließ, ein Sohn gebohren. Der zärtliche Vater nennt seinen Sohn Ludwig, und sezt unter ein Glas in der nemlichen Einfassung einen Auszug aus dem Taufbuch seines Kindes und das Edikt des Königs mit folgenden großgeschriebenen Worten: „Den 30sten Mai 1774, „an jenem ewig merkwürdigen Tag, wo Ludwig

*) nemlich das Recht joyeux avenement

„der 16te uns glüklich zu machen versprochen hat,
„ist, um glüklich zu seyn geboren, Ludwig N . . . . „

Bei einer Gelegenheit, wo das Volk seinen neuen König und die junge Königin von nahem sehen wollte, näherte es sich hauffenweise der Karrosse Ihrer Majestäten, und drükte auf die Garde, die es wieder zurük treiben wollte. Der König aber rief: „laßt nur diese gute Leute kom„men, sie haben nicht im Sinn, uns etwas übels „zu thun. „Auf der andern Seite sagte die Kö„nigin; Ihr findet ein Vergnügen daran, uns zu „sehen, und uns freut es eben so sehr, eure Lie„be gewahr zu werden.

Zu Anfang seiner Regierung hielt sich Ludwig einige Zeit zu Muette auf, und diß zog nach Passy einem benachbarten Dorf eine ungeheure Menge Menschen. Hier benachrichtigte man den König, daß an dem Allerheiligen-Fest ein Beker von Passy sich den Zusammenlauf des Volks zu Nuze gemacht habe, um sein Brod über die Taxe zu verkaufen. Gleich ließ ihn der König zu sich rufen, und nachdem er ihn wegen seiner unrechtmäsigen Gewinnsucht sehr nachdrüklich getadelt hatte, verurtheilte er ihn noch 600 Livres †) Strafe zu bezahlen.

Eines Tages gieng Ludwig in den Gegenden von Choisy spazieren, und fragte einen Landmann den er nicht kannte, was das Brod koste? Auf

 die

†) 275 Gulden Reichsgeld.

die Nachricht, daß der Preiß des Pfunds über 4 Kreuzer seye, versezte der Monarch „das ist zu viel, die „Franzosen müssen das Brod wohlfeiler essen, und gleich wurden auch solche Anstalten getroffen, die den Preis des Brods um ein nahmhaftes herabsezten.

Die unzählige Beweise, die der junge König von Liebe und väterlicher Sorgfalt für sein Volk gab, verschafften ihm die allgemeine Zuneigung in einem sehr hohen Grad, und er bekam mit Grund den Namen des *) Wohlthätigen.

Fürsten pflegen sich gern zu manchen an sich unbedeutenden Handlungen herabzulassen, wenn sie nur auf einige Art dazu dienen können, ihnen die Liebe des Volks zu erwerben. So lange sie noch nicht die gute Meinung ihrer Unterthanen verwirkt haben, verschaffen ihnen öfters Kleinigkeiten einen sehr hohen Grad von Erkenntlichkeit und Liebe. Als der junge Monarch auf seiner Reise nach Muette durch Paris kam, und von einer unglaublichen Menge Volks umringt ward, welches die Luft mit dem Geschrei: es lebe der König erfüllte, stekte er den Kopf aus der Kutsche, und rief mehrmals „es lebe mein Volk! „sein Glük soll meine vornehmste Sorge seyn.“ In manchen Stüken ward durch die Sorgfalt des Königs eine grössere Sparsamkeit eingeführt, selten aber war sie von Wichtigkeit, noch seltener

wurde

*) le bienfaisant.

wurde sie lange befolgt. Und wenn sie ja von Dauer war, so machte sie im Grund nur eine Veränderung in den Kanälen des Aufwands, ohne den Aufwand selbst zu vermindern. Indeß war diß dem Volk doch immer angenehm, dessen gegenwärtige Last minder unerträglich scheint, wenn es nur die betrügliche Hofnung hat, daß sie einmal vermindert werden wird. Dergleichen Täuschungen geschehen nur um des grossen Hauffens willen. Politiker kennen sie als Täuschung, und Philosophen bedauern sie.

Der neue König folgte zwar gleich nach dem Tod seines Grosvaters andern Rathschlägen, es dauerte aber doch noch einige Zeit, ehe die bisherige Minister entfernt wurden. Endlich legte der Herzog von Aiguillon seine Stelle als erster Minister zuerst nieder, und der Kanzler von Maupeau, welcher Frankreichs Haß mit ihm getheilt hatte, wurde von seinem hohen wichtigen Posten entlassen. Der Kanzler Maupeau fiel dabei nicht weiter in Ungnade, als daß er seine Stelle verlor, und sich auf seine Güter in der Normandie begeben mußte. Kurz darauf mußte auch der Abt Terray die Stelle eines General-Controleurs der Finanzen niederlegen. Als er sich an den Ort seiner Verweisung begab, wollte er, um nicht erkannt zu werden, morgens in aller frühe über die Fähre zu Choisy gehen, allein dieser Vorsicht ungeachtet wurde er erkannt. Das Volk rottete sich in aller Eile zusammen, riß das Tau von der

Fäh-

Fähre ab, und würde ihn unfehlbar ersäuft haben, wenn nicht zu seinem Glük ein Trupp Reiterei herbeigesprengt gekommen wäre, und ihn aus den Händen des Volks gerettet hätte. Ein neuer Beweis, wie gefährlich es für einen öffentlichen Beamten ist, den Haß des Volks auf sich zu laden.

Die Freude, welche das ganze Reich über die Entfernung dieser ihm verhaßten Minister hatte, denen es die Aufhebung der Parlamenter, und alle übrige schädliche Maßregeln der vorigen Regierung zuschrieb, läßt sich eher denken als beschreiben. Eben so groß war die Hofnung, die man sich von der künftigen Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten machte. Herr von Miromesnil, vorher Präsident des Parlaments zu Rouen wurde Siegelbewahrer (oder Justizminister) Graf von Vergennes, der die Gesandschaftsstelle an mehreren der ersten Europäischen Höfe mit vielem Ruhm bekleidet hatte, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und Ritter de Muy, bald darauf Marschall von Frankreich, Kriegssekretair, Turgot anfänglich Seeminister bald aber Generalkontroleur der Finanzen. Die Wiederherstellung der Parlamenter, war der grosse Gegenstand, der die Aufmerksamkeit des ganzen Königreichs auf sich zog. Die bisher befolgte Maßregeln schienen dieselbe zu versprechen und erhielten das Volk zwischen Furcht und Hofnung. Da aber die Veränderung des Ministeriums diesen erwünschten Schritt nicht sogleich bewirkte, und das Betragen

des

des Hofes immer zweideutiger wurde, so wurden die Gemüther immer mehr aufgebracht, bis endlich Furcht und Mißvergnügen das Uebergewicht bekame. Die Nation fieng bereits an zu verzweifeln. Es scheint wirklich, der König und sein Staatsrath seyen in Ansehung dieses Gegenstandes, welcher ganz Frankreich so nahe am Herzen lag, eine Zeitlang unentschlossen gewesen, so daß die Wiederherstellung der Parlamenter eine geraume Zeit sehr ungewiß war. Der König fuhr, wie man sagt, an einem Abend in Paris spazieren, allein statt des freudigen Zurufes, welcher ihm sonst bei jeder Gelegenheit zu Theil wurde, fand er jezt überall, wo er hinkam, ein tiefes trauriges Stillschweigen, und sah Mißvergnügen und Niedergeschlagenheit in jedem Gesichte geschildert. Diese plözliche Veränderung in der Gesinnung seiner Unterthanen rührte ganz natürlich das Herz eines jungen Monarchen, und zum Glük hatte er Minister, welche diesen Eindruk unterhielten. Diesem kleinen Umstand schreibt man hauptsächlich die Veränderung zu, welche bald darauf erfolgt ist.

Die Zurükrufung des Herzogs von Orleans †) an den Hof und verschiedene Rathsversammlungen, denen er und die übrige Prinzen beiwohnten, gaben

†) Vater des wirklichen Egalite', der ein treuer Anhänger des Parlaments gewesen, und deßwegen verwiesen worden war.

ben dem Volk den ersten Wink, daß es befriedigt werden würde. Bald darauf widerrief der König die Lettres de Cachet (Verweisungsbriefe) welche wider die alte Parlamentsglieder ergangen waren. Zugleich wurden Maßregeln genommen, das gegenwärtige Parlament aufzuheben, dessen Glieder dem Volk so verhaßt waren, daß man ihnen zur Sicherheit Wachen geben mußte. Der 12te November 1774 war der zur Wiedereinsezung des alten Parlaments bestimmte Tag. Der Einzug des Königs in seine Hauptstadt in Begleitung der Königin, seiner Brüder und der Prinzen vom Geblüte, der Anblik der ehmaligen verwiesenen Parlamentsglieder, welche jezt mit aller nur möglichen Pracht wieder eingesezt werden sollten, die Gassen in geraden Linien mit Truppen besezt und mit einer unzähligen Menge Volks bedekt, welches alle Häuser bis auf die Dächer anfüllte, hatte allen Glanz eines Triumphs, und erregte mehr Freude, als der herrlichste Sieg würde verursacht haben. Der König genoß an diesem Tag das Glük, daß er auch den grösten und beliebtesten seiner Vorgänger nicht weichen durfte. Indessen war diese Wiederherstellung mit gewißen Einschränkungen verbunden, wodurch die Macht des wiedereingesezten Parlaments geschwächt werden sollte. Ludwig der 16te war zwar geneigt, die Gemüther des Volks durch die Zurükberufung des Parlaments zu beruhigen; aber er hatte eben so wenig, als sein Großvater Lust, dem Parlament

eine

eine Gewalt zuzugestehen, welche der unbegränzten Ausübung seiner Macht Schranken sezen könnte. Die Rede, welche der König bei dieser Gelegenheit in den Lit de Justice hielt, entdekte seine Gesinnungen in diesem Stük. Zuerst bemerkte er, daß der Schritt den er gegenwärtig thue, ein Beweis seiner Zärtlichkeit gegen seine Unterthanen seyn, sezte aber hinzu, wie ihre Ruhe und Glükseligkeit es erfordere, daß er seine Gewalt in ihrer ganzen Fülle ausübe. Er seye versichert, daß die gegenwärtige Versammlung seinem Volk das erste Beispiel der Unterwerfung geben werde. Hierauf wandte er sich besonders an die Glieder des vormaligen Parlaments, und sagte, daß der König sein Großvater durch ihre Widersezlichkeit gegen seine wiederholte Befehle seye genöthiget worden, solche Maßregeln zu ergreifen, welche seine Weisheit ihm nur eingeben könne, seine Gewalt zu behaupten, und seinen Unterthanen die ihnen schuldige Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er habe es gegenwärtig für dienlich erachtet, sie zur Verwaltung ihrer Aemter, welche sie niemals hätten verlassen sollen, wieder zurükzuberufen, und er verlange, daß sie seine Gnade schäzen lernen, und die Grösse derselben nie vergessen möchten.

Nun gab ihnen der König von einer Verordnung Nachricht, die ihnen gleich darauf vorgelesen wurde, sie konnte als ein Gesezbuch des Verhaltens des Parlaments angesehen werden, und die Gewalt desselben wurde dadurch sehr beschränkt.

Der König erklärte hierauf, daß er nicht die geringste Abweichung davon leiden werde, und die Verordnung mußte sogleich in die Register des Parlaments eingetragen werden. Hierauf beschloß der König das Geschäft dieses merkwürdigen Tages mit einer kurzen Rede, worinn er ihnen sagte, sein Wille seye nunmehr bekannt, und von ihrem Eifer für das allgemeine Beste, und von ihrer Ergebenheit gegen die wahre Grundsäze der Monarchie hoffe er, daß sie dasjenige, was er damals vorgeschrieben habe, auf das pünktlichste befolgen würden. Zum Schluß versicherte er sie seiner Gnade und seiner Unterstüzung, so lange sie ihre Stellen würdig bekleiden, und sich nicht beigehen lassen würden, die Grenzen der ihnen anvertrauten Gewalt erweitern zu wollen.

So durfte damals Ludwig der 16te mit seinem Volk sprechen, und er war dabei noch so glüklich, dem gewaltthätigen Schritt seines Großvaters nicht allein seine verhaßte Gestalt zu nehmen, sondern ihn auch in einen Grund der Liebe des Volks zu verwandeln, zu gleicher Zeit aber auch die Parlamenter, ohne ihren Namen aufzuheben, allem Ansehen noch weit abhängiger zu machen, als sie jemals gewesen waren. Das Chatelet, und einige andere zu dem Parlament gehörige Gerichtshöfe wurden nachher gleichfalls wieder hergestellt. Allein so viel die zurükberufene Glieder auch gelitten hatten, und so eng sie nunmehr eingeschränkt waren, so war doch der Geist des al-

zwi-

ten Parlaments noch nicht von ihnen gewichen; sondern es entstanden sehr bald kleine Zänkereien zwischen ihnen und dem Könige über das Registriren und das Recht Vorstellungen zu thun, wozu einige zweideutige oder unbestimmte Ausdrüke in der lezten Verordnung Gelegenheit gaben. Allein dergleichen Zwistigkeiten wurden durch die Machtsprüche des Königs sehr bald beigelegt, und seine Antwort auf eine dieser Vorstellungen war entscheidend. **Ich will, daß mein Wille geschehe.**

Da der Erzbischoff von Paris von neuem anfieng, Leuten, die wegen der bekannten Unigenitus Bulle eine andere Meinung, wie er, hegten, die Sakramente zu verweigern, ließ ihn der König zu sich kommen, und sagte ihm folgendes: „Mein „Großvater hat Sie wegen der Unruhen, die „Sie in dem Staat stiften, mehrmals verwiesen, „ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen zu sa„gen, daß wenn Sie je dergleichen wieder erre„gen, ich Sie nicht verweisen, sondern der Stren„ge der Geseze überliefern werde.„

Diese standhafte Erklärung sezte den Erzbischoff so in Schreken, daß er ganz willig jedem, ohne ihn vorher um seine Meinung zu fragen, die Sakramente reichen ließ, und damit hatte eine Sache, die unter Ludwig dem 15ten viele Jahre die gröste Unruhen im ganzen Königreich verursacht hatte, auf einmal ein Ende.

Zu Ende des Jahres 1774 ließ Ludwig, durch seinen Finanzminister Turgot aufgemuntert, eine Verordnung ergehen, wodurch der seit 1770 unterbrochengewesene freie Getraide = Handel im ganzen Königreiche wieder hergestellt wurde. So richtig auch die Grundsäze waren, auf welchen diese Verordnung beruhete, so fiel ihre Erscheinung und Ausübung doch gerade in eine Zeit, wo durch eine vorangegangene Dürre grosser Mangel an Getraid im ganzen Königreich entstanden war, und man schrieb nun denselben ohne den mindesten Grund jenen neuen Einrichtungen zu, ohne an seine natürliche Ursache zu denken. Aufgebracht über diese Neuerungen rottete sich nun der Pöbel besonders in der Nähe von Paris in grossen Haufen zusammen, vergrif sich an den obrigkeitlichen Personen, plünderte die Häuser, und verdarb bey Verübung dieser Gewaltthätigkeiten nicht nur eine grosse Menge von Korn und Mehl, welches seinem Mangel hätte abhelfen können, sondern vermehrte auch die allgemeine Noth noch dardurch, daß er die Eigenthümer des Korns abschrekte, es zu Markt zu bringen.

Eine Viehseuche richtete zur Vermehrung des Uebels grosse Verheerungen in dem innersten des Königreichs an, und machte die Niedergeschlagenheit allgemein. Zu Dijon, *) der Hauptstadt vom ehma=

*) nun im Departement der Goldhügel, wo es bekanntlich von jeher sehr feurige Patrioten gab.

ehmaligen Burg und hatte ein Aufstand des Volks zu dieser Zeit die traurigste Folgen. Durch Mangel gereizt, und bis zur Raserei entrüstet, hatte die unglükliche Menge das Haus des Intendanten geplündert, der nur mit genauer Noth ihrer Wuth entgehen konnte. Um fernere Ausschweifungen zu verhindern, mußte man eine beträchtliche Zahl regulärer Truppen zur Unterstüzung der Regierung aufbieten, aber die hungrigen Empörer behaupteten sich eine Zeitlang wider die geübte Tapferkeit ihrer Gegner, und eher nicht, als bis beinahe 500 dieser unglüklichen Leute ein Opfer ihres Elends geworden waren, gaben sie den vergeblichen Kampf auf.

Auch die Hauptstadt blieb von ähnlicher Noth und Unruhe nicht frei. Vergebens versuchte Ludwig und sein Ministerium alles, die Wuth des bedaurungswürdigen Volks durch die mildeste Vorstellungen zu besänftigen, man sahe sich genöthiget, entschlossene Maaßregeln zu nehmen. Die Marechaussee *) erhielt Befehl, die aufrührische Menge zu zerstreuen, und an den schuldigsten ohne Umstände Gerechtigkeit zu vollziehen, zu gleicher Zeit wurde denjenigen Verzeihung angeboten, die sich nach Haus begeben, und das weggenommene oder verdorbene Getraide ersezen würden.

 Diese

*) Reuterei, die von der Polizei abhieng, nun National-Gens d'armes in Frankreich.

Diese zu rechter Zeit ergriffene Maaßregeln wirkten. Haufenweise suchten die Empörer ihre üble Aufführung dadurch wieder gut zu machen, daß sie den Personen, welche sie geplündert hatten, das Ihrige wieder erstatteten. Einige wenige büßten ihre Verbrechen unter der Hand des Henkers, und die folgende reiche Erndte machte der Noth des Volks, und damit den Unruhen ein Ende.

Im Sommer 1775 ließ sich endlich der König salben. Schon über ein Jahr seit dem Tod seines Großvaters hatte er nun die Amtsverrichtungen eines Monarchen ausgeübt, und er hätte sich ganz wohl einer mehr kostspieligen als nüzlichen Zeremonie entschlagen können. Aber er entschloß sich endlich es zu thun, um die Vorurtheile des Volks zu schonen. Vielleicht wurde er durch gierige Hofleute dazu aufgemuntert, die von grossen Ausgaben, worein sie ihren Monarchen sezen können, allen möglichen Gewinnst zu ziehen pflegen. Vielleicht folgte er den Einflüstrungen ehrsüchtiger Leute an seinem Hof, die gern unter ihrem neuen König eine Rolle spielen wollten, wärs auch nur bei einer eitlen Zeremonie. Der alte Kardinal de la Roche Aymon Erzbischoff von Rheims sagte: er habe den König getauft, habe ihm seine erste Beichte gehört, habe ihn konfirmirt, und bei seiner Vermählung eingesegnet, nun bleibe ihm nichts mehr zu wünschen übrig, als ihn noch bei

der

der Krönung zu salben. Um nur eine kleine Probe von dem ungeheuren Aufwand der Salbung zu geben, wird es hinlänglich seyn, wenn ich folgendes anführe. Man wußte, daß die Königin der Zeremonie beiwohnten sollte, und daß diese Zeremonie lange dauren würde, man hatte also in die Kirche eine vollständige Wohnung für diese Prinzeßin gebaut, dicht an die Bühne, die für sie bestimmt war, und diese Wohnung war so vollständig, daß sie sogar einen Saal für die Garden, und ausserdem noch Plaz für alle Bequemlichkeiten enthielt. Zu Soissons mußte ein Stadt-Thor niedergerissen werden, wo die Kutsche des Königs wegen ihrer Höhe von 18 Fuß nicht hätte durchkönnen. Auf dem Weg baute man mehrere Brüken neu, über die Se. Majestät mußte. Alle diese verschiedene Arbeiten geschahen frohnweise. So bald die unglükliche Landleute, welche daran arbeiten mußten, von weitem einen Reisenden erblikten, fielen sie auf ihre Knie nieder, hoben ihre Hände in Himmel, und führten sie gegen den Mund zurük, als wenn sie Brod fordern wollten.

Die Karrosse des Königs zu der Salbung kostete 250,000 Livres, aber das merkwürdigste und reichste Stük war ohne Widerspruch die Krone *) mit

*) sie ist wenige Tage nach der Absezung des Königs gestohlen worden, und man hat nur den kleinsten Theil der Diamanten wieder bekommen können.

mit Diamanten geziert, und man schäzte ihren Werth auf 18 Millionen Livres.

Die Strasse nach Rheims war so voll Leute, wie die gangbarste Strassen von Paris, zwanzig tausend Postpferde waren darauf unaufhörlich im Lauf.

Bei dem allen waren bei der Salbung nicht so viele Leute zugegen, als man hätte glauben sollen.

Die Zeremonie dauerte zwar von 6 Uhr frühe bis 2 Uhr Mittags, im ganzen aber war sie nicht so lange, als sie hätte seyn sollen. Viele Gebete ließ man weg, theils um seine Majestät bei der ausserordentlichen Hize nicht zu sehr zu ermüden, theils auch um den sehr alten Erzbischoff von Rheims zu schonen. Etwas, was die Patrioten sehr unwillig machte, war die Unterdrükung desjenigen Theils des Zeremoniels, wo man das Volk um seine Einwilligung zur Wahl des Königs zu fragen scheint. So ganz umsonst auch diese Formul war, so war man doch sehr übel auf die Geistlichkeit zu sprechen, daß sie dieselbe weggelassen, und blos dasjenige beibehalten hatte, was sie selbst angieng.

Der Beweis, daß die Geistlichkeit alles in den Zeremomien der Salbung umgekehrt hat, ist, daß der sogenannte berühmte königliche Eid keinen andern

dern Bezug, als auf die Kirche hat. Schwur der König, sein Volk glüklich zu machen? schwur er, die Grundgeseze des Königreichs aufrecht zu erhalten? schwur er bloß die nöthige Auflagen zu machen, und diejenige zu unterdrüken, die der Nation zur Last fallen? Nein er schwur, mit aller seiner Macht aus allen seiner Herrschaft unterworfenen Ländern die Rezer zu vertilgen, die namentlich durch die Kirche verdammt sind. Nach der Bemerkung eines achtungswürdigen Schriftstellers sagte der Prälat der an dem königlichen Zimmer anklopfte: wir begehren Ludwig den 16ten, den uns Gott zum König gegeben hat. Hätte die Geistlichkeit diese Stelle nicht verfälscht, so müßte sie heissen: den wir zum König gewählt haben.

Der König begnadigt am Tag seiner Salbung eine gewisse Anzahl schuldige, die durch die Gerichtshöfe verurtheilt sind. Ein Beweis, wie das menschliche Verderbniß täglich steigt, ist, daß man bei der Salbung Ludwig des 15ten mehr nicht als 500 Bittschriften um diese Begnadigung einreichte, und man deren bei Ludwig des 16ten Salbung nicht weniger als 15000 zählte.

In dem für die Salbung verfertigten Reglement war es vorgeschrieben, daß der König in allen den Orten, wo er durchgehen würde, unter Gloken-Geläute, mit Abfeurung der Artillerie und

Freudengeschrei empfangen werden sollte. Verständige Leute waren sehr über dieses künftige schon zum voraus befohlene Freudengeschrei erstaunt, als wenn Herzens-Empfindungen eine Sache des Gebrauchs, oder der Etikette seyn könnten.

Ehe der König seinen feierlichen Einzug in Rheims hielt, fragte man ihn, ob er nach alter Sitte die Strasse, durch die er fahre, austapezirt haben wolle: „keine Tapeten, erwiederte er, „ich will nichts, was das Volk oder mich hindern „könnte, uns zu sehen.“ So sprach auch der gute Heinrich der 4te. „Zwischen meinem Volk und „mir darf keine Scheidewand seyn, laßt sie doch „zu mir kommen, sie wollen ihren König sehen.„

Die Stadt Rheims ließ, um Ludwig dem 16ten einen Beweis ihrer eifrigen Zuneigung bei seinem Empfang zu geben, das Thor von Paris, dessen zu enge Oeffnung des Königs Einzug hindern könnte, niederreissen, und dafür ein prächtiges eisernes Gitter hinmachen, das ein immerwährendes Denkmahl der Epoche seiner Errichtung bleiben wird.

Die Salbung selbst gieng den 9ten Junius 1775 mit aller nur erdenklichen Pracht unter dem gewöhnlichen Zeremoniel vor sich. Man sah bei dieser Gelegenheit die alten Würden des Königreichs erneuert. Der Graf von Provence stellte den

den Herzog von Burgund vor, Artois den Herzog von der Normandie, der Herzog von Orleans den Herzog von Aquitanien, der Herzog von Chartres (jezt Egalité) den Grafen von Toulouse, der Prinz von Conde den Grafen von Flandern, und der Herzog von Bourbon den Grafen von Champagne.

Nach Endigung der lange daurenden Zeremonie war der König müde, und wollte nun eben ein wenig ruhen, als man ihm sagt, daß das Volk lebhaft darauf dringe, ihn noch einmal zu sehen. Gleich vergaß er die Mühseligkeiten, die er eben ausgestanden hatte, und begab sich in eine bedekte Gallerie, die von dem Palais in den Vorsaal führte. Das entzükte Volk stellte sich selbst unter diesem Gang in Ordnung. Ohne Wache, ohne Begleitung, ganz allein mit der Königin gieng der junge Monarch lange mitten unter dem Haufen spazieren, ließ sich durch die eine anrühren, leihte sein Ohr den Wünschen anderer, antwortete darauf mit Güte, und hielt sich selbst mit Gefälligkeit auf, wenn jemand mit ihm sprechen wollte. Seine Officiere und die Grossen des Hofs suchten ihn lange, und fanden ihn endlich mit der Königin mitten unter dem Volk. Sie gaben ihm ihre Furcht zu verstehen, daß er unter der Last seiner Strapaze unterliegen möchte. — „Ach, „sagte ihnen der gute König, das was ich sehe, „das was ich höre, verschafft mir hinlänglich „Erholung.„

Bald nach seiner Krönung gab Ludwig der 16te einen neuen Beweis seiner Menschenliebe und seines Widerwillens gegen Todes=Strafen. Deserteurs des französischen Heeres waren bisher ohne Gnade mit dem Tod bestraft worden; er verordnete, daß sie in Zukunft nur als Gefangene eine gewisse Anzahl Jahre an den öffentlichen Wegen arbeiten sollten. Gleiche Aufmerksamkeit widmete er auf die allgemeine Wohlfarth seiner Unterthanen. Er benuzte den Augenblik des Friedens zur Verringerung seiner zahlreichen Landmacht und zur Erfüllung jener Versprechungen einer genauen Wirthschaft, die er bei der Thronbesteigung seinem Volk gegeben hatte.

Nach dem Tod des Marschalls von Muy folgte ihm der Graf von St. Germain in der Kriegsministerstelle, ein durch seine wunderbare Schiksale eben so als durch seine Talente berühmter Mann. Er hatte den Plan, das ganze Kriegswesen in Frankreich umzuschaffen, mehr Ordnung in das französische Heer zu bringen, und den Aufwand seines Departements wegen dem üblen Zustand der Finanzen so viel als möglich einzuschränken. Er besaß vollkommen den zur Ausführung dieser Absicht unentbehrlichen Muth und Festigkeit.

Den Anfang machte er mit der Aufhebung der Mousquetärs des Königs, eines Corps welches aus den vornehmsten Familien des Königreichs bestand, und eigentlich blos zur Leibwache des Königs diente, das aber auch

im Feld öfters Beweise der grösten Tapferkeit gegeben hatte. So sehr aber auch dieses Corps den Glanz des Hofs vermehrte, so waren doch seine Unterhaltungskosten so ungeheuer groß, daß sie mit seinem Nuzen in ganz und gar keinem Verhältniß stunden. Oefters war daher schon der Vorschlag zur Aufhebung dieses Corps gemacht worden, aber nie hatte es ein Minister gewagt, sich dem Hasse auszusezen, der damit unausbleiblich verbunden war. Graf St. Germain war dieser Mann. Nachdrüklich stellte er dem König die beträchtliche Ersparnis vor, welche die Aufhebung dieses Corps, das blos der Neigung zum Gepränge seine Entstehung zu danken habe, verursachen könnte. So schwer den König seine Einwilligung nothwendig ankommen mußte, so erfolgte sie dennoch, und die Verordnung wegen der Aufhebung wurde nun ohne Verzug bekannt gemacht. Schröklicher kann man sich wohl nichts denken als den Eindruk, den die Nachricht von ihrer Entlassung auf diese Männer machte. — Durch Aehnlichkeit der Lebensart an einander gewöhnt, durch gemeinschaftliche Dienste und Gefahren zu vester Freundschaft verknüpft, flöste ihnen der Befehl zu ihrer Trennung gleiche Betrübnis und Verzweiflung ein, als wenn ihnen das Urtheil zu ihrer unmittelbaren Hinrichtung gesprochen worden wäre. Sie äusserten ihre Empfindungen in den lautesten und bittersten Ausrufungen. Sie wandten alles nur mögliche an, um den verhaßten Befehl rükgängig zu machen. Aber

der

der König und sein Minister waren unerbittlich, und die Hauptstadt fühlte auch keinen Unwillen über die Befreiung von einem Hauffen, dessen ungestümmer und übermüthiger Geist nur zu oft den geringern Theil der Bürger gekränkt hatte.

Bei seinen neuen Reglements für die französische Armee nahm der Graf St. Germain deutsche Grundsäze an, Franzosen sollten wegen geringerer Vergehungn mit Stokschlägen gestraft werden, und diß war ihnen unerträglich. Sie wünschten sich lieber den Tod. Häufig ereigneten sich traurige Beispiele, daß sie diese Strafe ganz in Verzweiflung brachte, und so geliebt und geschäzt St. Germain vorher bei dem Militär gewesen war, so sehr wurde er als Minister verabscheut.

Durch die ihm von allen Seiten her in den Weg gelegte Hindernisse und Kränkungen ermüdet, legte er seine Stelle nieder, und starb bald darauf, ehe er noch seine grosse Plane ganz auszuführen vermögend gewesen war, die aber doch nachher zum Theil von den folgenden Ministern in seinem Fach zur Ausführung gebracht wurden. Indessen hatte die Kriegsdisciplin, die er einführte, die Soldaten sehr von der Regierung abwendig gemacht, und auf die Seite des ohnediß schon mißvergnügten Volks gebracht.

Ungefähr um eben diese Zeit erhielt auch der Finanzminister Turgot seine Entlassung. Die viele Einschränkungen, die er wegen des Zustands

der

der Finanzen machen mußte, zogen ihm eine Menge Feinde zu. Aus Eifer für das Beste des Staats verstopfte er manchen vornehmen Personen die Quellen, aus welchen sie bisher für ihre Verschwendung geschöpft hatten, und sie dachten nun auf seinen Sturz. Das Mißvergnügen über seine so nöthige Einschränkungen wurde zum Vorwand genommen, um ihn als untüchtig für seinen Posten dem König zu schildern, und er wurde entfernt. Er war ein Mann von der grösten Thätigkeit und Redlichkeit, der aber das Beschwerliche einer allgemeinen Reformation und Einschränkung in dem Finanzwesen nicht immer in Erwägung zu ziehen schien. *) Die gewöhnliche Pension eines Ministers nahm er bei seiner Entfernung nicht an, sondern er behielt nur die eines Intendanten, welche Stelle er zuvor bekleidet hatte, auf immer bei.

Nach

*) Ein neuer französischer Schriftsteller macht folgende Schilderung von ihm, die noch interessanter wegen der Beziehung auf den König ist: „Turgot, „sagt er, war hart, wie Ludwig der Sechzehnte, „strenge wie er, haushälterisch wie er, wünschte „mit Wärme das Glük des Volks, wie er, ver„stand sich aber nicht auf die Kunst, Hof zu ma„chen, und verließ sich auf seine Handlungen. „Wenn aber dieser Minister in Sully's Fusstapfen „trat, und wenn er beliebt bei seinem Herrn war, „so hatte er doch das Unglük, in Ludwig dem „16ten nicht Heinrichs Beständigkeit zu finden.„

Nach einigen Veränderungen in dem Departement der Finanzen bekam der berühmte Hr. Nekker im Jahr 1776 ihre Führung. —

Zu Ende des Jenners 1776 war in Frankreich eine ausserordentliche Kälte. Die im Winter von 1783—1784 übertraf sie nur durch ihre längere Dauer.

Mitten unter ihrer grösten Härte gieng der König öfters incognito in den Strassen von Versailles herum, um selbst zu sehen, ob man den Armen das Holz auch pünktlich austheile, das er ihnen zu geben befohlen hatte.

Während dieser empfindlichen Kälte bewog Ludwig den 16ten seine Menschenliebe, die Schildwachen zu Versailles aufzuheben; aussen am Schloß sah man keine Truppen mehr unter den Waffen. Die Armen hatten die Freiheit hineinzugehen, und sich in den Küchen zu wärmen, wo sie Kohlen mit sich nahmen, und wo man Suppe unter sie austheilte. Eben so gut wurden sie auch in den Galerien und in andern Zimmern aufgenommen. Auf ausdrüklichen Befehl des Königs mußte man in allen Quartieren der Stadt grosse Feuer für sie anzünden; er verordnete, daß man ihn überall vorbeilassen sollte, ohne ins Gewehr zu rufen. Jeden Tag gieng er mit einem kleinen Gefolg in den Strassen herum, um den Bedürftigen Hülfe zu leisten. Bei einem dieser Ausgänge traf Ludwig der 16te einen Knaben an, der ihn um ein

Al-

Allmosen bat, „und was willst du mit dem Geld „machen, das ich dir geben werde, fragte ihn „der Monarch?„ „ach, mein Herr, antwortete „der junge Unglükliche, ich will es meinem ar„men Vater bringen. Er ist schon seit einigen „Tagen krank, und liegt in den lezten Zügen, ohne daß „er weder Brod, noch Holz, um sich zu wärmen, „hat.„ Der König wollte wissen, ob die Erzählung des Kindes auch wahr seye, und befahl, ihn mit sich nach Hause zu führen. Als er nun in der elendesten Wohnung angekommen war, erblikte der Monarch auch wirklich einen schwachen Greis. Er lag auf Stroh ausgestrekt, und litt an allem Mangel, bei einer Witterung wo selbst Reiche die strenge Kälte empfinden mußten. Thränen entfielen bei diesem traurigen Anblik dem König, er befahl, diesem Unglüklichen in der grösten Eile alle Hülfe zu schaffen, ließ ihm so geschwind als möglich ein Bett, und alles das bringen, was zur Milderung seines Elends nöthig war.

Ich habe schon erzählt, daß der König in diesem Winter Allmosen von Holz austheilen ließ. Eines Tages sah er eine Reihe von Wägen mit solchem Brennholz am Schlosse vorbeifahren, als sich eben viele von seinen Hofleuten zu einer Schlittenfarth rüsteten, er sagte die merkwürdige Worte zu ihnen: „Hier, meine Herren! sehen sie meine „Schlitten.„

Während Ludwig allein herumwanderte, Unglükliche besuchte, und ihr Elend linderte, machte

te der Hof einen grossen Aufwand mit Schlitten. Jeder Prinz und jede Prinzeßin wollte sie schöner und prächtiger als die übrigen haben, man war aber sorgfältig bedacht, dem König diese ungeheure Unkosten zu verheelen. Da er sich aufs äusserste einschränkte, und man in seiner Gegenwart nichts als strenge Sparsamkeit beobachtete, auch vor seinem Anblik die Gegenstände des Luxus und der Ausgabe sorgfältig verbarg, so war es ihm unmöglich einzusehen, daß oft ein blosser Diener von Prinzen oder Hofdamen in einem einzigen Tag auf Rechnung des Staats mehr Aufwand machte, als er selbst in einem ganzen Jahr ersparen konnte. Und so ist es leicht begreiflich, wie die Finanzen, deren Verbesserung der König aus allen seinen Kräften sich angelegen seyn ließ, zu dieser Zeit doch wenig gewannen.

Wurde indessen der König oft und schändlich hintergangen, so ist diß nicht seine Schuld. Immer war sein Herz gut, seine Absichten edel, und das Glük seines Volks der Zwek, auf den er nach Möglichkeit hinarbeitete.

Im April 1776 machte Kaiser Joseph II., unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, eine Reise nach Frankreich. Sein Schwager, der König, nahm ihn mit allen Beweisen der Ehrerbietung und Freundschaft auf, die er der Würde eines deutschen Kaisers und dem Bruder seiner Gemalin erzeigen zu müssen glaubte.

Jo-

Joseph II. hielt sich nur wenig bei Hofe auf, öfters speiste er mit dem König und der Königin allein, er war nicht auf einen gewöhnlichen Besuch gekommen, er wollte sich unterrichten. Den grösten Theil seines Aufenthalts brachte er daher in Paris zu. Sein einfaches und populäres Betragen gewann ihm aller Herzen. Incognito durchstrich er alle Strassen der Hauptstadt, gieng allein als Privatmann auf die Kaffeehäuser, und besprach sich mit denen, die ihn nicht kannten, über mancherlei Gegenstände. Er besichtigte alle Manufakturen, alles Sehenswürdige in Paris, und beschäftigte sich unaufhörlich mit genauer Untersuchung aller Einrichtungen in dieser kleinen Welt. Mit eben dem Forschungs-Geist machte er auch eine Reise durch verschiedene Provinzen des Königreichs, und sammelte unterwegs alles, was für seine eigene Länder vortheilhaft seyn konnte.

Ich komme nun auf einen, besonders wegen seiner Folgen für Frankreich, sehr wichtigen Zeitpunkt, nemlich auf die Nordamerikanische Revoluzion. —

Dritter Abschnitt.

Gleich beim Anfang der Nordamerikanischen Unruhen waren die Augen von ganz Europa, besonders aber von Frankreich, auf diesen Gegenstand gerichtet. Daß lezteres nicht ohne Vergnügen die immer heftiger werdende Streitigkeiten der Kolonien mit England, seinem so mächtigen Nebenbuhler, gesehen, daß es sie sogar auf alle mögliche Art genährt habe, kann man sich leicht denken. Seit dem lezten Frieden hatte das Ministerium in Frankreich an nichts so sehr gedacht, als wie es sich bei der ersten Gelegenheit für die von England erlittene Demüthigungen rächen könne, und dazu schien jezt der schiklichste Zeitpunkt zu seyn. Die Englische Nation war selbst getheilt, ein grosser Theil derselben tadelte nicht nur laut, und zwar in den stärksten Ausdrüken, alle Maasregeln des Hofs, sondern was noch schlimmer war, er suchte ihre Ausführung auf alle nur mögliche Weise zu hindern. Bei dieser Stimmung und bei solchen Uneinigkeiten ließ sich um so eher für Frankreich die Erreichung seiner Absichten erwarten. Indessen gieng das Ministerium äusserst behutsam zu Werke. Eingedenk des lezten unglüklichen Kriegs vermied es auf alle Weise, England vor der Zeit zu reizen. Es versprach anfänglich genaue Neutralität,

lität, gab sogar noch alle Freundschaftsversicherungen, während deß man schon in allen Seehäfen Frankreichs mit der grösten Thätigkeit arbeitete. Indessen nahm man die Amerikanische Kaperschiffe gastfreundlich in den französischen Häfen auf, alle Arten von Kriegsmunition wurden den bedrängten Kolonisten ohne Scheu verkauft. Französische Officiers und Ingenieurs traten mit Erlaubniß der Regierung, oder vielmehr mit ihrer Aufmunterung, in Nordamerikanische Dienste. Der berühmte Marquis von Fayette, damals kaum 19 Jahre alt, voll Ungedult, sich bei den Fahnen der Freiheit einzufinden, steuerte nach Amerika, wurde da mit offenen Armen aufgenommen, und gleich zu einer Generalsstelle befördert. Man muß indessen gestehen, daß der König anfänglich von den Absichten seines Ministeriums sehr wenig unterrichtet war. Ludwig hatte von Jugend auf einen Abscheu vor Krieg und Blutvergiessen, der unglükliche Ausgang des lezten Kriegs mit England hatte einen tiefen Eindruk in seinem Gemüth zurükgelassen. Er konnte sich nicht entschliessen, seine neue Flotte in dem Kampf mit einem Volk zu wagen, welches seit Jahrhunderten die Herrschaft über die Meere behauptet, und noch nicht gar lange die vereinigte Seemacht des Hauses Bourbon zu Grunde gerichtet hatte. Er wünschte von ganzem Herzen den Frieden, aber doch glaubte er's auch dem Interesse seines Reichs schuldig zu seyn, die Gelegenheit, diese stolze Insula-

sulaner zu demüthigen, nicht gänzlich zu vernachläßigen, und dachte, allerdings einigen Nuzen aus den Unruhen in Amerika zu ziehen. Ganz Frankreich äusserte indessen seine Freude öffentlich über das verwegene Unternehmen der Amerikaner, und mit ihrem Glük vermehrte sich auch die Theilnahme an ihrem Schiksal. Die Prinzen vom Geblüte und die Vornehmsten des Adels brannten vor Begierde, etwas zur Vertheidigung der Sache der Freiheit beitragen zu können; keinem von ihnen träumte es auch nur, was für Folgen 10 Jahre nachher dieser Enthusiasmus für sie selbst haben würde. Die feierliche Erklärung der Freiheit und Unabhängigkeit der 13 vereinigten Kolonien war eine Folge von Frankreichs heimlichen Unterstüzungen und Aufmunterungen, und sobald die Nachricht von der Gefangennehmung der Bourgoynischen Armee nach Frankreich gekommen war, erklärte man sich öffentlich für die Amerikaner, und erkannte ihre Unabhängigkeit an. Es kostete aber noch sehr viele Mühe, den friedfertigen Ludwig zu diesem Schritt zu bewegen; erst durch langes Zureden der Königin, seiner Gemalin, und seiner Minister, wurde er überwältigt. Schon lange zuvor hätte sich die Königin der Amerikanischen Sache thätig angenommen, und das Ansuchen der Abgesandten des Kongresses um Hülfe aufs stärkste unterstüzt.

Die Beschreibung der Begebenheiten des Nordamerikanischen Kriegs gehört nicht hieher, sie sind grö-

größtentheils noch in frischem Angedenken. Vielmehr geht mein Zwek blos dahin, die Folgen kurz zu zeigen, welche dieser Krieg für Frankreich gehabt hat.

Durch einsichtsvolle thätige Minister geleitet, und durch Spaniens Beitritt verstärkt, führte Frankreich diesen Krieg mit grossem Ruhm. Nach einem heftigen blutigen Kampfe von 5 Jahren sah sich das stolze England genöthigt, um Frieden zu bitten, und darinn nicht nur die Freiheit und Unabhängigkeit der 13 vereinigten Nordamerikanischen Kolonien anzuerkennen, sondern auch noch seinen Feinden, (dem Bourbonischen Hause,) beträchtliche Vortheile, Früchte ihres Sieges, einzuräumen.

Frankreich hatte nun seinen alten mächtigen Nachbar empfindlich gedemüthigt, aber sich selbst auch Wunden geschlagen, die eben nicht sehr leicht zu heilen waren. Die schon vorher ungeheure Schuldenmasse war dadurch über 600 Millionen Livres vergrößert worden. Statt daß man nach dem Frieden jährlich an dieser Schuldenlast etwas beträchtliches hätte abzahlen sollen, mußte man alle Jahre neue Summen borgen, nur um die Intressen berichtigen zu können. Dieses Deficit vergrößerte sich mit jedem Jahr, und von ihm rührt die fürchterliche Unordnung in den Finanzen her, die den König in wenigen Jahren nöthigte zuerst die Notablen, und wie diese es nicht auf sich zu nehmen wagten, eine Nationalversamm-

lung zusammen zu berufen, um den Credit des Staats wieder herzustellen.

Noch weit wichtiger aber war der Nordamerikanische Krieg in Hinsicht auf die Begriffe von Freiheit, die er in ganz Frankreich ausbreitete. Man hörte während des ganzen Kriegs von nichts als von Freyheit sprechen, und je weniger sie bisher in Frankreich zu Hause war, desto stärker wurde nun das Verlangen nach ihrem Besiz. Hatte sich der Enthusiasmus für die Freyheit bei den kalten Amerikanern mächtig gezeigt, wie viel stärker mußte er nicht unter den feurigen Franzosen werden, die von jeher gewohnt sind, alles in ihrer Hize aufs äusserste zu treiben. Das Beispiel der Nordamerikanischen Kolonien hatte ihnen die Wahrheit sehr tief eingeprägt, daß man frei seyn kann, so bald man nur will. In Amerika dultete man keinen Adel, und doch war die ganze Staatsmaschine in sehr guter Ordnung, man glaubte also daraus den Schluß ziehen zu können, daß er auch anderswo sehr entbehrlich seye. In Amerika ist Religionsfreiheit im höchsten Grade, jeder kann da glauben, was er will, wenn er nur ein guter Bürger ist. Dieser Toleranz hat Amerika seinen Flor zu danken, und man war nun überzeugt, daß es unendlich gut seyn würde, auch in Frankreich eine solche uneingeschränkte Glaubens-Freyheit einzuführen — dies sind die hauptsächlichste Wirkungen, die der Nordamerikanische Krieg in Frankreich

reich hervorgebracht hat, und man wird klar daraus sehen, daß, wo nicht die französische Revolution eine unmittelbare Folge der Nordamerikanischen ist, diese lezte doch einen ausserordentlich grossen Einfluß auf die erste gehabt, und sie wenigstens viele Jahre früher hervorgebracht hat, wenn sie anders nicht durch kluge Maasregeln entweder ganz hätte verhindert, oder doch wenigstens weit unschädlicher gemacht werden können.

Es bleibt mir nun noch die Erzählung der hauptsächlichsten innern Begebenheiten in Frankreich, die Ludwig intressiren, während des Amerikanischen Kriegs übrig.

Acht Jahre schon war die Ehe des Königs unfruchtbar gewesen. Man hatte daher öfters Anlaß genommen, die Königin bei ihrem Gemahl zu verläumden, und seine Liebe von ihr abwendig zu machen. Aber man konnte diesen Zwek nicht erreichen, so viele Fallstrike man auch dem König gelegt hatte. Die Königin hörte bald von den Mitteln, die man anwendete, sie bei ihrem königlichen Gemahl in Ungnade zu bringen. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, sie gab ihm tausend Beweise der innigsten Liebe, um sein Herz zu behalten, und diejenige straffällig zu machen, die eine Veruneinigung zwischen ihnen angesponnen hatten.

Mittlerweile wurde die Königin schwanger. Der Monarch zeigte ein ausserordentliches Vergnü-

gen darüber, und so sehr er auch sonst Feind alles Aufwands war, so gab er doch seiner Gemahlin während ihrer Schwangerschaft eben so prächtige als unterhaltende Feste, weil er wußte, daß sie eine Freundin davon war. Unter andern kam auch eine Lotterie von Edelgesteinen vor, deren gröstes Loos ein Diamant von 500 Louisd'or am Werth war. Am 19ten December 1778 kam endlich die Königin mit einer Tochter nieder. Ludwig der 16te machte Luftsprünge vor Freuden, Vater zu seyn, er umarmte Mutter und Kind. In seiner Herzensfreude nahm er das theure Kind auf seine Arme, trugs überall herum, und rief: Ist dies nicht meine Tochter? gleicht sie mir nicht? bin ich nun nicht Vater?

Zeigt dies wohl einen Mann von so weniger Empfindung, als man Ludwig den 16ten gewöhnlich geschildert hat?

Die Königin wurde in ihrem Wochenbette alle Augenblike von ihrem Gemahl besucht. Er gieng mit seinen Ministern ins Arbeits-Cabinet, und verließ sie oft plözlich mit den Worten: „Ich muß die Königin sehen."

So sehr diese Ausbrüche natürlicher Empfindungen dem Herzen des Königs Ehre machen, so wurden doch dadurch die Staats-Angelegenheiten nicht wenig gehemmt, und Irrthümer waren nur zu gemein. Die Hofleute, welche die schwache Seite der Fürsten studiren, ergriffen begierig alle Mittel, die ihr Spiel deken, und sie bereichern konnten.

Um

Um eben diese Zeit ungefähr war zwischen dem Kaiser und dem König von Preußen wegen der bayrischen Erbfolge ein weit aussehender Krieg ausgebrochen. Ludwig, der sich bereits der Amerikanischen Sache thätig angenommen hatte, rieth seinem Schwager dem Kaiser zur Mäßigung und zum Frieden, und half durch sein kluges Betragen einen Streit beilegen, in den bald der gröste Theil des nördlichen Europas verwikelt worden seyn würde.

Es ist schon der Ernennung des Herrn Nekers zum General Direkteur der Finanzen gedacht worden. Durch seinen Eifer und seine Talente erwarb sich dieser Mann bald allgemeine Achtung. Der König schenkte ihm nicht nur sein ganzes Zutrauen, sondern unterstüzte ihn bei seinen Entwürfen auf alle mögliche Art. Unter Nekers Leitung wurde eine allgemeine Umänderung in jedem Fach der Finanzen vorgenommen. Das Volk belästigte man so wenig mit neuen Abgaben, daß es vielmehr die öffentliche Einkünfte durch die bei der Verwaltung derselben eingeführte Verbesserungen vermehrt sah. Eine Menge unnöthiger Dienste bei der Haushaltung des Königs und der Königin wurden aufgehoben, und andere wichtige Einrichtungen zur Erleichterung der Unterthanen, und zur allgemeinen Wohlfarth in Gang gebracht. Neker hatte den schweren, aber dem Volk so angenehmen Plan gemacht, einen Krieg vermittelst Anleihen ohne Auflagen zu führen. Die genaue Ordnung, die er in allen

Theilen der königlichen Haushaltung eingeführt hatte, und die mancherlei Hülfsmittel, die sich seinem fruchtbaren Geiste darboten, hatten ihn mitten in den Schwierigkeiten, die sein System begleiteten, unterstüzt, aber seine Einschränkungen zogen ihm eine Menge Feinde zu. Die wiederholte Verbesserungen, welche er empfahl, wurden als unverträglich mit der Würde der Krone vorgestellt. Er war zu gerade und zu rechtschaffen, um den Hofmann zu machen, kurz, die Kabale brachte es dahin, daß er zu Ende des Jahrs 1781 seiner Stelle als Finanzcontroleur entlassen wurde. Durch seine Thätigkeit, Unverdroßenheit und strenge Redlichkeit hatt' er sich das unbegrenzte Vertrauen des Volks erworben, und es äusserte über seine Entlassung ein allgemeines Mißvergnügen. Bei seinem Abschied übergab er dem König seine Rechnung, und ließ sie unter dem bekannten Titel Compté rendu au Roi druken, um dem Publikum zu zeigen, wie er die Finanzen angetroffen, und in welchem Zustand er sie zurükgelassen habe. Dies Werk verbreitete Licht über Gegenstände, über die man bisher den dikſten Schleier gezogen hatte. Man sah sich nun dadurch in den Stand gesezt, den Zustand der Finanzen und damit die Lage des Staats einzusehen, und darüber zu urtheilen. — Nichts gleicht der Begierde, mit der dies Werk unter allen Ständen in Frankreich gelesen und gleichsam verschlungen wurde, und von dieser

Zeit an schreibt sich der Geschmak der Nation her, über ihre Staatsangelegenheiten zu reden und zu urtheilen. Vorher hatte man blos hie und da der Staatssachen im Scherz erwähnt, sich aber nie in Ernst mit ihnen beschäftigt, und in Frankreich war es bisher jedermann ein Räthsel gewesen, wie sich ein Engländer den ganzen Tag über mit politischen Neuigkeiten, hauptsächlich aber mit seinen eigenen Staatsangelegenheiten beschäftigen könne.

Von Seiten des Hofs nahm man Herrn Neker seine gemachte Entdekungen, und die Folgen, die sie augenscheinlich auf die Nation hatten, sehr übel, und die Hofleute gaben sich alle Mühe, um den König recht wider Neker aufzubringen, Ludwig schäzte ihn aber immer noch, weil seine Neigungen mit den seines gewesenen Finanzministers so ziemlich übereinstimmten, ob er schon in Absicht auf seine Entlassung nachzugeben gezwungen worden war. Aber den Hofleuten war Nekers Redlichkeit und Ordnungsliebe unerträglich, sie mußten befürchten, immer mehr eingeschränkt zu werden, und dagegen stemmten sie sich aus allen Kräften.

Ich habe mit Vorbedacht Herrn Nekers und seiner Schrift: Compte rendu etwas umständlich hier erwähnt, weil diese Schrift sowol als ihr Verfasser selbst, wie wir in der Folge noch hören werden,

einen

einen so entschiedenen Einfluß auf die französische Revoluzion selbst gehabt haben.

Beim Seedepartement gieng auch eine Veränderung vor. Herr von Sartine, *) welcher 5 Jahre den Vorsiz bei diesem Fach gehabt hatte, brachte während dieser, Frankreichs Seemacht zu einer Höhe, welche Europa in Erstaunen sezte. Aber seine Kollegen klagten laut über eine Verschwendung, die alle Quellen des Königreichs in einen einzigen Canal geleitet haben würde. Der Umfang seiner Plane, und der Aufwand zu den Rüstungen, welche er anrieth, vertrug sich durchaus nicht mit der strengen Oekonomie, die den damaligen Finanzminister **) kenntlich macht, und seine Entfernung öfnete dem Ehrgeiz des Marquis von Castries ***) eine Bahn, der zum Seeminister ernannt wurde.

Was aber auch Ludwig für Veränderungen unter seinen Ministern vornehmen mochte, so blieb doch seine eigene Gesinnung immer die nehmliche, und sein Geist war unaufhörlich mit Erhöhung des

*) Ebenderselbe, der sich als Polizeilieutenant in Paris so berühmt gemacht hat.

**) Herr Neker.

***) er blieb auch Minister mit einem grossen Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten fast bis zu Anfang der Revoluzion, wo er sich gleich den Prinzen und andern Ministern entfernen mußte, um der Volkswuth zu entgehen.

des Glüks seiner Unterthanen beschäftigt. Er beschloß die jährliche Feier seines Geburtstages durch einen neuen Beweis von Menschenliebe merkwürdig zu machen, und er schafte auf immer die unmenschliche Gewohnheit ab, die Untersuchung der Verbrechen mit der Folter anzufangen, eine Gewohnheit, welche durch den Gebrauch von Jahrhunderten eine solche Festigkeit erhalten hatte, daß sie einen unzertrennlichen Theil von der Verfassung der französischen Gerichtshöfe auszumachen schien. Zu gleicher Zeit fuhr er fort, zur Bestreitung der Kriegskosten seinen eigenen Aufwand zu vermindern, und um seine Pracht dem Vortheil seiner Unterthanen aufzuopfern, entließ er auf einmal nicht weniger als 406 Personen, seines Hofstaats.

Beinahe 3 Jahre nach der ersten Niederkunft der Königin wurde endlich der damalige Wunsch der Franzosen erfüllt. Sie gebahr im October 1781 einen Dauphin *). Aus dem vorhergehenden kann man sich die Freude des Königs leicht denken. Er war bei der Entbindung zugegen, und da die Königin wieder eine Tochter gebohren zu haben befürchtete, so näherte sich ihr der König mit den Worten: „Madame! Sie haben meinen und des ganzen „Königreichs Wunsch erfüllt, Sie sind Mutter

„eines

*) er starb im Junius 1789, und erlebte also das Unglük nicht, das kurz nach seinem Tod seine königliche Aeltern traf, und seitdem ununterbrochen fortgedauert hat.

„eines Dauphins.“ —— Die Königin wünschte dies theure Kind zu sehen, und die Prinzeßin von Guimenee Gouvernantin der Kinder von Frankreich †) reichte es ihr hin. Bei der Zurükgabe sagte sie zur Prinzeßin „Madame, ich habe nicht „nöthig, Ihnen dieß Pfand, woran dem ganzen „Königreich so viel liegt, zu empfehlen, es könnte „in keinen bessern Händen seyn, damit Sie aber „der Sorge, die es erfordert, desto besser obliegen „können, so werde ich in Zukunft die Erziehung „meiner Tochter mit Ihnen theilen.„ Die Königin hielt auch wirklich Wort, Sie beschäftigte sich in der Folge eigentlich mit der Erziehung ihrer Tochter. Alle Morgen um 10 Uhr mußte sie eine Unterhofmeisterin *) zu ihr bringen, wo sie von ihren Lehrmeistern in Gegenwart ihrer Mutter bis Mittag unterrichtet wurde. Die Königin zeigte sich sehr streng gegen sie, und übersah ihr nichts. Eines Tages wollte die Madame royale **) nicht lesen, und sagte: sie habe Kopfweh. Ihre Mutter zweifelte an der Wahrheit dieses Vorgebens, sie befahl also, die Prinzeßin ins Bett zu bringen, und ihr nichts zu essen zu geben. Bald kam der Appetit, sie wollte essen, man rief ihr aber das vorgegebene Uebelbefinden ins Gedächtniß, und sezte ihrem Begehren das ausdrükliche Verbot der Königin ent-

†) was darunter verstanden wird, ist schon angemerkt worden.

*) Sousgouvernante.

**) so nannte man des Königs Tochter.

entgegen. Indessen vermehrte sich das Bedürfniß, und sie mußte nun ihren kleinen Betrug gestehen. Man gab der Königin davon Nachricht, die aber vor allem verlangte, daß sie ihre Unterrichtsstunde nehmen sollte.

Der König feierte die Geburt seines ersten Sohns dadurch, daß er allen Einwohnern von Paris, die mehr nicht als 9 Livres oder noch weniger Kopfsteuer bezahlen mußten, dieselbe auf ein Jahr erließ, vielen Gefangenen in den Provinzen und der Hauptstadt die wegen Schulden eingesezt waren, verschafte er die Freyheit, und bezahlte ihre Schulden. Selbst Fremde nahmen an dieser königlichen Freigebigkeit ihren Antheil.

Herr Neker gab bei Gelegenheit der Geburt des wahrscheinlichen Thronerben ein Fest, wobei alle Minister zugegen waren. Das schönste dabei war die Verheurathung von 15 Paar armen Landleuten, welche Mad. Neker ausgesteuert hatte.

Aus eben dieser Veranlassung schikte eine Person, die unbekannt bleiben wollte, 15000 Livres an einen Banquier in Paris, mit dem Auftrag, von dieser Summe Väter zu befreyen, die wegen schuldigem Säugammenlohn im Gefängniß waren. Ihre Zahl belief sich auf nicht weniger als 194 Hausväter. Man vermuthete auch, Herr Neker seye dieser Wohlthäter gewesen.

Vierter Abschnitt.

Ich habe schon des für Frankreich so glorreichen Friedens gedacht, den es mit England zu Anfang des Jahrs 1783 geschlossen hatte. Von der Ruhe, worein dadurch das Königreich gesezt wurde, von den vortreflichen Gesinnungen des Königs, von den einsichtsvollen Ministern ließ sich nun erwarten, daß die natürliche Thätigkeit der Nation neu belebt, der Handel sehr erweitert, die Finanzen in Ordnung gebracht, kurz, daß in kurzem der Nation allgemeiner Wohlstand, so weit er der Natur der Sache nach in einem so grossen Reiche möglich ist, zu Theil werden würde. Doch bald verschwanden diese angenehme Täuschungen, nur zu bald zeigten sich die traurige Folgen des Nordamerikanischen Kriegs für Frankreich.

Die Entfernung des Herrn Nekers von der Führung der Finanzen, hatte das allgemeine Zutrauen sehr vermindert, seine verschiedene Nachfolger, die er in kurzer Zeit hatte, waren nicht im Stand, sich dieses nöthige Vertrauen wieder zu verschaffen, und in der That scheinen sie weder ihre Talente, noch ihre Handlungen zu dieser Hoffnung berechtigt zu haben. Viele Verbesserungen,

die Herr Neker eingeführt hatte, wurden wieder abgeschafft, und viele Mißbräuche, die er abgeschafft hatte, wieder eingeführt.

Die erst seit 1776 errichtete Dißcontocasse (Caisse d'Escompte) hatte sich durch ihre vortrefliche Einrichtung bald in einen grossen Ruf gebracht. Ihre Billets giengen wie baar Geld, und ihre Aktien standen immer weit über baar Geld. Ungeachtet dieses äussern guten Anscheines aber hörte die Kasse zu grosser Bestürzung des ganzen Publikums im October 1783 zu zahlen auf. Als Ursache dieser unerwarteten Begebenheit gab man einen ungewöhnlichen Mangel an baarem Gelde an, der wahre Grund aber war, daß die Dißcontocasse dem Hof sehr beträchtliche Summen in baarem Geld heimlich vorgeschossen, und sie von demselben zu versprochener Zeit nicht zurükerhalten hatte. Daraus konnte nun für den Zustand der Finanzen unmöglich ein guter Schluß gezogen werden.

Doch Ludwig der Sechzehnte nahm sich der gesunkenen Kasse an, und ließ verschiedene Edikte ergehen, um sie aus der gegenwärtigen Verlegenheit zu reissen. Gewöhnlich ist nichts dem Handel so nachtheilig, als wenn sich die Regierung in seine Angelegenheiten mischt. Aber die Caisse d'Eskomte gibt einen glüklichen Beweis, daß dieser Saz nicht allezeit richtig ist. Sie ward in ihrer Verlegenheit vom König in Schuz genommen, und lebte wieder auf, und nach und nach kamen ihre Ver-

richtungen wieder in Gang, ihre Geschäfte vermehrten sich, ihr Credit stieg, so daß sie sich bald darauf in einem weit blühenderen Zustand, als vorher befunden hat. Ein geringer Ersaz für den enormen Aufwand, welchen der lezte Krieg verursacht hatte, wurde durch einen Vergleich mit den Nordamerikanischen Staaten erhalten. Diese verpflichteten sich, an Frankreich die Summe von 18 Millionen Livres zurükzuzahlen, welche man ihnen zur Stunde der Noth vorgestrekt hatte, und Ludwig war willig, zu grösserer Bequemlichkeit der Staaten, das Geld in Zeit von 12 Jahren in 12 gleichen jährlichen Zalungen anzunehmen. — Auch wieder eine Anzeige des üblen Zustandes der Finanzen, sonst würde man sich in Frankreich um eine solche an einen Bundesgenossen verwandte Summe wenig bekümmert haben. —

Nach dem Frieden mit England wandte Frankreich seine Sorgfalt auf die Ergänzung seiner Landmacht, die während des Seekriegs sehr in Abnahme gekommen war, und sich beim Friedensschluß 1783 kaum auf hunderttausend Mann beloffen haben soll. Die militairische Einrichtung der andern grossen Landmächte machten diese Maasregel nothwendig. —

Der Minister, welcher zu Ende des Jahrs 1783 die Finanzen verwaltete, war der Herr von Ormesson, ein sehr patriotisch gesinnter, rechtschaffener

fener Mann, aber seine Talente reichten nicht hin, die schon so verworrene französische Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, und sein Schiksal wollte, daß er durch eine zu strenge Befolgung des Verbesserungsplans, den er sich entworfen hatte, selbst seinen Fall beschleunigte. So wohlthätig auch seine Absichten waren, so war jezt nicht der Zeitpunkt, sie auszuführen.

Kein Stand hatte sich seit langer Zeit in Frankreich einen so allgemeinen Haß, und so harte, zum Theil sehr wohl verdiente Vorwürfe zugezogen, als die General-Pächter. Da es ihr eigenes Intresse mit sich brachte, durch Steuren und Auflagen eine so grosse Summe, als möglich zusammen zu scharren, und die Regierung ihrem eigenmächtigen und willkührlichen Verfahren keine gehörige Schranken gesezt hatte: so waren häufig genug Ungerechtigkeiten, Bedrükungen und wirkliche Grausamkeiten bei Erhebung der Auflagen durch die General-Pacht vorgefallen. Ihre Pachtzeit war mit dem Jahr 1779 unter der Administration des Herrn Neker zu Ende. Aber dieser weise Mann fand es nicht für gut, unter den damaligen Zeitumständen eine andere Einrichtung zu treffen, der Pacht-Contrakt wurde nicht lange hernach unter Bedingungen erneuert, die alle sehr vortheilhaft für die öffentlichen Einkünfte waren. In der vortreflichen Schrift über die Administra-

 tion

tion der französischen Finanzen scheint es sogar Herr Neker nicht für gut gehalten zu haben, die bisherige Natur der Pacht-Contrakte ganz zu ändern, Ormesson gieng in seinen Verbesserungen viel weiter. Nach seinem Plan sollte die General-Pacht ganz abgeschafft, und die Taxen unmittelbar für die Rechnung der Regierung gehoben werden. Ganz begeistert von dieser Idee, und über die Mißbräuche aufgebracht, die er überall herrschen sah, hielt es der General Controleur nicht einmal für nöthig, den Ablauf der Pacht-Zeit zu erwarten, sondern erklärte durch einen Befehl vom 24ten October 1783 den Contrakt mit Ausgang des Jahrs für beendigt. Damit man ihm indessen nicht den Vorwurf eines ungerechten und gewaltsamen Verfahrens machen möchte, übertrug er die Einsammlung der öffentlichen Gelder denselben Personen unter der Benennung von General Direktoren, und ließ ihnen die ganze Zeit über, da ihre Pacht noch gedauert hätte, alle Emolumente und Accidentien, die anfänglich mit ihrem Contrakt verknüpft gewesen waren. Dessen ungeachtet fand man diesen Schritt noch zu übereilt und verwegen, und ich weiß nicht, ob ich es mehr der Beharrlichkeit des Ministers bei seinem Plan, oder dem Einfluß der General-Pächter zuschreiben soll, daß seine Resignation die unmittelbare Folge dieser Unternehmung war. Sein Nachfolger war der berühmte Herr von Calonne. Er

hatte

hatte sich in einem Posten von Wichtigkeit in den französischen Niederlanden rühmlich ausgezeichnet. Der König und die Nation schienen von einem so talentvollen und thätigen Mann zu gleich grossen Hoffnungen berechtigt zu seyn. Durch sein geschmeidiges und einnehmendes Wesen, durch seinen beredten Umgang und durch sein feines Betragen, durch seine Unerschöpflichkeit in Hülfsmitteln und durch seine freigebige Verwendung der öffentlichen Gelder hatt' er sich sehr bald dem Hof angenehm gemacht, und sogar bei dem König in Gunst gesezt. Aber er behielt nicht lange das Zutrauen des Volks, man hielt ihn bald für einen Mann, der zwar geschikt wäre, aber nicht zwekmäßig handle, und der seinem lebhaften Geist durch kein ernsthaftes tiefes Nachforschen Einhalt gethan habe, besonders vermißte man bei den wiederholten Anleihen jene strenge Einfalt, welche die Administration Nekers ausgezeichnet hatte. Der Befehl vom 24ten October 1783 wurde nun von Kalonne sogleich widerrufen, der Pacht-Contrakt aber auf andere Bedingungen, welche den Absichten der Regierung angemessener waren, wieder erneuert. Zu gleicher Zeit gieng noch eine Veränderung in dem Ministerium des Königs vor sich, und der bekannte Baron von Breteuil wurde Staats-Sekretär.

Das erste vorzügliche Geschäft des Herrn Calonne war nun, der Caisse d'Eskompte, die durch

 ihre

ihre Gefälligkeit gegen den Hof in die fürchterlichste Verlegenheit gekommen war, wieder aufzuhelfen. Wie vollkommen gut ihm dies geglükt seye, haben wir schon gesehen.

Nun gieng Herr Calonnes ganze Sorgfalt dahin, um Geld zu bekommen. Man mußte die verschiedene Verbindlichkeiten der Regierung erfüllen, wenn es anders nicht um den Credit des Königreichs ganz geschehen seyn sollte, und doch fehlte es mehr als jemals an Geld; unter den schmeichelhaftesten Bedingungen für die Intressenten machte er daher ein Anlehn ums andere. Um die Glaubiger des Staats desto sicherer zu machen, errichtete er zu gleicher Zeit eine Schuldenzahlungs-Kasse, in welche unabänderlich jährlich eine Summe bezahlt, und damit nach und nach die Staatsschulden getilgt werden sollten. So leicht und einfach auch der Plan dem Anschein nach dazu angelegt war, und so bequem er auch in Wirklichkeit gesezt werden zu können schien: so fand sich doch bei genauer Untersuchung der Sache ein leeres Nichts, blos Sand wollte man dem Publikum in die Augen streuen. Denn wie konnte man im Ernst zu einer Zeit an die Tilgung der Staatsschulden denken, da sich mit jedem Jahr ein fürchterlicher Ueberschuß der Ausgabe gegen die Einnahme zeigte, und man daher eben so oft zur Ausfüllung des Deficit sehr grosse Anlehen, unter immer mehr nachtheiligen Bedingungen für die Regierung eröfnen

öfnen mußte? Wurde ja auch durch die Tilgungscasse ein gar kleiner Theil der Nationalschuld abgetragen; so vermehrte sie sich auf der andern Seite um hundertfach weiter, als die Abzahlung betrug.

Uebrigens waren die Versuche mannigfaltig, die Calonne anwandte, die Staats-Einkünfte zu vermehren. Er untersuchte die Mittel, deren man sich seither bedient hatte, den Handel mit verbotenen Waaren zu hemmen; ein Geschäfte, zu dem er besondere Fähigkeit besaß, da er sich einige Zeit in den französischen Niederlanden aufgehalten hatte, wo der Contreband am stärksten getrieben wird. Er bemühte sich den Handel auf dem Baltischen Meere und nach den Amerikanischen Kolonien emporzuheben, indem er ihm gewisse Freyheiten gestattete, und Prämien darauf sezte, zu gleicher Zeit aber auch dem Handel überhaupt einige Häfen in den Westindischen Inseln eröfnete. Diese Anstalten konnten nun wohl auf einige Zeit ansehnliche Vortheile bringen, aber sie zeugten gewiß nicht von dem von allen Vorurtheilen freien, viel umfassenden Geiste eines Ministers, der sich zu Ende des achtzehenden Jahrhunderts Ruhm und Ehre erwerben wollte. Sie haben ihre Entstehung kleinen geringfügigen Absichten auf Monopolium und der Idee zu danken, dem Handel gewisse Kanäle anzuweisen, auf die man ihn allein einschränken will; da doch keine Wahrheit auf festern

stern unumstößlichern Gründen beruht, als der durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Grundsaz, daß der Handel dann am schönsten blüht, wenn man ihn sich selbst überläßt.

Die Verhandlungen Frankreichs mit auswärtigen Ländern scheinen in diesem Zeitpunkt hauptsächlich bestimmt gewesen zu seyn, dem Reich Glanz und Würde unter den fremden Nationen zu verschaffen, ohne es den Gefahren, und den mancherlei Unfällen eines Kriegs auszusezen. Zu Ende des Jahres 1783, da wegen der Besiznehmung der Krimm durch die Russen zwischen diesen und den Türken ein Krieg seinem Ausbruch nahe schien, hatten die Höfe von Konstantinopel und Versailles einen Vertrag mit einander geschlossen, nach welchem den Franzosen im Fall eines Kriegs die Insel Candia auf eine Zeitlang abgetreten werden, den Türken eine französische Flotte. die damals zu Toulon ausgerüstet wurde, zu Hülfe kommen und zugleich den Russen der Eingang in das Mittelländische Meer verwehrt werden sollte. Zu gleicher Zeit wandten die französische Gesandte alles an, um die Sache gütlich beizulegen, und sie waren in ihren Bemühungen glüklich.

Jedermann erinnert sich noch des bekannten Scheldestreits Kaiser Joseph II. mit den Holländern. So sehr Ludwig auch seinen Schwager begün=

günstigte, so ließ er sich doch durch keine Rüksichten abhalten, sich seiner Bundsgenossen anzunehmen, und selbst thätige Vorkehrungen zu ihrer Hülfe zu treffen, er selbst schrieb einigemal aufs freundschaftlichste an den Kaiser, und empfahl ihm aufs dringendste Mäßigung und Frieden, und so wurde durch die Klugheit des Königs und seines Ministeriums ein durch bereits vorgefallene Thätlichkeiten und die Unnachgiebigkeit beider Partheien unvermeidlich scheinender Krieg in seinem Anfang erstikt, und die Sache zur Zufriedenheit beider Partheien beigelegt. Gleich darauf wurde zwischen Frankreich und Holland eine förmliche Allianz geschlossen, und dadurch 2 Reiche, die sich schon über ein Jahrhundert als die gröste Feinde gegeneinander gezeigt hatten, durch Freundschaft vereinigt.

Fast zu gleicher Zeit wurde auch zwischen Schweden und Frankreich ein Freundschaft- und Handlungstraktat geschlossen, durch welchen der französische Handel ansehnliche Vortheile, und Schweden die kleine Insel St. Barthelemy in Westindien erhielt.

Schmeichelhaft war die Aufnahme des Seehelden Herrn von Süffrein bei Hof, der gegen das Ende des Jahrs 1784 aus Ostindien zurükkam. Alle Stände und Classen von Menschen wetteiferten mit einander, diesem grossen und glüklichen

Befehlshaber ihre Dankbarkeit und Liebe zu beweisen. Der König bezeugte ihm mit den rührendsten Worten, wie sehr es ihn freue, einen so braven Mann wieder zu sehen, und wie viel er und ganz Frankreich ihm schuldig seyen. Besonders aber verdient die Ehre, welche ihm die Königin erzeigte, hier erwähnt zu werden. Sie ist sowol ein Beweis ihres empfindsamen Karakters, als ein Merkmal ihres feinen Verstandes. Sie führte den Herrn von Suffrein, als er nach seiner Ankunft zum erstenmal bei Hof erschien, zum Dauphin, der gerade damahls 3 Jahre alt war, und bediente sich dabei folgender merkwürdiger Worte: „Dies ist der Herr von Suffrein, gegen den wir „die gröste Verbindlichkeit haben. Sieh ihn recht „genau an, und merke seinen Namen wohl, denn „es ist einer der ersten von denen, die du wiederhohlend lernen sollst, damit du ihn nie vergessest."

Frankreich schien in diesem Zeitpunkt durch seine Allianzen und durch sein weises mäsiges Betragen einen Einfluß über die Nationen der Erde erhalten zu haben, den es seit der ersten Gründung der Monarchie nie gehabt hatte. Doch so erhaben auch seine gegenwärtige Lage scheinen mochte, so waren gleichwol die Keime zu künftigen Unruhen dem Auge eines genauen Beobachters bereits sichtbar. Der Beifall, welchen das Pariser Parlament in seinen Kämpfen mit Ludwig dem 15ten erhalten hatte, kann als das erste Aufdämmern

mern der Freiheit angesehen werden. Die Sprache dieser Versammlung hatte ihren Landsleuten ihre natürliche Rechte besser eingeprägt, und sie belehrt, mit einem festen Blik den Glanz zu betrachten, welcher bisher den Thron umgeben hatte. Der Amerikanische Krieg hatte zur Erweiterung der politischen Einsichten der Franzosen beigetragen, sie hatten bei dieser Gelegenheit als Verfechter der Freiheit gegen königliche Gewalt gestritten. Die dort gewesene Officiere hatten sich an zwangloses denken und reden gewöhnt, bei ihrer Rükkehr theilten sie jene Flamme Frankreichs Provinzen mit, welche sich in Amerikas Wildnissen entzündet hatte, von diesem Augenblik an konnten die Franzosen bei den Verordnungen ihres Oberherrn so wenig still bleiben, daß sie vielmehr jede Handlung kühn und streng beurtheilten, während deß die Anhänglichkeit des Heers, welche jederzeit als der einzige Grund des Despotismus war angesehen worden, einer schwärmerischen Bewunderung der Freiheit Plaz machte.

Im Jahr 1785 wurde eine neue Ostindien-Gesellschaft errichtet, und vom Hof privilegirt. Seit 1773 hatte Frankreich keine Ostindische Gesellschaft mehr gehabt, sondern der Handel dahin war freigegeben worden. Frankreich schien bei diesem Versuch nichts zu leiden, vielmehr war seine Einfuhr aus Indien in diesem Zeitraum um vieles beträchtlicher gewesen, als je zuvor. Hätte bis-

bisher das Benehmen des Herrn von Calonne bei seiner Verwaltung ihm die Zuneigung der Nation nicht verschaft, so konnte er doch auch jedem Tadel troz bieten. Aber diese Einschränkung blieb nicht so ganz gegen Vorwürfe gesichert, sie zog ihm den Haß eines sehr beträchtlichen Theils des französischen Handelsstandes auf den Hals.

Sehr freimüthige und lebhafte Bemerkungen über die Errichtung der neuen Ostindischen Gesellschaft wurden bekannt gemacht, für den Herrn von Calonne waren diese Erörterungen nichts weniger als vortheilhaft. Schnell rükte jezt die Zeit heran, wo die Bedürfnisse des Staats ihn zu Maaßregeln nöthigen mußten, die dem Volk noch weit weniger angenehm seyn konnten, und eine weit härtere Prüfung zu erwarten hatten. Friede war zwar durch ganz Europa wieder hergestellt worden, aber auf Frankreichs Finanzen schien diese ruhige Zwischenzeit kaum einigen Einfluß zu haben, und wie schon gesagt, mußte jedes Jahr mit einem frischen Anlehn beschlossen werden. Die öffentliche Ausgaben des Jahrs 1785 schienen es für diesmal zu rechtfertigen. Der Anspruch des Kaisers auf die freie Schiffarth der Schelde hatte Frankreich genöthiget, seine Landmacht beträchtlich zu vermehren, um sich entweder in furchtbarer Neutralität zu halten, oder seinen holländischen Alliirten kräftig beizustehen. Der Marquis von Castries, der in seinen Entwürfen keine Sparsamkeit kannte,

hatte

hatte auch das Seewesen während der Zwischenzeit des Friedens nicht in Verfall kommen lassen. Schon seit langer Zeit hatte man in Frankreich sich beklagt, im Kanal *) keine zureichende Seehafen zu haben, wo die französische Flotte im Nothfall Aufenthalt und Sicherheit finden könte. Daher faßte man den längst schon projektirten Entwurf, Cherbourg nach einer prächtigen Anlage zu bevestigen, ein grosses Wasserbeken (Bassin) zu bilden, und vermittelst Einsenkung grosser kegelförmiger Maschinen rund herum Inseln anzulegen, um dahin die gehörige Batterien zur Vertheidigung des Hafens zu stellen. Zur Fortsezung dieses grossen Unternehmens wurden alle Einkünfte aus der Normandie angewandt; einige Minister und nachher auch der Graf von Artois reißten nach Cherbourg, um die ausserordentliche Arbeit zu sehen. Die Nachrichten, die der lezte dem König seinem Bruder mittheilte, erregten bei diesem die Neugierde, die Arbeiten selbst in Augenschein zu nehmen. Immer von dem Geist der Sparsamkeit geleitet, machte er selbst den Plan der Reise und Unkosten. Um allen Aufwand so viel möglich zu vermeiden, nahm er ausser einigen Bedienten niemand als den Seeminister, Marschall von Castries, seinen Gardecapitain, und einige Gardes du Corps zu Pferd mit sich. Ausser den wenigen

*) die Meerenge zwischen Frankreich und England Pas de Calais, oder la Manche im französischen genannt.

nigen Reutern hatte er mehr nicht als 3 Kutschen zum Gefolge. Den 5ten Junius trat er seine Reise von Rambouillet aus in einem ganz simpeln Reisekleid an. Alle Städte, wo der König durchgieng, bezeugten die gröste Freude, einen Monarchen zu sehn, den sein Volk anbetete. Man gab glänzende Feste, man überschüttete ihn mit Blumen, die Wege waren mit Zweigen bestreut, Ludwig schien von Versailles bis Cherbourg in einer schönen Procession zu reisen, denn seine Unterthanen bildeten auf seiner ganzen Reise eine doppelte Reihe. Zu Houdan wechselte er die Pferde, er stieg ein wenig aus, weil etwas an dem Gefährt verbessert werden mußte. Eine schon bejahrte Frau dringt sich durch die Menge, und wirft sich zu seinen Füssen. „Ich sterbe zufrieden, „rief sie aus, weil ich das Glük gehabt habe, „meinen König zu sehen.“ Voll Güte hub sie Ludwig der 16te auf, dieses Weib überwältigt von ihrer Freude fällt dem König um den Hals, der König nahm dieses Zeichen der Liebe mit vieler Rührung auf, und umarmte sie von seiner Seite wieder. Das einstimmige Freudengeschrei des Volks bei dieser Gelegenheit läßt sich nicht beschreiben. Hierauf sagte der König zu diesem Weib: verlangt ihr etwas von mir? Nein mein König, erwiedert sie, „ich habe nichts nöthig, „ich habe sie gesehen, und nun wünsche ich nichts „mehr. Aber ich habe eine Nachbarin mit 14 „Kindern, eine gute Hausmutter, die dabei von

„jeder-

„jedermann geschäzt, aber sehr arm ist. „Ich „verstehe euch, zu Vernon soll sie mir eine Bitt„schrift bringen, und auf eure Empfehlung wer„de ich etwas für sie thun.“ Ein ander Weib, die Gattin eines Kerkermeisters, die wohl von der vorhergehenden Geschichte gehört haben mochte, wirft sich dem Monarchen am Tage seiner Ankunft in Havre *) zu Füßen. „Mein König, sagt sie, „im Dienst eurer Majestät habe ich vier Söhne „verlohren. Ist diß wohl ein Grund, um von „Ihnen Gnade für 3 arme Deserteurs erflehen zu „dürfen, die heute verurtheilt worden sind?“ Mit Güte hebt sie der König auf, bewilligt ihre Bitte und sagt: „Ich wollte, ihr hättet mich „statt 3 für 4 um Gnade gebeten.“

Ein Landmädchen aus der Gegend folgte dem König, so lange bis sie Gelegenheit fand, sich bis vor ihn hinzudringen. Auf das rührendste bat sie um Erlaubniß, einen jungen Bauren heurathen zu dürfen, den sie liebte. Weil ihr Liebhaber arm war, hatten sich ihre Eltern widersezt, und wollten durchaus nicht in die Heurath willigen. Ludwig erhörte das brünstige Flehen des Mädchens, und die Heurath wurde nach wenigen Tagen vollzogen.

Wie der König auf dieser Reise nach Caen kam: ließ er gleich einen Pardon für die Deserteurs

*) ein französischer Seehafen in der Normandie England gegen über.

teurs des Regiments Artois, das dort in Garnison lag, bekannt machen. Seine Karosse ließ er ganz langsam fahren, ohne Gefolge, ohne Pracht, nicht mehr als 2 Gardes du Corps hatte er zur Begleitung, und er befahl, daß man jedermann sich ihm nähern lassen sollte. „Dies sind meine „Kinder“ sagte der gute Fürst, und er bat das Volk den Rädern nicht zu nahe zu kommen, damit Niemand von denselben beschädigt werden könnte.

Zu Caen begab sich der König zu Fuß nach den Kasernen, die man für sein Regiment Infanterie eben bauen wollte. Er selbst legte den ersten Grundstein, begnadigte 6 Deserteurs, gab 8000 Livres für den Hospital, und steuerte eine Waise aus, die ihm der Stadtrath vorgestellt hatte.

Den 22sten Junius Nachts um 11 Uhr langte endlich der König zu Cherbourg an. Die Witterung schien günstig, um am folgenden Morgen einen Kasten an seinen Plaz zu bringen. Ludwig gab Befehl, die Fluth machte die Fortschaffung dieses Kegels gegen 4 Uhr Morgens nothwendig. Der König begab sich schon zuvor auf den Plaz, um die ganze Arbeit zu sehen. So bald der Kasten *) flot gemacht war, bestieg er ein leichtes Schiff

*) dieser in Gegenwart des Königs eingesenkte Kasten war ungefähr 80 Fuß hoch, unten hat er 144 Fuß und

Schiff, und folgete ihm einige Zeit. Hierauf sah der König die Ordnung, in welcher die Evolutions-Eskader unter Befehl des Grafen Albert de Riomes vor Anker lag. Er bestieg hierauf das Schiff, den Patrioten, ließ sich von allen See-Maneuvern unterrichten, und sah einem verstellten Treffen zu. Während der Donner der Kanonen des Geschwaders weit erschallte, war der König verwundert, daß das Schiff, der Patriot, an dessen Bord er sich befand, kein Feuer, wie die andern machte. Er wollte die Ursache davon wissen. Der Graf de Riomes antwortet ihm, die Etikette erlaube es nicht, daß Feuer oder Pulver in einem Schiff seye, das er mit seiner Gegenwart beehre. Ludwig erließ ihm diese Regel, und wollte die Wirkung der Prellschüsse auf dem Meer sehen.

und oben 60 Fuß im Durchmesser. Wegen seiner kegelförmigen Gestalt hieß man diese Gerüste im französischen cone (Kegel). Um den Cone oder Kasten herum waren 90 grosse Tonnen befestigt, wovon jede über der Oberfläche des Wassers 2400 Zentner halten konnte. An dem Ort, wo er eingesenkt werden sollte, befanden sich 4 Fahrzeuge; als er da angekommen war, wurden die Seile, an denen die Tonnen befestigt waren, mit vielen grossen aufgehenkten Messern, deren jedes 60 Zentner wog, abgeschnitten, worauf sich die Maschine nach und nach einsenkte. Sobald sie genau auf ihrer Stelle war, fieng man an sie mit Steinen zu füllen, wozu aber die Arbeiter gegen 2 Monate Zeit brauchten.

ßen. Man brachte Pulver, man schoß mit Kugeln, die Forts und die ganze Eskader nahmen diese Kanonenschüsse für ein Zeichen der Ehrerbietung (Ehrenschüsse) an, und alsbald gaben alle Batterien eine dreifache Salve.

Nachdem der König alles untersucht hatte, fuhr er wieder in seiner Chaloupe zurük, um sich auf den Kegel zunächst dem Plaz, wo der neue eingesenkt werden sollte, zu begeben. Unter einem prächtigen Zelt, wo die Schiffe auf der Rhede, die unzählige Kähne und Chaloupen, mit denen das Meer gleichsam übersät war, und die ungeheure Menge Zuschauer am Ufer dem Auge den herrlichsten Anblik gewährte, sah der König die ganze Arbeit mit dem Kasten, die mit der genauesten Pünktlichkeit geschah. Hierauf begab er sich auf's Fort der Insel Pelée, und nachdem er hier alles aufs sorgfältigste in Augenschein genommen hatte, kehrte er zu Schiff wieder nach der Abtei bei Cherbourg zurük, wo er sein Quartier genommen hatte. Wie er aus dem Schiff stieg, traf er den ganzen Plaz mit Volk bedekt an, das ihn mit dem lebhaftesten Freudengeschrei empfieng, und bis in sein Logie begleitete.

Während der Fortschaffung des Kastens, welcher der achte seit dem Anfang der Arbeit war, wurde ein Mensch durch das Sail einer Schiffswende, die zerbrach, getödtet. Der König erfährt es kaum, so sezt er der Wittwe des Unglüklichen 600 Livres

jähr-

jährlich aus. Bei dieser Gelegenheit wurden auch mehrere Arbeitsleute gefährlich verwundet, und Ludwig schikte gleich einen seiner Wundärzte ab, um ihnen zu helfen.

Auf einer für ihn bestimmten Corvette machte der König die Rükreise von Cherbourg nach Havre de Grace. Herr de la Touche *) war Befehlshaber derselben, die ganze Equipage bestand aus Officiers oder Kaufmannswaaren. Die Ueberfarth war ein wenig stürmisch, und da ein Maneuvre nicht so gut ausgeführt wurde, als es der Befehlshaber wünschte, fieng er an zu fluchen. Nun bemerkt' er erst, daß der Monarch gegenwärtig war, er bat also Sr. Majestät wegen dieses Mangels an Respekt um Verzeihung. Der König aber sagte lachend zu ihm: „es hat nichts zu bedeuten, es ist die Sprache des Metiers, ich hätt' es wohl auch so gemacht."

Auf dieser Reise theilte der König Gnadenbezeugungen ohne Zahl aus. Sieben Seeofficiers, denen noch ein paar Monate zur gehörigen Dienst-Zeit fehlten, machte er selbst zu Ludwigs-Rittern. Die ganze Schiffsmannschaft seines Schiffs und die ganze Eskader beschenkte er, den Befehlshabern gab er selbst Präsente, unter die Armen zu Cherbourg ließ er Geld austheilen, und dem Volk öffentlich für die Beweise seiner Zuneigung danken.

Man

*) Ebenderselbe, der nun als Admiral den König von Neapel zur Neutralität gezwungen hat.

Man bemerkte, daß der König von allem, was das Seewesen betrift, vollkommen gut unterrichtet war, er kannte die Bauart, die Ausrüstung, ja sogar die Maneuvres der Schiffe. Selbst die Ausdrüke der rohen Seesprache waren ihm nicht neu, und es fehlte wenig, so hätte er sie wie ein Seemann gesprochen — Jeder Seeofficier, den man dem König vorstellte, wurde auf das schmeichelhafteste von ihm empfangen. Gemeiniglich unterhielt er sich mit ihnen von den Aktionen, an welchen sie im lezten Krieg Theil gehabt hatten, und überhäufte sie mit den feinsten Lobsprüchen. *)

Man

*) was für einen Eindruk dieses Betragen des Königs auf die Seeofficiers gemacht habe, zeigt sich sehr deutlich in der Geschichte der Revolution. Fast alle Officiers der französischen Marine wanderten aus, so lebhaft kränkte sie die Art, womit ihr geliebter Monarch von einem Theil der Nation behandelt wurde. Corvettencapitaine wie la Touche, sind nun französische Admirals, und bei dem nun mit England und Holland ausgebrochenen Seekrieg muß sich's zeigen, welche Folgen diese allgemeine Emigration der königlichen Seeofficiers auf die Marine hat, und ob tüchtige Männer genug vorhanden sind, welche ihre Stelle ersezen können — Seeofficiers werden nur durch lange Uebung im Dienst und Erfahrung gebildet, und beides geht bei ihnen bei weitem nicht so geschwind, als bei Officiers der Landarmee, wo Talente und Gegenwart des Geistes weit schnellere Wirkungen äussern.

Man sah während des ganzen Aufenthalts des Königs zu Cherbourg, welch' eine Freude er am Seewesen hatte, und er war so entzükt, daß er nachher oft sagte: er zähle den Tag seiner Ankunft in Cherbourg unter die glüklichsten seines Lebens. Nach seiner Rükkehr fand er ein grosses Vergnügen daran, von dieser Reise und den verschiedenen Arbeiten zu reden, die seine Neugierde vorzüglich beschäftigt hatten. So wie sich ihm jemand näherte, pflegte er ihn zu fragen: „sind Sie in Cherbourg gewesen? „war die Antwort „Nein„ so wendete er sich auf eine andere Seite, so daß die Hofleute nöthig hatten, dorthin zu reisen, um sich beim Monarchen angenehm zu machen.

Etwas, das die Begleiter des Königs bei dieser Reise sehr in Erstaunen sezte, war, daß er überall, wo er hinkam, die Eigenschaften und Umstände der vornehmsten Beamten und verdienten Männer zu kennen schien, und sie daher entweder zu belohnen, oder zu loben wußte. Der Minister Calonne hatte ganz insgeheim eine Route des Wegs, den der König nahm, zum Gebrauch desselben verfertigen lassen. Sie enthielt alle Dörfer, Schlösser, Pachtereien und sogar kleine Gebüsche, alle Namen der Eigenthümer mit einer kurzen Karakteristik derselben waren beigefügt, so daß der König von allem wesentlichen, das diese Personen angieng, unterrichtet war, und darnach mit ihnen umzugehen wußte. Man kann

sich leicht vorstellen, wie angenehm diejenige überrascht wurden, welchen der Monarch bei dieser Gelegenheit seine Gnade bewies.

Seit der Rükkunft von Cherbourg äusserte der König öfters den Wunsch, sein ganzes Königreich nach und nach zu bereisen. Einige Personen, die bei ihm in Gunst standen, stellten ihm den grossen Aufwand vor, den die Ausführung seines Wunsches verursachen würde. „Ich werde weniger „brauchen, als hier „antwortete der König“ denn „ich will mehr nicht als 3 Reisegefährten mit „mir nehmen. Was ich auf meiner lezten Reise „gesehen habe, hat mir sehr viel Vergnügen ge„macht, ich will nicht sagen was ich gelernet ha„be, sondern mir's nur insgeheim zu Nuze zu machen suchen“ — Wahrscheinlich haben den König die bald darauf im Königreich entstandene und immer grösser gewordene Unruhen abgehalten, seinen Entschluß auszuführen. —

Etwa um eben diese Zeit schöpfte der König Verdacht gegen alle die glänzende Beschreibungen, die seine Hofleute ihm öfters von dem Glük seines Volks, von dessen Wohlstand, und überhaupt von dem Reichthum seiner von der Natur so begünstigten Staaten machten. Insgeheim trug er einem Mann auf, von dessen Redlichkeit und Aufrichtigkeit er überzeugt war, die Provinzen zu bereisen, den Zustand der Unterthanen, besonders aber der ärmern Klasse des Landvolks genau ein-

zusehen, und ihm den Erfolg seiner Untersuchungen ganz der Wahrheit gemäß vorzutragen. Als dieser Mann von seiner Wanderschaft zurükkam, erstattete er dem König folgenden Bericht: „Sire! Ihre Befehle treulich zu befolgen, war mein „einziges Bestreben, ich bin unter den Dürftigen „umhergezogen, nur der Gedanke, daß mir Eure „Majestät diesen Auftrag gegeben haben, um Ihrem Herzen Gelegenheit zu verschaffen, der „unglaublichen Noth abzuhelfen, die einen so grossen Theil ihrer Unterthanen drükt, lindert das „Grausen, worein mich der Anblik des äussersten „Elends versezt hat, das ich in allen Wohnungen „fand. Ja Sire! der gröste Theil lebt äusserst „dürftig, in allen Theilen ihres Reichs gehen unaufhörlich Menschen aus Mangel des Nothwendigen zu Grund. Bei dem blosen Gedanken der „Armuth, auf die ich überall gestossen bin, durchbebt mich ein Schauern. In vielen Dörfern „fand ich nur elende Hütten ganz von Hausrath „entblößt. Die Einwohner derselben waren mit „Lumpen bedekt, ihre Kinder liefen ganz nakt „herum, zum Lager hatten sie nichts als einige „Halmen schlechtes Stroh, Hunger und Noth „las man beynah in allen Gesichtern. Was mich „vollends ganz ausser mir brachte, war, daß man „die meiste genöthigt hatte, ihre Habseligkeiten „zu verkaufen, um die schuldige Steuern zu entrichten, und dadurch wurde ihr Jammer vollends anbeschreiblich gemacht.“ Wie sehr diese

 trans

traurige, aber wahrhafte Beschreibung von dem Zustand eines grossen Theils seiner Unterthanen das Herz des Königs rührte, vermag ich nicht zu schildern. Gleich wurden auch Befehle erlassen, um das Elend der Unglüklichen einigermaßen zu mildern, aber bei dem wirklichen Zustand des Königreichs war es ganz unmöglich, ihnen wahre Hülfe zu schaffen. Seit den Zeiten der Revoluzion hat sich dieser traurige Zustand der Landbewohner vorzüglich in den innern Provinzen Frankreichs noch um nichts verbessert, so viele günstige Dekrete indessen auch zu Gunsten dieser wahren Sans culóttes (Ohnehosenmänner) gegeben worden sind. Durch die immer fortdaurende Unruhen ist er vielmehr noch schlimmer geworden, wenn dies anders noch möglich war. Indessen hat er die Folge gehabt, daß die französische Armeen ausserordentlich zahlreich geworden sind. Denn diese Leute, deren Elend zu Hause unbeschreiblich groß war, liefen beinahe nakend tausendweis zu den Armeen, besonders seit dem ihnen das Glük wieder lächelte. Solchen Leuten allein war es möglich, bei dem Mangel, der die französische Armeen im Feld so sehr gedrükt hat, auszuharren. —

Eine neue Quelle zum Mißvergnügen war der mit England im Jahr 1786 geschlossene Handlungsvertrag. So grosse Vortheile man sich auch für Frankreich davon versprach, und so sehr man anfänglich in England dagegen schimpfte, so zeig-

te

te sich doch bald der ausserordentliche Nachtheil für Frankreich. Die englische Stahlwaaren und Tücher gewannen bald den Vorzug vor den französischen, und alle dergleichen Manufakturen, die es den Englischen noch nicht gleich thun konnten, wurden dadurch ganz oder gröstentheils zu Grunde gerichtet. Alles dies hätte noch auf der andern Seite ersezt werden können, wenn die Engländer gegen ihre Waaren Seidenzeuge aus Lyon, und vorzüglich französische Waaren genommen hätten. Aber diese waren dem Brittischen Magen zu schwach, und sie blieben bei den stärkern Portugiesischen. Auf ihren Absaz hatte Frankreich bei Schliessung des Commerztraktats hauptsächlich gerechnet. Seidenzeuge holten die Engländer ferner aus Italien, hauptsächlich aus Portugall.

Bei dem entsezlichen Verlust, den die Handlungs-Bilanz Frankreichs gegen England jährlich auswarf, und bei den andern Nachtheilen, welche ich angeführt habe, kann man sich leicht denken, wie übel ein grosser Theil der Nation wegen dieses Traktats auf das Ministerium zu sprechen war, wie bitter derselbe bei jeder Gelegenheit beurtheilt wurde, und mit welch' lebhaften und auffallenden Farben man die Noth des dadurch seines Verdiensts beraubten Arbeiters schilderte. —

Als am Schlusse des Jahrs 1785 die Verordnung eines neuen Anlehens von 80 Millionen Livres dem Pariser Parlament eingereicht wurde, weigerte

te sich dasselbe dieses neue Anlehen gut zu heissen und bekannt zu machen. Der Wille des Königs wurde zwar in der nächsten Sizung erfüllt, aber der Zusaz beigeschrieben, daß Staatswirthschaft die einzige ächte Quelle reichlicher Einkünfte, und das alleinige Mittel sei für die Bedürfnisse des Staats zu sorgen, und den Credit wieder herzustellen, der durch die Anlehen nun fast gänzlich verloren gegangen seye. Kaum war dieses Verfahren bekannt worden, so verlangte der König, daß die grosse Deputation des Parlaments vor ihm zu Versailles erscheinen solle. Er las aus ihrem Protocoll jenen eingerükten Zusaz, und bemerkte — es sei zwar sein Wille, daß ihm das Parlament durch ehrerbietige Vorstellungen alles das mittheilen solle, was auf das allgemeine Beste Bezug haben könne. Aber nie werde er seine Einwilligung geben, daß das Parlament sein Vertrauen und seine Gelindigkeit so weit mißbrauchen, und sich zu Richtern über seine Verwaltung aufwerfen würde. In Zukunft erwarte er in ihren Ausdrüken mehr Behutsamkeit, mit dem Verfahren des General-Controleurs sei er zufrieden und entschlossen, in keinem Fall durch grundlose Besorgnisse solche Entwürfe hindern zu lassen, die auf das Beste des Staats abzwekten. Und um sein Mißfallen über die Vorwürfe des Parlaments desto stärker zu zeigen, befahl er, daß einer ihrer Beamten, der sich bei Abfassung jenes Zusazes am thätigsten gezeigt hatte, aller fernern Dienste entlassen werden solle.

So kräftig Herr von Calonne von seinem Monarchen noch unterstüzt wurde, so mußte ihn doch der Widerspruch des Parlaments, und die Vorwürfe, die man ihm darinn machte, nothwendig sehr kränken. Er hatte sich alle Mühe gegeben, um sich diese Männer geneigt zu machen, aber vergeblich. Gerade zu einem Zeitpunkt mußte er ihren unbiegsamen Widerwillen erfahren, da ihre Zufriedenheit von dem wesentlichsten Nuzen gewesen wäre. Eine genaue Untersuchung des Zustandes der Finanzen hatte ihn überzeugt, daß die Ausgabe die Einnahme um sehr viel übersteige; neue Abgaben aufzulegen war in der gegenwärtigen Lage unmöglich, mit Anlehen fortzufahren verderblich, und wegen des verlohrnen Credits sogar nicht mehr thunlich, blos zu wirthschaftlichen Verbesserungen seine Zuflucht nehmen, würde den Zwek ganz und gar nicht erreicht haben. Durch diese Betrachtungen geleitet, erklärte nun Calonne ganz unverholen, daß es unmöglich seye, die Finanzen auf einen vesten Fuß zu sezen, wenn nicht mit allem, was in der Verfassung des Staats fehlerhaft wäre, eine Verbesserung vorgenommen würde. — Sollte dieser Vorschlag Eingang finden, so sah der Minister sehr wohl ein, daß etwas mehr nöthig seye, als königliche Befehle. Er wußte, daß das Parlament gar nicht das Werkzeug seye, um eine neue Ordnung in den öffentlichen Angelegenheiten einzuführen, daß es sich schlechterdings nicht gefallen lassen würde, eine blos leidende Maschine

schine abzugeben, um die Plane eines Ministers zu genehmigen, selbst wenn sie vollkommen gut und den Umständen angemessen wären. Ursprünglich waren sie zwar nichts als Richter, die ihre Stellen vom König erhalten hatten, dessen ungeachtet ließ sich kein Vorzug einer ächten gesezgebenden Versammlung denken, den sie nicht an sich zu ziehen geneigt geschienen hätten. In ihren Anmassungen wurden sie durch den Beifall des Volks unterstüzt, dem es sehr wohl bekannt war, daß keine andere Gesellschaft in der Nation vorhanden seye, die ihre Sache gegen königliche Bedrükung verfehlen könne. — Diese einzige noch übrige Gegenmacht zu unterdrüken, und die Regierung willkührlicher zu machen, schien daher dem General-Controleur ein allzukühner Schritt zu seyn, aber das Parlament in dem vollen Besiz seines Einflusses zu lassen — eines Einflusses, von welchem er überzeugt war, daß er wider ihn gebraucht werden würde — hieß eben so viel, als seinen ganzen Entwurf mit einemmal scheitern zu lassen.

Unter diesen Umständen schien keine andere Wahl übrig zu seyn, als zu irgend einer andern noch würdigern und feierlichen Versammlung Zuflucht zu nehmen, und diese sollte grösteentheils aus den vornehmsten Mitgliedern der verschiedenen Stände des Staats und der Provinzen des Königreichs bestehen. Bei einem solchen Schritt durfte man auf den Beifall der Nation rechnen,

man

man zeigte dadurch eine Achtung gegen das Volk im Allgemeinen. Aber die wahre und gesezmäsige Nationalversammlung war seit 1614 nicht mehr zusammen gekommen. Der Minister konnte sich nicht mit der Hofnung schmeicheln, die königliche Einwilligung zu einer Zusammenkunft zu erhalten, da die Geschichte aller Zeiten gelehrt hat, wie gefährlich solche allgemeine Zusammenkünfte sind, und einem Monarchen mußte sie nothwendig desto bänger machen, der die gesezgebende und ausübende Gewalt in sich vereinigte, und seither unumschränkt regiert hatte.

Eine andere Versammlung hatte gelegentlich die Stelle der Generalstände ersezt. Diese unterschied sich durch die Benennung der Notabeln und bestand aus einer Anzahl von Personen aus allen Theilen des Königreichs, hauptsächlich aus den höhern Ständen des Staats, die aber alle vom König selbst gewählt wurden. Ludwig der 13te hatte eine solche Versammlung im Jahr 1626 zusammen kommen lassen, und jezt wurde sie wieder einmal auf Befehl Ludwig des 16ten aufgefordert. Die Zahl der Mitglieder war 144, lauter angesehene Männer, und der zur Eröfnung ihrer Sizungen bestimmte Tag war der 27 Jenner 1787. Eben in dem Augenblik, da die Mitglieder der Notabeln in Paris angekommen waren, und das ganze Königreich auf ihre Zusammenkunft, als auf einen wichtigen Zeitpunkt in der Nationalge-

schichte

schichte aufmerksam war, fand sich Calonne noch nicht genug vorbereitet, um sein System ihrer Prüfung zu unterwerfen, und verschob die Eröfnung der Sizung auf den 7ten Febr. Dieser Aufschub war im höchsten Grad unbedachtsam, die Staatsangelegenheiten hatten die Nation vorzüglich in der Hauptstadt mit Ausschliessung jedes andern Gegenstands beschäftigt. Einige von den Entwürfen des General-Controleurs waren nicht ganz geheim geblieben, und es war natürlich, daß vorläufige Bemerkungen über dieselbe von den Notabeln gemacht werden würden, die aus ihren gewöhnlichen Geschäften herausgesezt und ohne andere Beschäftigungen zu ihrem Zeitvertreib geblieben waren. Sie besuchten während dieser Zeit häufig den Herrn Neker, um sich von dem würdigen Mann über die wichtige Gegenstände, die abgehandelt werden sollten, Erläuterungen geben zu lassen. Indessen war die Absicht Calonnes gar nicht, sich durch die Notabeln belehren zu lassen, und er wußte wohl, daß wenn sie einmal zu zweifeln anfiengen, sie bald das Ansehen einer Gesezgebung statt eines Staats-Raths annehmen würden, — ein Umstand, der von seinen Absichten weit entfernt war.

Einen zweiten Aufschub bis zum 14ten Febr. veranlaßte die Unpäßlichkeit des Herrn von Calonne selbst, und durch die Krankheit und den Tod des Grafen von Vergennes, Präsidenten des Finanzraths

raths mußte die Eröfnung der Sizungen noch weiter hinausgeschoben werden, Vergennes hatte zum Nachfolger in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten den Grafen von Montmorin, einen Mann von untadelhaftem Charakter; aber sein Verlust gerade in diesem bedenklichen Zeitpunkt war für den Finanzminister sehr empfindlich. Unter allen Ministern war er der einzige, der sich der Entwürfe des Herrn von Calonne mit Eifer angenommen hatte. Der Siegelbewahrer Miromesnil war Calonne's erklärter Feind und Gegner. Der Marschall von Castries war ein persönlicher Freund des Herrn Nekers, und man durfte daher nichts weniger als auf seine Unterstüzung rechnen. Der Baron von Breteuil, Minister von Paris wollte sein Ansehen hier nicht aufs Spiel sezen, er richtete sich nach dem Wind. Endlich wurde die Sizung der Notabeln den 22ten Februar 1787 eröfnet. Der König hielt zuerst eine kurze Rede, worin er sagte: „er habe „diese Männer aus den verschiedenen Ständen „des Königreichs um sich her versammelt, um ihnen seine Plane zu eröfnen. Diese seyen groß „und wichtig. Auf der einen Seite die Einkünfte „des Staats zu verbessern, und sie durch eine gleiche Eintheilung der Abgaben schuldenfrei zu machen, auf der andern Seite die Handlung von „ihren Hindernissen zu befreien, und besonders „den Zustand des dürftigsten Theils seiner Unterthanen, so weit es die Umstände zuliessen, zu

„erleich-

„erleichtern, das seien die Absichten, zu deren „Ausführung nach reifer Ueberlegung er entschlossen sey. Da sie alle auf das allgemeine Wohl „abzweken, und er ihren Patriotismus kenne, „so habe er kein Bedenken getragen, sie über ihre Ausführung um Rath zu fragen. Alle ihre „Bemerkungen, die sie ihm darüber zu machen „schiklich finden würden, werde er anhören, und „gewiß prüfen. Uebrigens verlasse er sich darauf, daß ihre Vorschläge, die alle auf den nemlichen Gegenstand abzielten, leicht zu vereinigen „seyn würden, und daß keine Privat-Absichten „dem allgemeinen Wohl entgegen stünden ——

Nun sprach Herr Calonne ausführlich, und eröfnete seinen lang erwarteten Plan. Zuerst zeigte er die Verwirrung und den üblen Zustand, worin er die Finanzen angetroffen habe; dann schilderte er Nekers vorhin angeführte Drukschrift (Compté rendu) als unrichtig, und wie es ihm während seiner Administration unmöglich gewesen sey, die Einnahme mit der Ausgabe in Gleichheit zu bringen. Um dies zu bewirken, müsse man zu grossen ausserordentlichen Mitteln schreiten, und als solche schlug er nun vor, eine allgemeine Grundsteuer einzuführen, wovon kein Stand des Staats frei bleiben solle. Die Geistlichkeit solle keine eigene Verwaltung ihrer Güter mehr haben, ihre Schulden und ihre Güter übernehme der König, die königliche Domainen sollen verpachtet werden —

der

der Salzzoll und die Frohnde solle aufgehoben werden, und die Handlung soll frei seyn.

Folgende Stellen aus Calonne's Rede sind besonders merkwürdig, und verdienen hier eine Stelle. Nachdem er zuvor die Mittel angeführt hatte, wie das Deficit ersezt werden könne, fährt er fort: „Mißbräuche abzustellen, diß ist das „einzige Mittel, die Finanzen in Ordnung zu brin„gen, ohne neue Steuern aufzulegen. Die schrek„liche Mißbräuche, da der Reiche, der Mächtige „sich von Beiträgen zu den allgemeinen Landes-„Abgaben frei gemacht hat, während daß der Ar„me ungeheuer bezahlt, diese Misbräuche sind es, „die für uns eine reiche Hülfs-Quelle werden „können. Prinzen und Edle, Geistliche wie Welt„liche sollen hinführo nach Verhältniß ihres Ver„mögens gleiche Last mit dem Bürger und andern „Unterthanen tragen. Auch alle Provinzen sollen „Verhältnißmäßig an den Lasten ihren Antheil „nehmen. *)

„Freilich haben diese Mißbräuche Vertheidi„ger genug, besonders in dem Eigennuz und in „al-

*) Nicht alle Provinzen von Frankreich bezahlten vor der Revoluzion gleiche Abgaben. Diejenige, welche noch ihre Parlamenter und alte Verfassungen hatten, besonders aber die Grenz-Provinzen, wie das Elsaß, hatten Vorzüge, und wurden schonender, als die andere Provinzen behandelt.

„alten durch die Zeit ehrwürdig gewordenen Vor„urtheilen. Aber was vermag ihre Verbindung „gegen das allgemeine Wohl, und gegen die drin„gende Nothwendigkeit des Staats.

„Der König selbst will sich eine genaue Spar„samkeit gefallen lassen. Ueberall will er abbre„chen, wo es seiner Ehre unbeschadet geschehen „kann.

Am Ende schloß er mit folgenden Worten: „Immer mögen andere den Grundsaz unsers Reichs „anführen: **dies will der König, dies will das** „Gesez. Die Maaßregel des Königs ist: „**dies** „**will die Wohlfarth des Volks, dies will der** „**König.**

Man kann sich leicht vorstellen, wie ungünstig Vorschläge von einer Versammlung Männer aufgenommen werden mußten, die größtentheils aus Mitgliedern derjenigen Stände bestanden, auf deren gänzlichen Nachtheil sie abzwekten. Schon die Nothwendigkeit dieser Veränderungen wurde mit einem Grade von Kühnheit und mit so tiefen Vernunftschlüssen bestritten, die unfehlbar einen starken Eindruk auf die Gesellschaft machen mußten, und von der Hofnung einer bereitwilligen Zustimmung, worauf der Minister so sicher gezählt hatte, sah er sich jezt in ein grenzenloses Meer von Streitigkeiten versezt.

Bald

Bald zeigte sich dem General-Controleur ein fürchterlicher Gegner, und wer konnte dies mehr seyn, als jener ausserordentliche Mann, der mit dem schlechtesten Herzen einen bewundernswürdigen Grad von Scharfsinn und Kühnheit, und einen Unternehmungs-Geist verband, über den man bis ans Ende der Welt staunen wird, ich meine den Grafen von Mirabeau.

Er hatte zu einer Zeit das Vertrauen des Ministers gehabt, und von ihm den Auftrag bekommen, ohne einen öffentlichen Karakter anzunehmen, in Berlin die Gesinnungen des Nachfolgers Friedrich des Grossen auszuspähen. Bei dieser Beschäftigung wurde er häufig vernachlässigt, und in seinen Erwartungen getäuscht, seine Briefe blieben oft unbeantwortet. Widerwillen folgte schnell auf Bewunderung, und er, der den preußischen Hof als vertrauter Freund des Herrn von Calonne betretten hatte, kehrte nach Paris als sein erklärter Feind zurük. Während der Erzbischof von Toulouse *) den Verstand des General-Controleurs tadelte, bestritt Mirabeau die Redlichkeit desselben. Ohne Bedenken sezt' er ihn in eine Klasse mit solchen Personen, die ihr Glük und ihren Reichthum durch die unrühmlichste Geldspekulationen vermehrt haben. Er sezte hinzu, daß alle seine Unternehmungen das Gepräge von Despotis-

*) der Kardinal Brienne nachher Prinzipalminister und Erzbischof von Sens.

tismus und persöhnlichem Eigennuz hätten, und er forderte die Notabeln auf, sich an ihren Oberherrn in der anständigen Sprache der Wahrheit zu wenden.

„Sagen Sie dem König, daß ein Mann, „der nicht einmal die Grundsäze der Ehrlichkeit, „der Treue bei Zusagen, der Achtung für Eigen„thum kennt, ganz untauglich ist, an der Spize „der Handlung, der Verträge und der Geseze zu „stehen. Sagen Sie ihm, daß Geschmeidigkeit „des Geistes, Leichtigkeit im Studiren, Richtig„keit im Ausdruk, Feinheit der Sprache in seinen „Einleitungen, Reize des Vortrags eben so „viel neue Verbrechen an einem Minister sind, der „die Grundsäze einer ehrlichen Politik so geschikt „zu entwickeln weißt, und sie in der Ausübung „übertreten und verlachen kann.

Calonne's Beredsamkeit hätte sein System, und seinen guten Namen gegen die Berechnungen des Herrn von Brienne und gegen die Vorwürfe des Grafen von Mirabeau vielleicht rechtfertigen können, aber sein Geist erlag unter dem Einflusse der drei grossen Stände der Nation. Der grosse und wesentliche Gegenstand der Verbesserung betraf die gleiche Vertheilung der allgemeinen Lasten, und folglich die Verminderung des Druks der geringern und nüzlichsten Klassen des Volks. Der alte Adel und die Geistlichkeit waren jederzeit von

öffent-

öffentlichen Beiträgen frei geblieben, und hätte sich das Uebel nicht weiter erstrekt, so würde man dasselbe wahrscheinlich noch immer mit Gedult getragen haben. Aber bei der schändlichen Gewohnheit, Adel-Briefe zu verkaufen, waren solche Heerden von neuem Adel aufgestanden, daß jede Provinz des Königreichs damit angefüllt war. Der erste Gegenstand aller derjenigen, die sich schnell ein beträchtliches Vermögen erworben hatten, war der Kauf eines Adelbriefs, welcher ausser der Befriedigung ihrer Eitelkeit, sie und ihre Nachkommen von einem verhältnißmäsigen Beitrag zu den Staats-Bedürfnissen befreite. Auch die Magistrats-Personen im ganzen Königreich genossen diese Befreiung, so daß die ganze Last der Abgaben auf diejenige fiel, welche am wenigsten im Stande waren, sie zu tragen.

Jener an sich unstreitig grosse Entwurf zu gleicher Vertheilung der allgemeinen Lasten vereinigte auf diese Art den Adel, die Geistlichkeit und die Magistrats-Personen wider den Finanzminister, und der Erfolg war nun leicht vorauszusehen. Jene drei Stände erhoben ein so lautes Geschrei gegen ihn, daß Calonne bei der Unmöglichkeit, dem Strom zu widerstehen, nicht nur seine Stelle am 12ten April niederlegen mußte, sondern auch bald hernach dem Sturm seiner Verfolgung nur durch seine Flucht nach England entgehen konnte. Doch hatte er noch am Ende seiner Amts-Ver-

waltung die Freude, seinen Gegner den Herrn von Miromesnil des Siegels beraubt zu sehen.

Die Entlassung Calonne's hatte Frankreich ohne einen Minister und fast ohne ein System gelassen. Der König ertrug zwar den Widerspruch der Notabeln mit bewundernswürdiger Gedult, aber der Fehlschlag, den er erfahren hatte, mußte immer höchst niederschlagend und kränkend für ihn seyn. Ohne einige Hülfe für die dringendste Bedürfnisse des Staats zu erhalten, bemerkte er zu spät, daß er einen Weg zur Wiederherstellung der alten Verfassung von Frankreich geöfnet hatte, welche von dem schlauen Ludwig dem 11ten untergraben, und durch die kühne und blutige Anschläge eines Richelieu unter Ludwig dem 13ten fast ganz vernichtet worden war.

Die Notabeln hatten sich zwar mit vieler Achtung und Bescheidenheit betragen, aber zu gleicher Zeit einen unerwarteten Grad von Widersezlichkeit und Standhaftigkeit bewiesen. Unter ihnen zeichnete sich besonders la Fayette durch seine Unerschrokenheit aus. Die Ernennung des Herrn von Brienne, Erzbischoffs von Toulouse und eifrigen Gegners des Herrn von Calonne trug wahrscheinlich viel zur Erhaltung einer scheinbar guten Laune dieser Versammlung bei. Aber die vorgeschlagene Grundsteuer, diese vom Hofe so sehnlich gewünschte Abgabe wurde geradezu verworffen, und der General-Advokat von Provence

war

war bei dieser Gelegenheit dreust genug zu erklären, daß weder diese Versammlung, noch die Parlamente, noch der König selbst irgend eine solche Auflage in dem Land, dessen Stellvertreter er seye, einführen könne, weil dies geradezu wider die bestimmte und unverlezliche Rechte des Volks seye.

Der König, jezt aller Hofnung beraubt, sich dieser Versammlung zum Werkzeuge zu bedienen, um sich aus seiner Verlegenheit heraus zu reissen, faßte nun den Entschluß, die Versammlung auseinander gehen zu lassen. Seine Rede bei der Aufhebung der Versammlung zwekte ganz dahin, um die Neigung der Mitglieder zu gewinnen. Er gestand, daß sie seine Erwartung, ihm mit ihrem Rath beizustehen, erfüllt hätten, über mancherlei Mißbräuche seyen durch sie nicht nur genaue Untersuchungen angestellt, sondern die Mittel ihnen abzuhelfen angegeben worden, sie hätten einen grossen Schritt zur Erreichung des wichtigen Gegenstands gethan, die Ausgaben des Staats mit den Einkünften in ein Gleichgewicht durch die öffentliche Abgaben zu bringen, welche sie als die schiklichste empfohlen hätten, die seinen Unterthanen auferlegt werden könnten. Er endigte mit der Erklärung, schon zum voraus mache ihm die Hofnung Freude, daß diese neue Auflagen nicht so drükend, wie die der frühern Zeiten seyn würden. Denn der einzige Wunsch seines Herzens sey

nur dieser, sein Volk so zufrieden und glüklich, als möglich zu machen.

Indessen war diese Versammlung der Notabeln im Grunde von gar keinem Nuzen. Ueber der Beschäftigung mit ihrem eigenen Intresse vergassen sie der Nation ihres. Sie wußten nichts anders als ein neues Anlehen vorzuschlagen, um auf ein paar Monate zu helfen. Das Deficit blieb vor wie nachher das nemliche, über 100 Millionen Livres jährlich. Während dem das Uebel von Tag zu Tag grösser wurde, wurde einige Wochen nach Calonn's Flucht **Laurent de Villedeuil** General-Controleur. Er war in diesem kritischen Zeitpunkt nicht der Mann für diesen Posten, nach einigen Monaten sah er sich genöthigt, den König um seine Entlassung zu bitten. Bei seinem Abschied verlangte er noch eine Stunde zur Audienz, um dem König seine Meinung ganz aufrichtig zu entdeken. Ludwig bewilligte es, und als er den **Villedeuil** angehört hatte, klopfte er ihn mit den Worten auf die Schulter „man hat mir doch „immer mit Recht gerühmt, daß sie ein braver „Mann wären.

Ihm folgte wie schon gedacht, der Erzbischof von Toulouse Lomenie de Brienne *) als Fi-

*) Herr Girtanner macht folgende Schilderung von seinem Karakter: Lomenie von Brienne Erzbischof von Toulouse war ein bei Hofkabalen und Staats-Intriquen auferzogener Mann. Er hatte viel

Finanz-Minister, und die Siegel bekam *) Lamoignon.

Ludwig, der die gehofte Vortheile von der Versammlung der Notabeln so wenig erreicht hatte, sah sich dadurch genöthigt, seine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Mittel zu nehmen, um Geld zu den dringendsten Bedürfnissen des Staats zu bekommen, nemlich dasselbe durch neue Abgaben und Anlehen aufzubringen. Unter den in dieser Absicht vorgeschlagenen Verfügungen befand sich die Verdoppelung der Kopfsteuer, die Widereinführung des 3ten zwanzigsten und eine Stempel-Abgabe. Der ganze Vorschlag wurde vom Pariser Parlament äusserst mißbilligt, aber vorzüglich die Stempel-Auflage gab Veranlassung zum Streit, und das Parlament weigerte sich schlechterdings, die Verordnung einzuregistrieren. Der König war genöthigt, von dem lezten Mittel, von seiner Macht Gebrauch zu machen, und durch seine persönliche Gegenwart zwang er sie, die Auflage einzutragen. Aber schon am folgenden Tag stellte das-

viel natürlichen Verstand, angebohrne Beredsamkeit, eine durch Schmeicheleien gedungener Schriftsteller auf den höchsten Grad gestiegene Eitelkeit, einen unbegrenzten Ehrgeiz, eingeschränkte Kenntnisse, einen durch Ausschweifungen aller Art zerrütteten Körper, und einen schwachen und furchtsamen Karakter.

*) Nicht Lamoignon Malesherbes, jener ehrwürdige Vertheidiger Ludwig des 16ten in seinem peinlichen Prozesse.

das Parlament eine förmliche Protestation wider jene Bewilligung aus, welche ihnen abgedrungen worden war. Die Mitglieder erklärten, jene Verordnung seye wider ihre Beistimmung und Einwilligung auf des Königs ausdrüklichen Befehl eingeschrieben worden, sie könne und dürfe keine Gültigkeit haben, und der erste, welcher es wagen würde, sie in Ausübung zu bringen, solle als ein Verräther des Vaterlandes angesehen und bestraft werden.

Diese Erklärung ließ dem König keine andere Wahl übrig, als entweder zur Behauptung seines Ansehens gewaltsame Mittel zu ergreifen, oder auf immer dem Recht zu entsagen, bei irgend einer Gelegenheit Geld ohne Einwilligung des Parlaments zu heben. So schmerzhaft jeder Schein von Gewaltthätigkeit für Ludwigs milde Gemüthsstimmung seyn mußte, so wenig konnt' er sich gleichwohl entschliessen, jene Vollmacht, die von seinen Vorfahren so lange ausgeübt worden war, ganz ohne Kampf aufzugeben. — Das ganze Parlament wurde nach Troyes in Champagne verbannt — Aber noch vor ihrer Entfernung hatten sie eine Vorstellung wegen des Verfahrens der Regierung, und über den bedenklichen Zustand der öffentlichen Angelegenheiten eingegeben und bekannt gemacht. In ihrem Gutachten über die neue Auflagen erklärten sie, daß weder die Parlemente, noch irgend eine andere Macht ausser den

drei Ständen des Königreichs in voller Versammlung die Auflage irgend einer bleibenden Abgabe genehmigen könne, und sie begehrten nun nachdrüklich eine National-Versammlung. Wie aus einem Traume fuhr bei diesem Wort die ganze Nation auf, und von allen Enden und Orten her ertönte es: eine Nationalversammlung wollen wir haben.

Wenige Tage nach der Verweisung des Parlaments zeigte es sich schon, wie heftig das Volk aufgebracht, und wie nahe schon damals die Revoluzion ihrem Ausbruch war. Dies kann ich nicht besser schildern, als wenn ich mich der eigenen Worte Herrn Girtanners bediene. „Der „König schikte an einem Tage seine beide Brüder „nach 2 verschiedenen Gerichtshöfen in Paris, um „dort die neue Auflagen einschreiben zu lassen. „Man wußte, aus welcher Ursache die beide Prin„zen nach Paris kamen. Der Graf von Provence „der eine dieser Prinzen, als ein Feind Calonne's „bekannt, wurde von dem Volk mit Händeklat„schen und mit freudigem Zuruf empfangen, und „unter fröhlichen Jauchzen bis nach seinem Pal„last begleitet. Man drängte sich um ihn, man „warf ihm Sträusse und Blumen zu, und man „gab ihm alle Beweise einer aufrichtigen Zunei„gung. Den Grafen von Artois, zweiten Bru„der des Königs, empfieng man ganz anders. Ei„ne schrekliche Stille herrschte unter dem Haufen,

„wel-

„welche nur hie und da von dem durchdringenden „Laut einer Pfeiffe unterbrochen wurde. Als er „im Palais ankam, näherte sich der Pöbel sei„nem Wagen, da er eben aussteigen wollte. Die „Wache trieb den Haufen auseinander, und ver„wundete durch Zufall einen Mann mit dem Ba„jonette. Der Pöbel wurde hierdurch so aufge„bracht, daß das Leben des Prinzen in Gefahr „gerieth, und er sich vor dem wüthenden Hau„fen kaum noch retten konnte. Als er aus dem „Pallast wieder heraus kam, um zurük nach Ver„sailles zu reisen, folgte ihm ein ungeheurer Hau„fe nach, welcher ihn mit auspfeifen und auszi„schen bis auf den Pontneuf verfolgte, wo eini„ge in Eile zusammengerufene Soldaten ihn vom „Pöbel befreiten, und dabei mehr als fünfzig „Personen verwundeten.

„Die Gährung in Paris und in dem ganzen „Königreich war sehr groß. Satyrische Kupfer„stiche, Gassenhauer, Broschuren und Pasquille er„schienen täglich gegen die höchsten Personen des „Hofes; der Pariser Pöbel war so unruhig, daß „der Kommendant der Stadtwache um seine Ent„lassung bat, weil er befürchtete, ermordet zu „werden; und der königliche Kommissair Chenon „sah sich genöthigt, zwei Gefangene, die er eben „nach der Bastille abführen wollte, dem Pöbel, „welcher sein Haus bestürmte, frei zu geben.

„Zu

„Zu Versailles war man über die Folgen ei„ner so gefährlichen Gährung und einer solchen „Stimmung der Pariser sehr besorgt. Der Fi„nanzminister Brienne wurde zum Prinzipalmini„ster ernannt, und immer noch erwartete der Hof, „durch ihn die Herstellung der öffentlichen Ruhe „und der Ordnung in den Finanzen bewirkt zu „sehen. Der Herzog von Orleans (welcher nun „zuerst anfieng, sich in Staats-Geschäfte zu mi„schen) übergab dem König eine Schrift, in wel„cher er ausführlich und dringend die Lage des „Königreichs vorstellte, und den Monarchen zu „bewegen suchte, die beiden neuen mit Gewalt „ausgeschriebenen Auflagen zurük zu nehmen."

Nicht blos in Paris war es unruhig, in den Provinzen waren die Gemüther nicht weniger erhizt. Die Sache der Parlamenter schien Sache der Nation zu seyn, und das Volk widersezte sich nebst den Parlamentern förmlich und überall den Befehlen des Königs und seiner Minister. Indessen gab sich der König alle Mühe, die mißvergnügte Pariser durch neuere Einrichtungen zu grösserer Sparsamkeit und durch beständige Einschränkungen seiner Oekonomie zu beruhigen. Diesem Beweis von Aufmerksamkeit würde man den größten Beifall geschenkt haben, hätte nicht die Betrübniß über die Abwesenheit des Parlaments, der Väter des Vaterlandes, wie man sie zu Paris damals nannte, alle andere Betrachtungen erstikt.

stikt. Um die Liebe seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, bewilligte der gute Monarch nach einer monatlichen Verbannung die Zurükberufung des widerspenstigen Parlaments. Auf die Quellen der Streitigkeiten, nemlich die Grundsteuer und die Stempel=Auflage, so nöthig sie auch zur Gleichstellung der Ausgabe mit der Einnahme des Staats zu seyn schienen, that Ludwig Verzicht. Dieser Sieg der Parlamenter über das königliche Ansehen lehrte die Nation zum erstenmal den ganzen Umfang ihrer Kräfte kennen.

Die Eintracht des Ministeriums mit dem Parlament war indessen von keiner langen Dauer. Die Bedürfnisse des Staats blieben immer die nemlichen, die fehlende Einkünfte konnten weder durch ausserordentliche Mittel, noch durch eine lang anhaltende Sparsamkeit ersezt werden.

Etwa in der Mitte des Novembers 1787 kam der König bei vollem Parlament, dem alle Prinzen vom Geblüte und die Pairs von Frankreich beiwohnten, in die Versammlung, und legte ihnen zwei Edikte zur Genehmigung vor. Das erste betraf ein neues Anlehen von 450 Millionen Livres, das zweite die Widereinsezung der Protestanten in alle ihre ehmalige bürgerliche Rechte; ein Vorschlag, welcher schon längst vom Parlament mit vieler Wärme war empfohlen worden —

Nach der Vorlesung dieser Edikte hielt der König eine Rede von ungewöhnlicher Länge, voll

von Gesinnungen seiner Achtung für das Volk, aber zu gleicher Zeit auch voll von Winken an das Parlament in Ansehung des Gehorsams, den er erwarte. Wahrscheinlich hatte sich Ludwig vorgestellt, daß die Furcht einer ähnlichen Entfernung, von welcher das Parlament erst zurükberufen worden war, ihm die Einwilligung desselben sichern würde. — Aber kaum war jedem Mitglied Erlaubnis ertheilt worden, seine Meinung zu sagen, so wurde er auch überzeugt, daß ihr Muth durch die neuliche Verweisung nicht bezwungen worden war. Neun Stunden lang hörte der König den Streit mit Gedult an, endlich wurde er desselben müde, einige freie Ausdrücke in den Vorstellungen machten ihn unwillig, er stund plötzlich auf, und gab Befehl, das Edikt wegen des Anleihens ohne weitere Zögerung einzutragen.

Aeusserst unerwartet widersezte sich diesem Befehl der Herzog von Orleans. Er erklärte ihn für einen Eingriff in die Rechte des Parlaments, und protestirte gegen das ganze Verfahren des Tags, welches dadurch leer und nichtig geworden sey. Ludwig konnte sein Staunen und sein Mißfallen über diß Betragen eines Prinzen vom Geblüte nicht bergen, indessen begnügte er sich, seinen Befehl zu wiederholen, und verließ gleich darauf das Parlament. Gleich nach der Entfernung des Königs bestätigte das Parlament die Protestation des Herzogs von Orleans. — Einen so kühnen Angriff gegen das Ansehen der Krone konn-

te Ludwig nicht so hingehen lassen, der Herzog von Orleans wurde auf eines seiner Landgüter verwiesen, und zwei Parlaments-Glieder, die sich am meisten widersezt hatten, mußten in Gefängnisse wandern. Das Parlament säumte nicht, seine Empfindungen über diß gewaltsame Verfahren an den Tag zu legen. Gleich am folgenden Tag erschienen sie vor dem König, und äusserten ihr Erstaunen und ihre Betrübniß darüber, daß ein Prinz von königlichem Geblüte verwiesen, und zwei ihrer Mitglieder gefangen gesezt worden seyen, blos weil sie in seiner Gegenwart sich so erklärt hätten, wie es Pflicht und Gewissen von ihnen gefordert, und zwar zu einer Zeit, da der König angekündigt habe, er sey gekommen, um den Sinn der Versammlung durch eine Mehrheit der Stimmen zu erfahren. Der König hielt sich zu der Erhaltung seines Ansehens für verpflichtet, und um den ewigen so verderblichen Händeln mit dem Parlament ein Ende zu machen, folgende zurükhaltende und abschrökende Antwort zu geben: „Wenn ich einen Prinzen von meinem Geblüte aus meiner „Gegenwart entferne, so muß mein Parlament „glauben, daß ich starke Gründe dazu habe; ich „habe zwei Magistrats-Personen bestraft, mit „deren Betragen ich unzufrieden seyn mußte.„ Diese kalte und stolze Antwort nahm dem Parlament den Muth nicht, in einer sehr freimüthig abgefaßten Adresse um die Befreiung ihrer Mitglieder zu bitten. Dieses Geists der Erbitterung un-

ungeachtet überzeugte sich endlich das Parlament, wie dringend die Noth des Staats sey, und wie man auf die Bedürfnisse desselben Rüksicht nehmen müsse. Sie verstanden sich daher, das Anleihen von 450 Millionen Livres durch ihre Einregistrirung zu genehmigen, ein deutlicher Beweis, daß sie den unglüklichen Streit nicht aus wahrem Patriotismus, sondern blos darum angefangen hatten, um zu sehen, wie weit sie ihre ursprüngliche nur richterliche Gewalt ausdehnen konnten. Der von Natur so menschenfreundliche König war indessen doch für diese Bewilligung erkenntlich, er verwandelte die Gefangenschaft der beiden Parlaments-Glieder in eine Verweisung.

Gleichwol war das Parlament noch nicht damit zufrieden, es verlangte in mehreren Bittschriften aufs dringendste die vollkommenste Freiheit des Herzogs von Orleans und seiner beiden verwiesenen Glieder. So oft der König Gelegenheit hatte, seinen eigenen Neigungen zu folgen, ergrif er Mittel zur Wiederaussöhnung. Im Anfang des Jahrs 1788 rief er den Herzog von Orleans an den Hof zurük, und erlaubte die Rükkehr der Verwiesenen.

Aber auch diß war nicht hinlänglich, den Frieden zu erhalten. Das Parlament gieng in seinen Anmassungen immer weiter, jemehr der König nachgab. Die gegenwärtige Umstände des Reichs und ihre bisherige Siege hatten bei ihnen

den Plan zuwegengebracht, sich von blossen Richtern zu Gesezgebern von Frankreich aufzuwerfen. So wenig günstig sie für den Bürgerstand gesinnt waren, wie es die Geschichte der Revoluzion so deutlich erwiesen hat, so ergrifen sie doch jezt begierig jede Gelegenheit, wider Mißbräuche zu eifern, um sich bei dem Volk angenehm zu machen. Sie sprachen in Sachen, in die sie sich im Grunde gar nicht zu mischen das Recht hatten. — Schon lange war man in Frankreich über den Mißbrauch der Verhaftbriefe (Lettres de Cachet) unzufrieden, das Parlament reichte also eine triftige Vorstellung bei Hof dagegen ein; man kann denken, daß der König nach so vielen Beweisen seiner Nachgiebigkeit es jezt nicht für gut hielt, ihren Wünschen auch dißmal zu entsprechen, und ein Recht aufzuopfern, das er als einen Theil der anererbten königlichen Gewalt ansehen mußte.

Das leztgedachte Anleihen, dem sich das Parlament Anfangs so halsstarrig, und so zu unrechter Zeit widersezt, und es nach langem Streit doch zum Beweis seiner Genehmigung einregistrirt hatte, war indessen ganz ohne Nuzen gewesen. Niemand wollte einem so zerrütteten Staat sein Geld anvertrauen, in dem alle Augenblicke ein bürgerlicher Krieg auszubrechen drohte. Die Finanzen kamen mit jedem Tage in grössere Verwirrung, die Bedürfnisse wurden immer dringender. Durch den übeln Fortgang des lezt eröfneten

ten Anleihens sahen sich der erste Minister *) und der Siegelbewahrer **) genöthigt, auf neue Plane zu denken. Sie hatten schon erfahren, wie schädlich es seye, dergleichen Entwürfe vor der Zeit bekannt werden zu lassen; ihr Plan sollte also, bis er ausgeführt seyn würde, für Jedermann ein undurchdringliches Geheimniß bleiben. Zu Versailles wurde eine neue Druckerey errichtet. Tag und Nacht war man in derselben beschäftigt, ohne zu wissen, was man drukte. Man gab sich alle Mühe, das Geheimniß zu erfahren, aber vergeblich. — Noch ehe das Parlament eigentlich wußte, was geschehen sollte, erklärte es schon, daß es kein Edikt, das aus der Presse des Ministers komme, für gültig halten würde. — Ein solches Betragen konnte der König nicht dulden, er mußte aufs neue zur Strenge seine Zuflucht nehmen. D'Espremenil †) und Goislard, die durch ihre scharfe Reden im Parlament am meisten der Würde der Krone zu nahe getreten waren, wurden im Parlamentssaal, wohin sie sich geflüchtet hatten, gefangen genommen, und in zwei verschiedene Staats-Gefängnisse abgeführt. Die Gegenvorstellungen des Parlaments bei dieser Gelegenheit übertrafen an Kühnheit alle frühere Vorstellungen, und der Kö-

*) Lomenie de Brienne.

**) la Moignon.

†) Ebenderselbe, der sich bei der constituirenden Nationalversammlung als einen der grösten Aristokraten oder Verfechter des Despotismus gezeigt hat.

König, dessen ganzes Ansehen nun auf dem Spiel stand, sah sich gezwungen, am 8ten Mai 1788 eine königliche Gerichts-Sitzung zu halten, in welcher alle Parlamenter abgeschaft wurden, und an ihrer Statt ein einziger oberster Gerichtshof, Cour pleniere genannt, im Königreich eingeführt werden sollte. Die Absezung der Parlamenter und die Errichtung der Cour pleniere verursachte in ganz Frankreich die heftigste Gährung. Das Parlament und die übrige Gerichtsstellen in Paris weigerten sich, den neugeschaffnen obersten Gerichts-Hof anzuerkennen, und in den Provinzen widersezten sich die Parlamenter durchgängig ihrer Aufhebung. An allen Enden und Orten des Königreichs brachen Unruhen aus, besonders stark waren sie zu Pau in Bearn und zu Grenoble in der Provinz Dauphine', am grösten aber in der Provinz Bretagne. Der Adel vereinigte sich mit dem Parlament zu Rennes *), und machte mit demselben gemeinschaftliche Sache. Statt dem königlichen Befehl zu gehorchen, und die Stadt Rennes zu verlassen, versammelte sich das Parlament noch an demselben Tage dem König zum Troz. Soldaten, die es zerstreuen sollten, wurden vom Pöbel beschimpft, bedroht, und mit Steinen geworfen, und ohne ihre Nachgiebigkeit wär' es zu einem blutigen Gefechte gekommen. Man war genöthigt, 20,000 Soldaten in diese Stadt rüken zu lassen, um Ruhe und Ordnung wie-

*) der Hauptstadt in Bretagne.

wieder herzustellen. Die Bürger, bei welchen sie einquartirt werden sollten, weigerten sich schlechterdings, sie einzunehmen, und sie mußten in Kirchen und Klöster gelegt werden. — Die Stände von Bretagne schikten Abgesandte an den König, welche seiner Majestät dringende Vorstellungen machen sollten. Diese Abgesandte hatten am 10 Jun. 1788 eine Audienz bei dem König, und er gab ihnen folgende Antwort: „mit dem Betragen der Stände seiner Provinz Bretagne müsse er höchst unzufrieden seyn, und seine Nachsicht werde aufhören, wenn man ferner fortfahre, Ruhe und Ordnung zu stören.„

Um seinen Worten Nachdruck zu geben, lagerte sich ein Heer von 30,000 Soldaten unter dem Kommando des Marschalls von Stainville unter den Mauren von Rennes. — Bald nachher sandte der Adel von Bretagne Gesandte an den König, aber sie wurden nicht vorgelassen, und erhielten auf ihre wiederholte Bitte um Audienz die Antwort: „Der König könne keinen Rebellen Gehör geben.„ Diese Antwort des Königs erbitterte die Gemüther aufs äusserste; die Stände und der Adel blieben auf ihrem Entschluß, die hergebrachte Vorrechte der Provinz zu vertheidigen, und es kam zu Rennes zwischen den Bürgern und Soldaten zu einem blutigen Gefechte. Wenige Tage nachher wurde das Haus des Intendanten gestürmt und geplündert, und ein königliches Edikt unter dem Galgen verbrannt. Nun beschloß das

Ministerium des Königs, Strenge zu gebrauchen; die 12 Abgesandte des Adels, welche noch immer in Paris waren, wurden arretirt, und in die Bastille gebracht. Auf die Nachricht von diesem Vorfall nahm der Aufruhr im höchsten Grad zu, allgemein bewaffneten sich die Bürger; die Stände der Provinz suchten indessen das Volk zu beruhigen, und schikten eine Gesandtschaft von 24 Personen an den König. In der ihnen mitgegebenen Bittschrift verlangten sie, das Parlament zu Rennes solle wieder hergestellt, die Truppen aus der Provinz entfernt, und die 12 gefangene Edelleute aus der Bastille entlassen werden. Diese Gesandte erhielten Audienz, und der König antwortete ihnen: „Wenn die Provinz Treue und „Gehorsam in der That zeige, so könne sich dieselbe von der Güte des Königs alles versprechen. „Ihre Vorrechte sollten erhalten werden, aber jeden Ungehorsam gegen seine Befehle werde er „bestrafen.„ Zugleich erhielten die Gesandte den Befehl, am folgenden Tag nach Rennes zurükzureisen.

Um diese Zeit (im Jul. 1788) herrschte im ganzen Königreich nichts als Verwirrung und Anarchie. Die Justiz blieb ganz unthätig, weil alle bisherige Justizhöfe aufgehoben waren, und die neue nicht eingeführt werden konnten. Die Gefängnisse füllten sich an, die Verbrechen häuften sich, kein Proceß, weder in Civil- noch Criminalsachen wurde mehr geführt, oder geendigt. —

Das

Das Militair war zur Herstellung der Ruhe ganz unnüz. Offiziere und Soldaten weigerten sich, gegen ihre Mitbürger zu fechten, und wollten sie hier oder dort den Befehlen gehorchen, so widersezten sich ihnen die Bürger mit gewafneter Hand. — Die Geistlichkeit gab zwar ein sogenanntes freiwilliges Geschenk (Don gratuit) von 8 Millionen Livres, erklärte aber zugleich, die Cour pleniere sey den Reichs-Gesetzen zuwider, sie könne die Gültigkeit dieses obersten Gerichts-Hofs nicht anerkennen, und es sey Nothwendigkeit, daß die Reichs-Stände so bald als möglich versammelt würden. In dem königlichen Schatz nahm der Geldmangel auf einen solchen Grad zu, daß sich der Premierminister gar nicht mehr zu helfen wußte. In mehrern Provinzen wurden die Abgaben nicht mehr bezahlt, die Staatspapiere verloren ihren Kredit, und fielen täglich tieffer. Die Verlegenheit, worinn sich der Finanzminister befand, war so groß, daß derselbe bei einem Banquier für Rechnung des Königs 7 Millionen Livres zu acht pro Cent borgen, und ein dem König gehöriges Haus in Paris für ungefähr 50,000 Gulden baares Geld verkaufen mußte.

Das Unglük, welches am 13ten Jul. 1788 einen grossen Theil von Frankreich traf, machte die Verwirrung in den Finanzen noch grösser. Ein schröklicher Sturm, mit Hagel und Schlossen verbunden, verheerte einen sehr beträchtlichen Theil des Reichs. Der König selbst kam bei diesem

fürchterlichen Ungewitter in Gefahr, er kehrte gerade von seinem Lustschloß Rambouillet zurük, und glaubte sich zwischen Leben und Tod. Dörfer und Flecken wurden überschwemmt, Häuser niedergeworfen, Menschen getödtet, Vieh kam in grosser Menge ums Leben, und die gehofte Erndte lag zerknikt und zerschlagen auf den Feldern. Der Schaden war ausserordentlich groß. Die ohnediß schon äusserst arme Einwohner der verheerten Gegenden sahen sich ausser Stande, für dieses Jahr Abgaben zu bezahlen, es mußte ihnen auch noch aus dem königlichen Schatz aufgeholfen werden, sie mußten Geld erhalten, um ihre niedergeworfene, oder weggeschwemmte Hütten wieder aufbauen, um Vieh und Wirthschafts-Geräthe kaufen, um selbst leben zu können. Mit Worten läßt es sich nicht ausdrücken, wie gerührt der König über ihr Schiksal war, wie wehe es ihm that, sie nicht nach Wunsch unterstützen zu können, aber er konnte kein Geld geben, denn er selbst hatte keins. Er ließ indessen ein Anleihen von 12 Millionen Livres für diejenige eröfnen, welche durch den Sturm gelitten hatten. — Die unter dem Volk vorhin schon grosse Gährung wurde noch grösser, als die durch Hagel und Hungersnoth verursachte Theurung sich überall zu zeigen anfieng. Der Hof befürchtete die schröklichste Folgen, und der Staats-Sekretair, Baron von Breteuil, legte aus Furcht seine Stelle nieder.

Um das Volk zu besänftigen, versprach der König am 8ten August 1788, daß die Versamm-

lung der Reichs-Stände am 1sten Mai 1789 ihren Anfang nehmen, daß die Einrichtung der neuen Gerichtshöfe bis dahin ausgesezt seyn solle, und daß er den versammelten Reichs-Ständen die Entscheidung überlassen wolle, ob die Cour pleniere beizubehalten sey, oder nicht. Dieses gütige königliche Edikt that grosse Wirkung, es besänftigte die erbitterte Gemüther, es erwekte angenehme Hoffnungen, es dämpfte die entstandene Gährung, als solche durch ein unter dem 20sten August erschienenes königliches Edikt auf eine schrökliche Art sich erneuerte. Vermöge dieses königlichen Edikts wurden alle Zahlungen aus der königlichen Kasse theils eingeschränkt, theils um ein ganzes Jahr aufgeschoben, theils auch nur drei Fünftheile derselben in Geld und die übrige zwei Fünftel in Kassenscheinen, in Papier ohne Werth, bezahlt. Ausserordentlich groß war nicht nur im ganzen Reich, sondern auch auswärts, besonders in Genf und Amsterdam die Bestürzung, welche dieses Edikt verursachte. Es war ein fürchterlicher Schlag für alle diejenige, welche Besoldungen oder Pensionen von dem Staat zogen, für alle diejenige, welche dem Staat Geld geliehen hatten, für alle diejenige, welche Leibrenten hatten, für Banquiers und Kaufleute, für Manufakturen und Fabriken, kurz Jedermann, der in Frankreich ein Eigenthum von irgend einer Art besaß, verlohr durch dieses Edikt mittelbar, oder unmittelbar. Zu Lyon brachte das Edikt einen

allgemeinen Stillstand in den Handlungs-Geschäften hervor, und alle Zahlungen wurden eingestellt. Zu Genf geschah eben diß. Zu Paris wurde die Discontokasse (Caisse d'Escompte) dadurch in die gröste Verlegenheit gesezt. Die Regierung war der Kasse 70 Millionen Livres schuldig, und die Zinsen dieser Summe sollte sie nunmehr nicht in baarem Geld, sondern in Papier erhalten. Das Gedränge zu der Kasse wurde so groß, daß man darunter erdrükt zu werden Gefahr lief. Jedermann wollte die Banknote der Kasse gegen baares Geld umwechseln, und die Aktien derselben fielen in einem Tag um 500 Livres. In dieser Noth wandten sich die Vorsteher der Bank an die Minister des Königs, und thaten denselben sehr nachdrükliche Vorstellungen. Ein paar Tage darauf erschien ein Edikt, in welchem der König bekannt machte, daß er die Zinsen des Kapitals, welches er der Discontokasse schuldig seye, nicht in Papier, sondern in klingender Münze bezahlen werde. Durch diß Edikt war der Discontokasse geholfen, und die Aktien derselben stiegen wieder auf ihren vorigen Preis. — Der Unwillen über das gedachte Edikt vom 20sten August erstrekte sich durch ganz Frankreich. An mehreren Orten, besonders aber in Paris, begieng der Pöbel aus dieser Gelegenheit Unruhen, welche die Polizei nicht zu hindern vermögend war. Die wiederholten und schnell auf einander folgende Nachrichten, von den unglüklichen Folgen, welche das Edikt in allen Theilen des Reichs verursacht hatte, versezte die

Mini=

Minister in eine unthätige Betäubung, in eine gänzliche Unentschlossenheit. Der Graf von Provence und andere Grosse des Hofs stellten dem König die ganze Lage der Sache vor, und drungen in ihn, Nekern das Finanzdepartement wieder zu übergeben. Die Königin schrieb nun eigenhändig an Neker, und bat ihn, daß er zurükkommen, und unter der Aufsicht des Premierministers, Kardinals von Brienne, die Verwaltung der Finanzen wieder übernehmen möchte. In seiner Antwort lehnte Neker den Antrag in sehr ehrerbietigen Ausdrücken gänzlich von sich ab. Diß war ein Donnerschlag für den Hof; man schikte aufs neue an Neker, man drang aufs lebhafteste in ihn, er erklärte sich endlich, daß er zwar die Ministerstelle annehmen wolle, aber unter keinen andern Bedingungen, als daß der Kardinal Brienne verabschiedet würde, daß er unter Niemand anders, als unter dem König unmittelbar stehe, sich mit Sr. Majestät über Staatssachen berathschlage, ferner, daß er den Titel eines Generaldirekteurs der Finanzen nebst Siz und Stimme im königlichen Staatsrath erhalte. Alles ward vom König bewilligt. Am 25sten August 1788 legte der bisherige Premierminister seine Stelle nieder. Er war nun Erzbischof von Sens und Kardinal, und hatte 800,000 Livres Einkünfte durch den König erhalten. Mehr als zu grosse Belohnungen für seine Dienste.

Der Siegelbewahrer **la Moignon** war der vertraute Freund des Kardinals Brienne, an allen

len seinen Planen hatte er Antheil. Er war ein unruhiger, thätiger, ehrgeiziger Mann. Nach der Abdankung des Premierministers erhielt auch la Moignon seine Entlassung. Seine Ungnade trug er mit stoischer Gelassenheit. So allgemein verhaßt er auch war, so beruhigte er sich damit, daß seine Absichten rein gewesen waren. Ihm blieben auch im Unglük alle seine vormalige Freunde getreu, und sogar die neue Minister besuchten ihn oft, etwas, das bei einem gefallenen Höfling unerhört ist.

„Das Weigern des Pariser-Parlaments, „(sagt Hr. Girtanner) die verlangte neue Auflagen einzuschreiben, war ein wichtiger vorarbeitender Schritt zu der Revolution in Frankreich. „Das Parlament, welches schon so lange Zeit „alle Auflagen im Reiche ausgeschrieben hatte, „erklärte nun auf einmal ganz unvermuthet, daß „es bisher kein Recht dazu gehabt habe, sondern daß dieses Recht der Nation zugehöre. Es „klagte sich nun auf einmal selbst an. Hätte „das Pariser-Parlament, wie es vorher so oft „gethan hatte, ohne Widerrede das königliche „Edikt angenommen und ausgeschrieben, so würde das Volk haben bezahlen müssen, und Frankreich wäre im vorigen Zustand geblieben. Daraus, daß es das Einschreiben des Edikts verweigerte, entstanden alle Unruhen.„ So richtig diß zum Theil gesagt ist, so überlasse ich doch andern zur Beurtheilung, ob das Uebel im Fran-

zösischen Staat nicht schon zu weit um sich gegriffen hatte, daß über kurz oder lang eine Revolution zu seiner Hebung nothwendig war, ob nicht wahrscheinlich jede Verzögerung des Ausbruchs nur eine ganz kurze Frist gewesen wäre, die denselben nur desto fürchterlicher und allgemeiner gemacht haben würde?

Fünf Monate lang war Frankreich schon ohne Gerichtshöfe und ohne Justiz gewesen, die Waffen der Soldaten waren gegen ihre Mitbürger gekehrt worden, in die Vorrechte der Provinzen waren Eingriffe geschehen, der Kredit war verlohren, und schon bedrohte man das Eigenthum. Die Regierung war ganz ohne Ansehen und ohne allen auswärtigen Einfluß. Diß war der Zustand von Frankreich, als der Premierminister und der Siegelbewahrer sich zurükzogen. Nun zeigte es sich, auf was für einen Grad der Haß des Volks gegen sie gestiegen war. Bei der Nachricht von ihrer Entlassung rottete sich der Pöbel zu Paris in grosse Haufen zusammen, begieng Ausschweifungen aller Art, und wollte die Häuser und Palläste der abgedankten Minister und ihrer nächsten Anverwandten plündern und in Brand stecken. Nur nach einem grossen Blutvergiessen konnte der Haufe zerstreut, und die Unruhen getilgt werden. Aehnliche Unordnungen ereigneten sich in den Provinzen; das einzige Mittel, die Ruhe wieder herzustellen, war die Zurükberufung Nekers. Unmöglich läßt sich der Jubel des französischen Volks

über seine Wiederanstellung besser als mit Hrn. Girtanners eigenen Worten schildern. „Der hef„tige, flüchtige, unüberlegte, unbesonnene Karak„ter der Frankreicher zeigte sich sehr auffallend in „den Ausbrüchen, welche diese Freude veranlaßte. „Alles schrie, alles jauchzte. Neker hieß der „Freund, der Liebling, der Schutzgott, der Ret„ter Frankreichs. Jeder wollte dem andern zu„vorkommen, und eine so frohe Nachricht zuerst „verkünden.“ „Wir sind geborgen,“ rief man, „Neker hat Frankreich gerettet.„ Die Stadt Pa„ris ward erleuchtet, Feuerwerke wurden abge„brannt, Schmausereien und Gastmäler gegeben, „Leute, welche sich zu der Discontokasse gedrängt „hatten, um Banknoten gegen Geld zu verwech„seln, giengen freudig und hüpfend nach Hause. „Diejenige, denen man das Geld schon hingezählt „hatte, schoben dasselbe zurük, und wollten lieber „ihre Banknoten behalten. Die Aktien der Discon„tokasse stiegen bis auf 4,300 Livres. In einem „Freudenrausche brachten die Frankreicher taumelnd „einige Tage zu.“

In dem königlichen Schatz fand Neker kaum 200,000 Gulden baares Geld; für allen Dingen mußte er sich daher Geld zu verschaffen suchen. Durch das Zutrauen gegen ihn bekam er bald 12 Millionen Livres, auch von seinem eigenen Vermögen legte er 2 Millionen Livres in den königlichen Schatz. Der Graf von Montmorin, der hievon Nachricht bekam, gab ihm zu verstehen,

wie sehr es gewagt seye, in einem solchen Zeitpunkt, wie der gegenwärtige, sein ganzes Vermögen, oder doch den grösten Theil desselben, dem Staat anzuvertrauen. Hierauf versezte Neker: „Wer seine Ruhe und seine Gesundheit dem „Dienst des Staats aufopfert, bei dem kann die „Aufopferung seines Vermögens nicht in Rechnung kommen.„ Das erste, was Neker that, war, daß er durch einen königlichen Befehl am 14ten September 1788 das so verhaßte Edikt vom 20sten August aufhob, und den Bankerut nicht statt finden ließ. Es sollten nun, wie vorher, alle Zahlungen in baarem Geld und nicht in Papier geschehen, doch bediente sich Neker der Vorsicht, in diesem neuen Edikt einen besondern Unterschied zwischen dringenden und nicht dringenden Bezahlungen zu machen; so daß er nach Willkühr, wenn kein Geld im Schatze vorhanden war, eine Zahlung, unter dem Vorwand, daß dieselbe nicht dringend sey, weiter hinaus verschieben konnte. Neker war zwar kein Freund der Parlamenter, aber sie mußten wieder eingesezt werden, wenn die Nation beruhigt werden sollte. Das königliche Edikt vom 8ten Mai, das die erste Ursache aller Unruhen gewesen war, nahm daher der König auf Nekers Rath zurük, erlaubte den verbannten Parlaments-Gliedern zurükzukommen, gab die gefangene Mitglieder frei, und am 24sten Sept. 1788 hielt das Parlament zu Paris, unter dem Frohlocken einer unzählichen Menge Volks, wieder seine erste Sitzung.

Die

Die 12 Abgesandte des Bretagnischen Adels wurden nun ebenfalls aus der Bastille entlassen, und Neker versicherte sie, daß man ihren Klagen abhelfen wolle. — An die Stelle des Hrn Lamoignon wurde Barentin zum Siegelbewahrer ernannt, und der König ließ durch ihn abermals öffentlich bekannt machen, daß er fest entschlossen sey, im Jenner 1789 die Reichsstände zusammen zu berufen. Kurz zuvor stellte ein Minister Ludwig vor, als von der Versammlung der General-Stände die Rede war, wie gefährlich solche für die königliche Macht werden könne, „was ligt daran, versezte der gute König, wenn mein Ansehen leidet, wenn nur mein Volk glüklich wird.„ Der König verlangte nun Vorschläge von den Parlamentern über die Art der Zusammenberufung der Reichsstände. Aber jezt zeigten sie, wie wenig sie im Grunde eine solche Versammlung haben wollten. Chikanen aller Art wurden angewandt, um die Versammlung zu verzögern, und wo möglich ganz zu verhindern. Aber es war zu spät, und keine Gewalt war mehr im Stand, sie zu hindern. Die Parlamenter sahen sehr gut ein, daß ihre mit so vieler Mühe nach und nach erkämpfte Gewalt mit einemmal unter dem Ansehen einer National-Versammlung erliegen müsse. Der König berief abermals die Notabeln, um durch sie die Streitigkeiten wegen der Generalstände schlichten zu lassen; sie wollten, der König solle von jedem der 3 Stände des Königreichs, nemlich der

Geist-

Geistlichkeit, dem Adel, und dem Bürgerstand eine gleiche Anzahl Deputirte kommen lassen, aber Neker widersprach, und auf seinen Vorschlag wurden vom Bürgerstand eben so viel Deputirte, als von den beiden andern Ständen zusammenberufen. Der Adel und die Geistlichkeit sahen nun wohl ein, wie sehr ihnen der Bürgerstand überlegen seyn würde, und um ihre Großmuth zu zeigen, erklärten sie zum voraus, daß sie in Zukunft gleiche Abgaben mit dem Bürgerstand geben würden. Durch die Aufopferung eines Theils ihrer bisherigen Vorrechte glaubten sie die übrigen zu sichern. Aber ihre Hoffnungen wurden getäuscht.

In Frankreich wie in Teutschland zeichnete sich der Winter von 1788 bis 1789 durch seine ausserordentliche Strenge aus. Ludwig gab in demselben neue Beweise seines fühlenden Herzens. Nicht zufrieden, reichliche Allmosen auszutheilen, suchte er sonst auf alle mögliche Weise das Elend der Armen zu mildern. Er traf alle Anstalten, den Preis der nothwendigsten Lebensmittel zu verringern, er verschafte den Armen Arbeit, und dadurch Brod, grosse wohlverwahrte Hütten ließ er errichten, um sie aufzunehmen, und er sah selbst alle Tage nach, daß diese Hütten beständig geheizt wurden. Kurz, er zeigte sich als einen wahren Vater der Armen.

Fünfter Abschnitt.

Mit Anfang des Jahrs 1789 war ganz Frankreich in einem ausserordentlich hohen Grade von Unruhe, die Zusammenberufung der Reichsstände versezte alles in Thätigkeit, sie wekte alle Kräfte, Jeder, der sich fühlte, wollte eine Rolle spielen. Eine unglaublich grosse Anzahl von Personen bot sich zu Deputirten an, und jeder Candidat that alles mögliche, um gewählt zu werden. Beinah allgemeine Verwirrung und Tumult waren in Frankreich so wie überal die Begleiter der Volkswahlen. Eine ungeheure Anzahl Broschüren überströmte von Paris aus das ganze Königreich. Kühn war ihr Ton, und es waren Schriften unter ihnen, die wirklich die gröste Aufmerksamkeit erhielten und auch verdienten. Ein Grosser am Hofe, in den der König sehr viel Vertrauen sezte, eiferte öfters bei dem Monarchen über die Preßfreiheit, welche die Regierung in dem gegenwärtigen sehr kritischen Augenblicke gestatte, und drang aufs lebhafteste in ihn, derselben Schranken zu setzen. Der König wollte keinem seiner Gründe Gehör geben, wich allen seinen Vorstellungen aus, „und wissen **Euer Majestät**, **daß Ihr eigener Vortheil aufs stärkste darunter leidet**,„ rief der Hofmann endlich erhizt aus. „O mein Gott, „antwortete der König, **wenn sie nur glüklich** „**werden, so vergeb' ich alles.**„

Der

Der 5te Mai war der Tag, an welchem die Sitzung der Reichsstände feierlich eröfnet wurde. Es war ein grosser, ein erhabener Anblick, die 1200 Stellvertreter der französischen Nation zum erstenmal versammelt zu sehen. An dem einen Ende des ungeheuren und aufs prächtigste ausgeschmükten Saals stand auf einer stufenweisen Erhöhung der königliche Thron unter einem aufs schönste verzierten himmelblauen Thronhimmel. Auf dem Thron saß der König, neben ihm zur rechten Hand, etwas tiefer als er, die Königin. Rechts und links neben dem König und der Königin sah man die Prinzen vom Geblüt, die Prinzessinnen, und die vornehmste Herren des Hofes, alle nach der strengsten Etikette in die ihrem Amt zugehörige Tracht gekleidet. — Die tiefste Stille herrschte; endlich erhob sich der König von dem Thron, nachdenkend und ernsthaft sah er aus, rechts und links wandte er seine Augen, vernehmlich und unerschrocken hielt er seine Rede. Er legte darinn kurz die Gründe vor, warum er die Versammlung zusammenberufen habe; er zeigte die Gegenstände an, mit welchen er sie vorzüglich beschäftigt zu sehen wünsche; von einer solchen Versammlung, sagte er, glaube er sich zu der Erwartung berechtigt, daß sie nur Rathschläge der Weisheit und Klugheit hören werde. Er schloß mit folgenden vortreflichen Worten: „Alles was „man von dem zärtlichsten Antheil an dem all„gemeinen Glük hoffen darf, alles, was man von

„einem Herrscher, welcher der erste Freund seines „Volks ist, verlangen kann, alles diß können Sie „von meinen Gesinnungen erwarten. Möge eine „glükliche Eintracht in dieser Versammlung herr„schen, möge der gegenwärtige Zeitpunkt für das „Glük und den Wohlstand Frankreichs immer un„vergeßlich bleiben. Diß ist der Wunsch meines „Herzens und mein eifrigstes Verlangen, diß ist „die einzige Belohnung, die ich für die Aufrich„tigkeit meiner Gesinnungen und die Liebe zu „meinem Volk erwarte.„

Nach dem König sprach der Siegelbewahrer, und dann Neker. Dieser legte den Stellvertretern der Nation ausführlich den wirklichen Zustand der Finanzen vor, er eröfnete ihnen die Mittel, welche der König zu ihrer Herstellung angewandt zu sehen wünsche. Diese Mittel waren langsam, aber sicher, sie waren nicht dem ungestümmen Karakter der Nation angemessen, welche mit einemmal alles thun will, und daher erhielten sie keinen Beifall. — Die Stände des Reichs waren nun versammelt, aber 2 Monate verstrichen unter ihren eigenen Streitigkeiten. Von allen 3 Ständen war der Bürgerstand der einzige, der unter sich selbst einig war, diß gab ihm Kraft und ein grosses entscheidendes Uebergewicht. Der Adel wollte seine Vorrechte erhalten, der Bürgerstand die seinige ausdehnen, und die Geistlichkeit sah ganz gelassen zu, um sich zu den Ueberwindern zu schlagen.

Der König allein that alles, um die Gemü-

ther

ther zu vereinigen, er allein wünschte Frieden und Eintracht. An jeden der 3 Stände schrieb der König, wie unangenehm es ihm seye, die Versammlung unthätig zu sehen, er bat sie dringend, das Wohl des Vaterlandes zu bedenken, und ihre Berathschlagungen anzufangen. Aber der Adel wollte nicht nachgeben; durch seinen unbesonnenen Widerstand, durch seine Hartnäkigkeit in Kleinigkeiten lieferte er selbst dem Bürgerstand die Waffen gegen sich in die Hände. Es vereinigte sich nemlich ein Theil des Adels und der Geistlichkeit mit dem Bürgerstand; dieser erklärte sich nun zur Nationalversammlung, und fieng an, sich zu berathschlagen. Man kann sich leicht denken, in was für einer peinlichen Lage sich jezt der König befand, er, der alle drei Stände bei ihren wesentlichen Rechten, in ihrem Gleichgewicht erhalten wollte, wie er von allen, besonders aber von den nothleidenden Parthien gedrängt wurde. Aber nur zu bald mußte er gewahr werden, daß er nur noch dem Namen nach König war. Durch sein Ansehen wollte er jeden Stand wieder auf das gehörige Ziel zurükführen, die Monarchie selbst wollt' er gegen die Angriffe, mit welchen sie nur zu deutlich bedroht wurde, sichern; aber die königliche Sitzung am 23sten Jun. 178), zu welcher Ludwig von seinen Rathgebern beinahe gezwungen wurde, diente zu nichts, als die Gemüther zu erbittern, und den König von seiner gänzlichen Unmacht zu überzeugen. Gerade das, was der König

nig durch diese Sitzung hatte verhindern wollen, geschah. Die Versammlung erklärte laut, daß sie keine Befehle vom König annehme, und statt auseinander zu gehen, blieb sie versammelt. Der König befand sich nun in einem Labyrinth, aus dem er sich nicht herauszufinden wußte. Ein Staatsrath über den andern wurde gehalten, und nichts entschieden. Endlich entschloß sich der König, die beide andere Stände mit dem Bürgerstand, nach dem Wunsch der Nation, zu vereinigen. Er ließ den Präsidenten des Adelstands zu sich rufen, und eröfnete ihm seinen Wunsch; dieser aber machte alle mögliche Vorstellungen dagegen, und rief zulezt aus: „es ist unmöglich, denn der Adel ver„theidigt nicht seine eigene Rechte, sondern die „Rechte der Krone.“ „Herr Präsident! (versez„te der König standstaft) alles hab' ich schon über„legt, ich bin entschlossen, alles aufzuopfern, und „ich will nicht, daß ein einziger Mensch in Ver„theidigung meiner Vorrechte umkomme. Sagen „Sie also Ihrem Stand, daß ich denselben bitte, „sich mit den beiden andern zu vereinigen. Ist „diß nicht genug, so befehle ich es ihm, als sein „König. Ist eines unter seinen Gliedern, wel„ches sich durch seinen Eid, oder durch seine Eh„re für verbunden hält, zurükzubleiben, so lassen „Sie michs wissen, ich werde hingehen, mich ne„ben ihn setzen, und umkommen, wenn es seyn „muß.“

Das nemliche verlangte der König von der Geistlichkeit, und beide Stände vereinigten sich nun mit der Nationalversammlung. So wie diese Nachricht in Versailles bekannt wurde, versammelte sich das Volk haufenweise vor dem Schloß, und verlangte den König und die Königin zu sehen. Sie zeigten sich, und nun ertönte die Luft von dem Geschrey: „Es lebe der König und die „Königin.“ Von da zogen sie zu Hrn Neker, und riefen ihn für den Schutzgott Frankreichs aus. Mit Illuminationen und Freudenfesten endigte sich dieser erste Freiheits-Rausch. — Ich schreibe keine Geschichte der Revolution, nur das, was die Lebens-Geschichte des Königs betrift, gehört in meinen Plan, und ich werde also die Geschichte Frankreichs nur so weit berühren, als sie auf des Königs eigene Geschichte Einfluß hat. — Die Verwirrung wurde täglich grösser, die Nationalversammlung und die herrscheude Parthie in derselben zeigte bald deutlich, daß sie dem König nichts als den blossen Titel lassen wolle, und die Pariser unterstüzten sie in diesem Vorhaben aufs eifrigste. Der Hof ergrif nun das lezte Mittel, das ihm übrig blieb; er versammelte Truppen; durch sie wollt' er die Nationalversammlung im Respekt erhalten, und den Parisern Schrecken einjagen. Aber diß verschlimmerte nur noch das Uebel, es beschleunigte den Ausbruch. Das Volk hatte bald den grösten Theil der Soldaten auf seine Seite gebracht, und diese weigerten sich nun, zu gehor-

 chen;

chen; es herrschte ein gänzlicher Mangel an Subordination. Als der Marschall von Broglio, der Befehlshaber der in Paris versammelten Truppen, aus seinem Gouvernement von Lothringen nach Versailles kam, und dem König seine erste Aufwartung machte, warf sich ihm der bedaurenswürdige Monarch weinend in die Arme. „Ach „wie unglüklich bin ich, (rief er aus) alles habe „ich verloren, die Liebe meiner Unterthanen ist „von mir gewichen, ich habe kein Geld und kei„ne Soldaten.“ Mit jedem Tag nahm in Paris die Unordnung mehr überhand, und es geschahen grosse Ausschweiffungen. Die Nationalversammlung wandte sich nun in einer weitläuftigen vortreflich abgefaßten Adresse an den König, äusserte ihm ihre Besorgnisse über die Zusammenziehung der Truppen in ihrer Nähe, und bat dringend um ihre Zurüksendung. Aber der König antwortete den Deputirten der Versammlung, welche ihm die Adresse überreicht hatten, folgendes: „Die schändliche Auftritte, welche zu Paris und „in Versailles in meinem Angesicht, und unter „den Augen der Versammlung vorgefallen sind, „nöthigen mich, von den Mitteln, die in meiner „Gewalt stehen, Gebrauch zu machen, um die „Ruhe in der Hauptstadt und in ihrer Nachbar„schaft zu erhalten. Eine meiner ersten Pflichten „besteht darinn, über die öffentliche Sicherheit zu „wachen. Aus diesen Gründen habe ich die Trup„pen um Paris versammelt. Sie können die

„Ver=

„Versammlung versichern, daß diese Truppen zu „nichts anders bestimmt sind, als um Unordnungen zu verhüten, die Ausübung der Geseze „und die öffentliche Ruhe zu erhalten, und die „Freiheit ihrer Berathschlagungen zu sichern."

Lange schon war Neker dem Adel verhaßt gewesen, und dadurch, daß er dem Bürgerstand das Uebergewicht verschaft hatte, und ihn noch immer vorzüglich liebte, zog er seinen Grimm vollends auf sich, man ließ nicht nach, von allen Seiten in den König zu dringen, bis er ihm endlich am 11 Jul. den Befehl zuschikte, das Königreich in 24 Stunden zu verlassen. Diß war der Zeitpunkt, wie ihn die Verschwornen lange schon gewünscht und erwartet hatten, er gab ihnen einen Vorwand, um ihre Plane auszuführen, und denselben noch überdiß den Schein eines rechtmässigen Widerstands zu geben. Nicht nur in Paris, sondern beinahe im ganzen Königreich brachen jezt fast auf einen Tag die verabredete Verschwörungen aus, und durch diesen unbesonnenen Schritt fiel alles, was in der Folge geschah, auf die Regierung zurük. Nach Nekers Abreise nahm die Gährung in Paris auf einen fürchterlichen Grad zu. Auf allen öffentlichen Plätzen sprachen Redner zu dem Volk, theils aus blosser Eitelkeit, theils von den Verschwornen abgesandt und bezahlt. Sie priesen dem Volk die Freiheit an, und die meiste derselben waren darinn einig, daß sie demselben riethen, es solle den Herzog von Orleans zum Re-

genten oder Protektor ausrufen. Am 12ten Jul. gegen Abend zog eine ungeheure Menge Volks durch alle Strassen; voran trug man die Brustbilder Nekers und des Herzogs von Orleans. Unaufhörlich schrie der Pöbel: „Es lebe unser König von Orleans! es lebe Neker sein Minister!“ Ganz Paris bewafnete sich beinahe in einem Augenblik; 2 Tage nachher erstürmte man die Bastille, und die Revolution war geschehen. Die Nachricht von der Eroberung der Bastille, die am 14 Jul. Abends in Versailles ankam, versezte den ganzen Hof in eine unbeschreibliche Bestürzung; aufs sorgfältigste verbarg man dem König alles, was zu Paris vorgefallen war, man ließ ihn nichts davon ahnden. Während ganz Paris sich in einem erklärten Aufstand befand, sagte man dem König, alles seye ruhig. Diese Parthie am Hofe, welche den guten König vorsezlich hintergieng, und welche zwischen Versailles und Paris eine grosse Armee versammelt hatte, bestand aus dem Grafen von Artois, dem Minister Breteuil und ihren Anhängern. Der ältere Bruder des Königs, Graf von Provence, nahm nicht nur keinen Theil an den Berathschlagungen der Verbündeten, er mißbilligte sogar aufs äusserste ihren Plan.

Eben wollte sich der König in der Nacht vom 14ten bis zum 15ten Jul. zu Bette legen, als der Herzog von Liancourt in das Zimmer des Monarchen trat. Er unterrichtete ihn von den

wich=

wichtigen Vorfällen in Paris, er zeigte die Gefahr, die den König und seine Familie bedrohe, wenn er nicht nachgebe. Der Graf von Provence unterstüzte Liancourts Vortrag. Gleich am folgenden Tag begab sich der König ohne Gefolg, ohne Pomp ganz allein mit seinen beiden Brüdern in die Nationalversammlung. Er kam gerade in dem Augenblik, da sie eine neue Deputation an ihn abschicken, und ihn um die Zurükziehung der Truppen bitten wollte. Mit unbedektem Haupt stellte er sich vor die Versammlung, und hielt folgende Rede: „Meine Herren! ich habe Sie „versammelt, um mich mit Ihnen über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. „Nun gibt es aber keine wichtigere, keine, die „mir mehr am Herzen liegen, als die Unordnungen, welche in der Hauptstadt herrschen. Das „Haupt der Nation kommt mit Zuversicht mitten „unter die Stellvertreter derselben, um ihnen seinen Schmerz darüber zu bezeugen, und um sie „zu ersuchen, Mittel auszufinden, die Ordnung „und Ruhe wieder herzustellen. Ich weiß, daß „man ungerechten Verdacht geschöpft hat; ich „weiß, daß man gewagt hat, zu behaupten, Ihre „Personen seyen nicht sicher. Sollte es wohl nöthig seyn, Sie zu versichern, daß diese strafbare Gerüchte ungegründet sind, für deren Falschheit schon mein bekannter Karakter bürgt? Wohlan! ich komme hieher; ich, der ich nur Eines „mit der Nation bin; ich, der ich mich Ihnen

„an-

„anvertraue. Helfen Sie mir jezt das Heil des „Staats zu bevestigen. Ich erwarte diß von der „Nationalversammlung. Der Eifer der Stellver„treter meines Volks, die zum allgemeinen Wohl „versammelt sind, bürgt mir dafür; und da ich „auf die Liebe und die Treue meiner Untertha„nen sicher zähle, so habe ich den Truppen Be„fehl gegeben, sich von Paris und von Versail„les zu entfernen. Ich erlaube Ihnen, ich ersu„che Sie sogar, meine Gesinnungen der Haupt„stadt bekannt zu machen.“

Dreimal wurde diese Rede des Königs durch das Freudengeschrey und durch das Beifallklatschen der Nationalversammlung unterbrochen. Der Präsident dankte dem König, und entschuldigte den betäubenden Lärm und das Händeklatschen durch die ausserordentliche Liebe der Franzosen zu ihrem König. Der König verließ die Versammlung. Alle Mitglieder drängten sich ihm nach; sie begleiteten ihn bis nach dem Pallast, und mit ihnen das Volk, welches sich zu dem König hindrängte, und in ein wildes Jauchzen und Freudengeschrey: „Lang lebe der König! lang lebe der König!“ ausbrach. Die Königin, mit dem Dauphin auf den Armen, erschien auf dem Balkon, und nun fieng das Rufen von Neuem an. Der König begab sich nach der Kapelle, und dankte der Vorsehung für die hergestellte Ruhe.

Sobald die National-Versammlung wieder von dem Schlosse in ihren Versammlungs-Saal zu-

zurükgekehrt war, beschloß sie, sogleich eine Gesandtschaft nach Paris zu senden, um die angenehme Nachricht der Hauptstadt mitzutheilen. Mit der lebhaftesten Freude empfieng man diese Deputation in Paris, und sie schilderte bei ihrer Zurükkunft der Versammlung die rührende Auftritte, von denen sie Zeuge gewesen war.

Um dem ihm laut geäusserten Wunsch der französischen Nation zu entsprechen, berief jezt der König sogleich Nekern durch folgendes eigenhändige Schreiben zurük: „Man hat mich in Ansehung „Ihrer hintergangen, man hat meinem Karakter „Gewalt angethan. Jezt sehe ich endlich klar. „Kommen Sie, kommen Sie ohne Verzug, um „Ihr Recht auf mein Vertrauen, das Ihnen für „beständig gesichert ist, wieder in Besitz zu neh„men. Sie kennen mein Herz, ich erwarte Sie „mit meinem Volk, sehnlich erwart' ich Sie mit „ihm." Mit diesem Schreiben ließ der König zugleich der Nationalversammlung die Nachricht mittheilen, daß er am folgenden Tag nach Paris reisen werde. Vergeblich bemühte sich die königliche Familie, denselben von dieser Reise abwendig zu machen, vergeblich stellte man ihm vor, in welche Gefahr er sich begebe, er blieb unbeweglich; er verließ sich auf Gott und sein gutes Gewissen. Ganz einfach gekleidet hielt der König in einem prunklosen Wagen seinen Einzug. Hundert Mitglieder der Nationalversammlung folgten ihm zu Fusse. Während der Reise war der König ernst-

haft

haft und nachdenkend; mit den Personen, die bei ihm im Wagen sassen, sprach er nur wenig. Als er in die Nähe von Paris kam, umgab die neue Pariser-Nationalgarde seinen Wagen; über 100,000 bewafnete Männer standen in einer Linie auf beiden Seiten der Strassen, durch die er bis zum Rathhause fuhr. Auf dem ganzen Weg herrschte die gröste Stille, und sie wurde von nichts unterbrochen, als dann und wann von dem Geschrey: „Es lebe die Nation!" Je mehr sich der König der Stadt näherte, desto mehr überraschte ihn der neue Anblik. Mistgabeln, Spiesse, Flinten, Dolche auf Stangen gestekt, Waffen aller Art trug die in Reihen und Gliedern stehende Menge. Vor dem Wagen her wurden die Kanonen geführt, welche der Pöbel in der Bastille und im Invalidenhaus erobert hatte. Hoch schwenkte einer die in Stücke zerrissene Fahne der Bastille in der Luft. — Kurz, ein solcher Aufzug war noch nie gesehen worden. Vor dem Thor empfieng den König der Maire Bailly an der Spize der Municipalität. Auf einer vergoldeten Schüssel von Silber überreichte er dem König die Schlüssel der Stadt Paris mit den Worten: „Ich bringe hier Eurer Majestät die Schlüssel Ihrer guten Stadt Paris. „Es sind dieselben, welche Heinrich dem Vierten „übergeben worden sind, er hatte sein Volk wiedererobert, aber dißmal hat das Volk seinen König wieder erobert." Der König antwortete weiter nichts, als: „Ich nehme mit Vergnügen die

„Hul-

„Huldigung meiner guten Stadt Paris an.“ Nun gieng der Zug nach dem Rathhause. Hier stieg der König aus seinem Wagen; auf der Treppe bot ihm der Maire eine Nationalkokarde an: „Ich „bitte Eure Majestät, (sagte er) das Zeichen an„zunehmen, woran man einen Franzosen kennt.“ Ohne ein Wort zu sprechen, ohne sich umzusehen, bevestigte sie der König auf der Stelle an seinem Hut; das Volk drängte sich so sehr auf den König zu, daß man für ihn besorgt zu werden anfieng. Die Herren des Hofs, die den König begleitet hatten, gaben sich alle Mühe, das Volk zu entfernen. Wie der König diß bemerkte, sagte er: „Laßt sie machen, es geschieht aus Liebe.“ Sobald der König oben auf der Treppe war, nahmen ihn die Wahlmänner der Stadt Paris auf ihre Arme, und trugen ihn in den Saal. Hier bestieg er den für ihn zubereiteten Thron. Der Saal war dicht voll von Menschen, und das Volk fiel zum Theil auf die Knie nieder. Plötzlich ertönte es, wie aus einem Munde von allen Seiten: „Es lebe der König!“ alle Augen waren flehend ausgestreckt und gegen den Thron gerichtet, alle Augen vergossen Freudenthränen. Ein rührenderes und erhabeneres Schauspiel kann man sich nicht denken. Endlich wurde Stillschweigen geboten. Aber kaum war es stille, als eine Stimme rief: „Unser König, unser Vater“ und nun fieng das Händeklatschen und das Freudengeschrey weit stärker wie zuvor aufs neue an. Der König

nig schien ganz von Gefühl durchdrungen zu seyn. Nun wurden einige sehr schöne Reden gehalten, und der König trug dem Maire, Hrn Bailly, auf, seinem Volk zu sagen, wie sehr er von dieser Ergebenheit und Zuneigung gerührt sey, und daß sein Volk in seine Liebe nicht den mindesten Zweifel setzen dürfe, aber daß er auch Ordnung und Ruhe vollkommen hergestellt zu sehen wünsche. — Durch ein allgemeines Beifallklatschen antwortete das Volk. Aber bald darauf liessen sich viele Stimmen hören: „Der König soll selbst sprechen! „Er Selbst! Er Selbst," und sogleich rief der König vom Throne: „Mein Volk kann immer „auf meine Liebe sicher rechnen." Als der König im Begriff war, seine Abreise anzutreten, kam la Fayette, um den König abzuholen, und um denselben durch das Gedränge sicher in seinen Wagen zu bringen. Der General hatte sich die ganze Zeit über, da sich der König auf dem Rathhaus befand, auf dem Greveplaz *) aufgehalten, um Ordnung und Ruhe zu handhaben. Wie der König den Saal verließ, drängte sich das Volk zu ihm, und stürzte ihm nach. Man küßte ihm die Hände und den Saum des Kleids, ja einige warfen sich sogar hinter ihm nieder, um seine Fußstapfen zu küssen. Es lebe der König! es lebe der König! war nunmehr das allgemeine Geschrey. Der König stieg in seinen Wagen, und fuhr unter eben der Begleitung und in eben der Ordnung

nach

*) Der öffentliche Plaz vor dem Rathhause.

nach Versailles zurük, wie er angekommen war. Mit unter ertönte die Luft von dem Freudengeschrey, das eine unzählige Menge machte, die theils vor dem Wagen herlief, theils hinter ihm folgte. Wagen und Pferde des Königs waren mit einer ungeheuren Menge Nationalkokarden gleichsam überdekt, die der Pöbel überal daran bevestigt hatte. Eine allgemeine Illumination in der folgenden Nacht beschloß das Freudenfest zu Paris.

Unbeschreiblich ist die Angst, in welcher während der Abwesenheit des Königs die ganze königliche Familie, besonders aber die Königin zu Versailles war. Sie zitterte, und das nicht ganz ohne Grund, vor dem Schiksal, das ihrem Gemahl drohte, Er, der sich ohne Bedeckung unter einen aufrührischen Haufen gewagt hatte, der weder Achtung für die Gesetze, noch für das königliche Ansehen mehr kannte. — Mit Thränen hatten die alte Diener des Königs den Monarchen ohne die Zeichen seiner Würde und ohne Leibwache nach Paris reisen gesehen, mit Thränen sahen sie ihn mitten durch den bewafneten wüthenden Pöbel nach der rebellischen Hauptstadt fahren, um dort einen Aufruhr gut zu heissen und zu billigen. Endlich kam er wieder zurük. In dem Augenblik, da sein Wagen zum Schloß hereinfuhr, schien die Königin aus einem tieffen Schlummer zu erwachen. Sie sprang auf, hastig nahm sie den Dauphin auf ihre Arme, und

eilte mit ihrem Sohn dem König entgegen, halb ohnmächtig und sprachlos stürzte sie an seine Brust. Thränen der Freude flossen über ihre schöne Wangen herab, und benezten das Gesicht des Monarchen, der noch ganz betäubt von dem, was er in Paris gesehen, gehört und gethan hatte, seine Gemahlin, ohne ein Wort zu reden, umarmte und an sein klopfendes Herz drükte. Aus vielen Umständen läßt sich vermuthen, daß die Verschwornen, deren wir schon gedacht haben, und welche den Herzog von Orleans auf den Thron setzen, oder wenigstens zum Regenten erklären wollten, an dem Tag der Reise des Königs nach Paris einen geheimen Plan gegen ihn auszuführen beschlossen hatten. Ein Augenzeuge erzählt, daß während der Wagen des Königs ganz langsam über den Platz Ludwigs des 15ten fuhr, 3 bis 4 Flintenschüsse gekommen seyen, wovon eine Kugel hinter dem Wagen eine Zuschauerin niedergestürzt habe. — Wahrscheinlich war diese Kugel dem König bestimmt, aber die immerwährende Bewegung des königlichen Wagens veränderte ohne Zweifel die Richtung des Schusses, der jene unglükliche Frau traf, die auch auf der Stelle starb. — Jezt da die Verschworne die Aussöhnung des Königs mit dem Volk und dessen neue Liebe für ihren Monarchen sahen, verschoben sie auf einen andern Zeitpunkt die Ausführung ihrer ruchlosen Anschläge.

Zu Basel erhielt Neker den Brief des Königs und der Nationalversammlung, worinn er so schnell

als möglich zurükzukommen ersucht wurde. Seine Rükreise nach Paris war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis Versailles waren die Landstrassen mit Volk bedekt. Nationalgarden und Linientruppen empfiengen ihn feierlich, zierlich gepuzte Mädchen brachten ihm Blumen und Kränze entgegen. Als Schuzgott Frankreichs wurde er empfangen, und überall mit Freudengeschrei und Glükwünschungen begleitet.

Nun entwarf die Nationalversammlung die neue Constitution. Der König hatte während dieser Zeit nicht die geringste Macht, da es erst bestimmt werden sollte, welche Rechte der ausübenden Gewalt verliehen werden sollten. Besonders heftige Debatten sezte es über die königliche Genehmigung (Veto) der Dekrete der Nationalversammlung, und dabei zeigte schon damals eine sehr starke Parthie sehr deutlich ihre Gesinnungen, die auf nichts anders, als den gänzlichen Umsturz der königlichen Gewalt und die Errichtung einer Republik gerichtet waren. Rabaud von St. Etienne sagte bei dieser Gelegenheit folgende vortrefliche Worte: „Unmöglich kann ich glauben, daß „irgend jemand in dieser Versammlung auf den „ungereimten Gedanken fallen könne, das Reich „in eine Republik verwandeln zu wollen. Jeder„mann weiß, daß die republikanische Regierungs„form kaum für kleine Staaten taugt, und die „Erfahrung hat gelehrt, daß jede Republik in ei„ne Aristokratie, oder in den Despotismus über-

 „geht.

„geht. Ausserdem haben die Franzosen von jeher „die heilige und ehrwürdige alte Monarchie ge„liebt, sie haben das erhabene Geblüt ihrer Kö„nige geliebt, und für dieselbe selbst ihr Blut ver„gossen. Sie verehren den wohlthätigen Fürsten, „den sie als Wiederhersteller der französischen Frei„heit ausgerufen haben. Die französische Regie„rungsform ist dem zu folge monarchisch. — Ich „verabscheue den Despotismus, und schon die blos„se Idee des ministeriellen Despotismus macht „mich zittern; aber der Despotismus der Ari„stokratie, von welcher Art dieselbe auch seye, „und wo sie sich auch befinde, scheint mir der „unerträglichste von allen. Einem Despoten kann „man durch Entfernung entgehen. Man sieht „wenigstens die Hand nicht, welche die Ketten „schmiedet, und den ersten Ring derselben hält; „aber der aristokratische Despotismus drükt an al„len Orten, und auf alle Menschen gleich stark, „und seine beständige, gehässige Gegenwart er„wekt Bitterkeit, und reizt die Nachsucht. Daher „glaube ich, daß wir sogar dem Despotismus der „Nationalversammlungen zuvorkommen, und die „künftige Generationen vor einem Uebel verwah„ren sollten, das leicht eben so groß werden könn„te, als dasjenige war, dessen Schlachtopfer wir „geworden sind. Die Freiheit steht zwischen zwei „Abgründen, und hat zur Rechten und zur Lin„ken den Despotismus." — Die Erfahrung hat seit der kurzen Zeit der französischen Republik die-

se

se Wahrheiten schon mehr, als zu sehr bestätigt, und wird es wohl noch mehr thun, obgleich der Redner inzwischen selbst von seinen damaligen Grundsätzen abgegangen zu seyn scheint.

Bald nachdem die Nothwendigkeit der Genehmigung des Königs zu den Beschlüssen der Nationalversammlung gezeigt, und zum Vortheil des Königs entschieden worden war, wurden ihm die wichtigste Dekrete vorgelegt, er genehmigte dieselbe bis auf einige Punkte, gegen welche er gegründete Vorstellungen und Bemerkungen machte, ohne denselben jedoch seine Genehmigung zu versagen, im Fall die Nationalversammlung dieser Vorstellungen ungeachtet darauf bestehen sollte. „Wir wollen gegenseitig (schrieb er der Versamm„lung) unsere Ideen erläutern, und dann ist es „unmöglich, daß wir uns nicht vereinigen sollten. „Ich will sogar (fuhr er fort) meine Meinung „aufgeben, wenn die Antwort der Nationalver„sammlung auf meine Vorstellungen befriedigend „seyn wird.“ So weise, so gerechte, so gütige Vorstellungen von dem König in einem solchen Ton vorgetragen, wurden von den Demokraten als eine Handlung, welche dem höchsten Grad des Despotismus anzeige, ausgeschrien, und die Versammlung beschloß, daß der König ihre Dekrete sogleich noch vor Ende der Sitzung genehmigen müsse, über seine Bemerkungen wolle man sich nachher berathschlagen. Gezwungen nahm jezt der König die Dekrete an, und erfuhr bei dieser Gele-

genheit, daß statt des ihm zugestandenen Rechts, seine Genehmigung zu verweigern, man ihm nicht einmal das Recht lassen wolle, Vorstellungen dagegen zu machen. — Im September 1789 schikte der König sein und seiner Gemahlin Silbergeschirr als ein patriotisches Geschenk in die Münze; am Werth betrug es eine Million und zweihunderttausend Livres. Diese freiwillige Aufopferung macht dem König Ehre, aber dem Staat war dadurch wenig geholfen. Es war ein Tropfen in das Meer.

Ich komme nunmehr auf jene merkwürdige Tage, ich meyne den 5ten und 6ten Octobr. Girtanner sagt: „Die Begebenheiten, welche an den „Tagen vorfielen, deren Geschichte ich nunmehr „beschreiben werde, waren nicht, wie einige „Schriftsteller behauptet haben, das Werk des „Augenbliks, oder der Ausbruch einer plözlichen „Wuth des Volks; sie waren vielmehr seit langer „Zeit vorbereitet. Es war der seit langer Zeit, „durch Kabalen, Intriken, Bestechungen und de„magogische Künste vorbereitete Ausbruch eines „Komplots, einer Verschwörung. Es gehörte un„glaubliche Mühe und lange Zeit dazu, um ein „Volk, dessen Anhänglichkeit an seine Monarchen, „dessen Liebe, Treue und Ergebenheit gegen die„selben Nationalkarakter war, dahin zu bringen, „daß es dieselben ermorden wollte. Es gehörte „viel Zeit dazu, um eine Rotte von Mördern zu „werben und zu bewaffnen, um den Abschaum der

„Na-

„Nation gegen den Thron zu bewaffnen, gegen
„einen guten, gerechten und liebenswürdigen Für-
„sten, gegen seine Gemahlin, gegen seine Kinder
„und gegen seinen Bruder zu bewaffnen. Nur
„Menschen, wie **Mirabeau** und **Orleans** waren
„fähig, eine so ungeheure Greuelthat zu unter-
„nehmen. Aber Frankreichs mächtiger Genius
„wachte über dem Leben dieser geheiligten Perso-
„nen; und der Streich mißlang."

So viele Umstände auch Hr Girtanner als Beweise der Verschwörung anführt, und so gewiß eine solche wirklich existirt hat, so ist doch noch sehr vieles in Ansehung derselben dunkel. **Orleans** und **Mirabeau** wußten sich wenigstens sehr gut zu rechtfertigen, und die Procedur des Chatelets von Paris wegen der Verbrechen des 5ten Octobers wurde aus Mangel hinlänglicher Beweise aufgehoben.

Den Vorwand zu diesem neuen Aufstand gab die Berufung des Regiments Flandern nach Versailles und ein Gastmal, das die königliche Gardes du Corps den Officiers des Regiments Flandern, nach einer hergebrachten Sitte in Frankreich, gaben. Hier ward auf Gesundheit des Königs und seiner Familie getrunken und im Rausche manche Thorheiten begangen. Sobald man in Paris Nachricht davon bekam, vergrösserte und verdrehte man nicht nur alle Umstände vorsezlich, sondern man sezte noch die ungeheuerste Lügen dazu. Und je unverschämter und unwahrscheinlicher

diese waren, desto eher mas ihnen das leichtglaubige Pariser-Volk Glauben bei. Man schrie aus, die Kontrerevolution seye vor der Thüre, der König wolle entfliehen; hundert ähnliche Schreken verursachende Gerüchte wurden verbreitet, und besonders die schändlichste Verläumdungen gegen die Königin ausgestreut.

Vorzüglich aber suchte man das Volk gegen die Gardes du Corps aufzuwiegeln; denn diese waren den Verschwornen wegen ihrer unerschütterlichen Treue und Ergebenheit gegen die königliche Familie vorzüglich verhaßt. Man wurde aber bald gewahr, daß der Haß gegen die Königin und gegen die Gardes du Corps nicht hinlänglich seye, um das Volk gegen den Thron zu bewafnen, und den Aufstand allgemein zu machen. Man erregte daher eine künstliche Hungersnoth in Paris; man sagte, die Aristokraten wollten das Volk aushungern, und es stehe in der Macht des Königs, Brod im Ueberfluß zu verschaffen. Durch dieses Mittel brachte man das Volk in Wuth. Ausserdem wurden noch ungeheure Summen Geld unter das Volk ausgetheilt. Man sagt, der Herzog von Orleans selbst habe besonders um diese Zeit immer einen mit Laubthalern gefüllten Sack bei sich getragen, und Geld unter das ihm überall nachlaufende Volk ausgetheilt. — Eine Menge Freudenmädchen, Wäscherinnen und Fischweiber wurden gedungen, sie sollten den Anfang machen, und durch ihren Zug dem Pöbel Muth einflössen, ihnen

nen nachzufolgen. Mit gutem Vorbedacht wählte man Weiber und nicht Männer, um den Tumult anzufangen. Man war sicher, daß durch sie die Unordnung auf den höchsten Grad würde getrieben werden; man sah voraus, daß weder die Pariser-Nationalgarde, noch die Truppen zu Versailles gegen Weiber fechten, sondern, daß diese sogar noch die Soldaten durch Gunstbezeugungen verführen, und von ihrer Pflicht abwendig machen würden.

Am Abend vor dem 5ten Octobr. liefen Weiber in allen Strassen von Paris herum, und schrien: „von morgen an soll alles besser gehen, „wir werden uns an die Spitze der Geschäfte stel„len.“ Die Gedungene versammelten sich wirklich auch mit Anbruch des Tags, und zogen lärmend durch alle Strassen der Hauptstadt. Wo sie Weiber oder Mädchen antrafen, sie mochten vornehm oder niedrig seyn, so zwangen sie solche, mit ihnen zu gehen. Vor dem Rathhaus stiessen alle Hauffen zusammen, mit jeder Stunde wuchs ihre Anzahl beträchtlich, man erblikte unter ihnen Männer in Weiberkleidern mit drohenden Geberden. Bald war der ganze grosse Greveplatz von ihnen angefüllt. Männer mit Beilen, Dolchen, langen Messern und Spiessen bewafnet, gesellten sich zu ihnen. Nationalgarden, welche Ruhe und Ordnung herstellen sollen, lassen sich vom Volk zurükschiken, und gehen mit verkehrt geschulterten Flinten nach Haus. „Brod! Brod! schreit der „ungeheure Haufe in einem fort, an die Laterne

„mit den Urhebern der Theurung! Brod! Brod!“ Hierauf jagte der Pöbel die Wache vor dem Rathhaus auseinander, erbrach die Thüren, stürzte sich hinein, und plünderte alles, was ihm vorkam. Flinten, Kanonen, Munition, Geld und Geldes werth, alles wurde weggenommen, das Archiv des Rathhauses geplündert und zum Theil verbrannt. „Die Männer (riefen die Weiber aus) „wissen gar nicht, wie man sich rächen muß, „wir wollen uns besser zeigen.“ Nachdem die Weiber nun alles auf dem Rathhaus verwüstet hatten, zogen sie von dem Greveplatz nach Versailles, um, wie sie sagten, von dem König Brod zu verlangen, und von der Nationalversammlung Rechenschaft über alles, was sie bisher gethan hatte, zu fordern. Alles Zureden braver vernünftiger Männer, um sie von ihrem Vorsatz abzubringen, half nichts. Maillard, ein Eroberer der Bastille, führte sie an. Er hatte sich selbst zu ihrem Anführer anerboten, um ihre Raserey wo möglich zu mildern. Auf den Elisäischen Feldern sammelten sie sich von allen Seiten. Besemstiele, Spiesse, Mistgabeln, Degen, Pistolen, Flinten waren ihre Waffen, aber keine von ihnen hatte weder Schießpulver, noch Kugeln. Sie wollten daher erst aus dem Zeughaus Kriegsmunition holen, aber ihr Anführer rieth ihnen ab. Er stellte ihnen vor, daß es sich schlecht schicken würde, wenn sie als Bittende bewafnet vor die Nationalversammlung kommen würden. Die Weiber gaben

ben ihm Recht, und legten nunmehr alle freiwillig ihre Waffen nieder. Auf ihrem Zug plünderten sie in den Dörfern, durch welche sie kamen. Alle Einwohner derselben hatten aus Schrecken sich entweder geflüchtet oder verstekt.

Ungeachtet die Weiber ihre Waffen abgelegt hatten, so zogen sie doch noch einige Kanonen mit sich, welche sie in dem Rathhaus zu Paris erbeutet hatten. Endlich wurde ihnen die Last zu schwer, sie hielten nun einige Wägen auf der Strasse an, und spannten die Pferde an die Kanonen. Einige von ihnen ritten auf den Pferden, andere sezten sich auf die Kanonen, mit einem grossen Küchenmesser in der einen, und der brennenden Lunte in der andern Hand. Als sie mitten auf dem Weg waren, fieng es sehr stark an zu regnen, und auf der Strasse lag ein tieffer Koth; aber sie liessen sich dadurch nicht im geringsten hindern, die Reise fortzusetzen. Es war halb fünf Uhr Nachmittags, als der Zug zu Versailles ankam; vom Regen und Koth waren die Weiber ganz naß, aber nichts desto weniger stellten sie sich vergnügt und lustig. Eine ungeheure Menge Versailler-Pöbel empfieng sie mit dem Rufen: „Es leben unsere Pariserinnen.“ Das Regiment Flandern stund auf dem Paradeplatz unter den Waffen, und die ankommende Weiber mischten sich sogleich nach ihrer Ankunft unter die Soldaten, sprachen mit ihnen, liebkosten sie, und wandten alles an, um sie zu verführen. — Einige Gardes du Corps ritten den Weibern entgegen,

und

und fragten, was sie wollten? „Geht und sagt „euern Kameraden, daß wir sie alle, so viel von „ihnen unter unsere Hände kommen, niederma„chen werden," war ihre Antwort. Und wirklich wurden auch überall, wo sich Gardes du Corps zeigten, dieselbe von den Weibern und Meuchelmördern verfolgt, zu welchen sich auch noch ein Theil Versailler-Nationalgarden geschlagen hatte.

Der Hof in Versailles wußte von all dem, was zu Paris vorgefallen war, so wenig, daß der König gegen ein Uhr Nachmittags auf die Jagd gefahren war. Auf derselben erhielt er einen Brief von Versailles mit der Nachricht, ein Hauffe bewafneter Weiber seye von Paris im Anzug begriffen, und die Königin wünsche sehnlich seine Zurükkunft. Nachdem der König diesen Brief gelesen hatte, sagte er zu dem Ueberbringer desselben: „Die Pariser-Weiber kommen und wollen Brod „haben. Ach! wenn ich welches hätte, so würd' „ich nicht warten, bis sie kommen müßten, um „es von mir zu fordern," und sogleich forderte er sein Pferd. Kaum war er auf dasselbe gestiegen, als ein unbekannter Ludwigsritter erschien, der nicht bei der Jagd gewesen und von dem Niemand wußte, wie er hergekommen war. Dieser warf sich vor dem König auf die Knie nieder und sagte laut: „Sire! man betrügt Sie; so eben „komme ich von der Militair-Schule aus Paris, „und dort hab' ich einen Haufen Weiber gesehen, „die

„die sich versammeln und sagen, sie wollen nach „Versailles, um dort Brod zu holen. Ich bitte Euer „Majestät, Sich ja nicht zu fürchten.“ — „Fürchten! „(versezte der König,) fürchten! in meinem gan„zen Leben hab' ich mich nicht gefürchtet.“ Mit diesen Worten sprengte der König fort, und kam um 3 Uhr Nachmittags nach Versailles zurück. Man kann nicht ohne Entsetzen an die Gefahr denken, in der sich der König befand. Wär' er eine halbe Stunde später zurükgekommen, so wär' er mitten unter die Weiber und gedungene Meuchelmörder gerathen, welche, um ihn zu ermorden, nach Versailles gegangen waren. Ein Officier der Leibwache fragte den König nach seiner Ankunft, ob er seiner Garde etwas zu befehlen habe. Lachend antwortete der König: „Was? „doch nicht um der Weiber willen, ich glaube, „sie spotten über mich.“

Schon gegen 11 Uhr Vormittags hatte sich in der Nationalversammlung das Gerücht verbreitet, der Pariser-Pöbel sey im Anmarsch, und wolle die Nationalversammlung bestürmen. Bei dieser Nachricht geriethen die meiste Mitglieder derselben in Bestürzung und Schrecken, und thaten, ohne Widerrede, alles, was diejenige Mitglieder, deren Popularität bekannt war, von ihnen verlangten. Gegen 4 Uhr verlangten die Weiber, vor die Schranken der Versammlung gelassen zu werden. Der Präsident erlaubte 12 von ihnen,

vor der Versammlung erscheinen zu dürfen. Sie kamen mit ihrem Anführer Maillard, und brachten ihre Beschwerden vor, aber nicht auf eine bittende, sondern auf eine drohende, gebietende Art. Der Präsident ermahnte in der Antwort die Weiber, die öffentliche Ruhe nicht zu stören, und versicherte sie, der König und die Nationalversammlung würden alle ihre Kräfte aufbieten, um Paris mit Lebensmitteln zu versorgen, und sie vollkommen zufrieden zu stellen. Aber mit dieser Antwort waren die Weiber nicht zufrieden. Man schlug daher in der Nationalversammlung vor, eine Gesandschaft an den König zu schicken, und ihm das Begehren der Weiber vorzustellen, 12 Mitglieder der Versammlung, mit ihrem Präsidenten, giengen nunmehr, von allen den Weibern begleitet, mitten im Regen, und durch den tiefsten Koth nach dem Schlosse. So wie sich die Gesandschaft demselben näherte, kam ein abgeschikter Hanfe Männer mit Beilen, Spiessen und Knitteln bewafnet, um die Deputation nach dem Schlosse zu begleiten. Bei ihrer Ankunft vor demselben wurde das Gitterthor des Schloßhofs aufgemacht, und die Deputation der Nationalversammlung hineingelassen; den übrigen Begleitern aber der Eingang verwehrt. Indessen drängten sich doch fünf Pariserinnen mit dem Präsidenten der Nationalversammlung in das Schloß, und bis in das Audienz-Zimmer des Königs. Der Präsident stellte diese Weiber dem König vor, und

sagte ihm, in welcher traurigen Lage sich die Stadt Paris befinde, sezte aber hinzu, daß er ihnen schon gesagt habe, Seine Majestät hätte alles gethan, um die Hauptstadt zu versorgen. Dieses sein Versprechen bat er nunmehr den König selbst zu bestätigen. Der König, sehr gerührt, versprach alles zu thun, was von ihm abhienge, umarmte die Weiber, und befahl, ihnen zu essen und zu trinken zu geben. Sie nahmen hierauf von dem König Abschied, und derselbe gab ihnen ein Papier mit, worinn er schriftlich versprach, daß er sich alle Mühe geben wolle, um der Hungersnoth abzuhelfen. Vergnügt und freudig giengen sie nunmehr zu den andern Weibern, welche indessen vor dem Schloßthor auf sie gewartet hatten. Sie erzählten denselben ihre gütige Aufnahme vom Könige, und zeigten den übrigen seine Handschrift. Aber diese waren sehr unzufrieden, fluchten und behaupteten, jene hätten Geld vom König bekommen, und sie sollten es nun mit ihnen theilen. Die königliche Schrift rissen sie ihnen aus der Hand, sagten, es sey ein nichtsbedeutender Wisch, denn der König habe ja nicht einmal seinen Namen unterschrieben. Mit diesen Worten schlugen die Weiber ihre bei dem König gewesene Gefährtinnen, und mißhandelten sie auf das erbärmlichste. Schluchzend und weinend kamen zwei von ihnen mit der königlichen Schrift in der Hand wieder zum König zurük, sagten ihm, wie übel sie behandelt worden seyen, und baten ihn zu unterschreiben.

Lud=

Ludwig empfieng sie abermals sehr gütig, gieng mit beiden Weibern auf den Balkon, und sagte dem unten versammelten Haufen, daß dessen Abgesandte kein Geld von ihm erhalten hätten, dann unterschrieb er. Im Herausgehen hielt das eine dieser Weiber das Papier in die Höhe, und rief überlaut mit einem kräftigen Schwur: „Ich habe ja wohl gewußt, daß er es unterschreiben „müsse!“ Nun zogen die Weiber nach der Nationalversammlung zurük, liessen in derselben die vom König erhaltene Schrift vorlesen, und von einem Sekretair unterschreiben.

In den Saal der Nationalversammlung hatte sich noch vor der Wiederkunft der Deputation vom König ein grosser Hauffe Weiber mit Gewalt eingedrungen. Sie sezten sich zwischen die Mitglieder der Versammlung auf die Bänke, sprachen und lärmten. Sie stiessen hier öffentlich die schröklichste Lästerungen und Drohungen gegen die Königin aus. Eine von ihnen zog ein Stück schwarzes Brod aus der Tasche, und sagte zu einer andern: „Diß Stück will ich die Oestreicherin „zu verzehren zwingen, und ihr den Hals um„drehen.“ Eine andere sprach die entsezliche Worte: „Wir haben die weisseste und feinste Serviet„te mitgebracht, die wir zu Paris nur haben auf„treiben können, um die Eingeweide der Königin „darin zurükzubringen.“ Die übrige Weiber klatschten der Furie, welche diß sagte, lauten Beifall zu, und die Mitglieder der Nationalversammlung schwiegen

gen stille. Die rasende Weiber drohten sogar dem Präsidenten und andern Mitgliedern derselben mit dem Tod. — Aber diß war nicht genug. Ein anderer Theil derselben mit den verkleideten Männern und Meuchelmördern verfolgte durch ganz Versailles die königliche Gardes du Corps, und stiessen sogar unter den Fenstern des Schlosses die schröklichste Drohungen gegen den König und die Königin aus. Sie riefen laut vor dem Schloß aus, sie seyen nach Versailles gekommen, um den Kopf der Königin auf einem Spieß nach Paris zurükzutragen. Sogar einige Mitglieder der Nationalversammlung hatten sich unter die Weiber gemischt. „Freiheit! Freiheit! Kinder! Freiheit! „wir unterstützen euch,“ riefen sie überlaut. So wiegelten diese Unmenschen zu einer Zeit das Volk nur noch mehr auf, wo der gütige Monarch mit Thränen in den Augen Befehl gab, alles vorräthige Brod zu Versailles auf seine Kosten aufzukaufen, und unter die hungrige Pariser-Weiber auszutheilen.

Die Leibgarden waren über die schändliche Weise, wie sie von dem Pöbel behandelt wurden, so erbittert, daß sich diese tapfere Männer wehren wollten. Aber ihre Offiziere hielten sie mit den Worten zurük: „Wehrt euch nicht, denn man „sucht nur ein Gefecht anzufangen, um einen Vorwand zu haben, in das Schloß einzufallen, und „den König und die Königin zu ermorden.“ Mehrere von ihnen wurden getödtet.

Als der Kommandant der Versailler National-Garde, Graf d'Estaing, nach der Ankunft der Weiber in Versailles die Gefahr sahe, worinn sich die königliche Familie befand, suchte er den unglüklichen Monarchen zu bewegen, daß er die Ankunft der Pariser-Nationalgarde nicht erwarten, sondern unter Bewachung seiner getreuen Leibgarde Versailles verlassen möchte; und er ließ sich sogar von der Municipalität in Versailles eine schriftliche Vollmacht geben, um den König auf seiner Flucht zu begleiten. Alles Zuredens und aller dieser von Estaing getroffenen Anstalten ungeachtet wollte sich weder der König noch die Königin von Versailles entfernen. Die Königin hatte in ihren Zimmern grosse Gesellschaft gebeten, und sprach laut und mit Würde zu jedem, der sich ihr näherte. Als eine Nachricht nach der andern von dem Anzug der Pariser kam, und man auf allen Gesichtern nichts als Angst und Schrecken lesen konnte, zeigte allein die Königin keine Furcht; sie schien sogar nicht im mindesten besorgt zu seyn. Einige Herren des Hofs baten die Königin um die Erlaubniß, Pferde aus den königlichen Marställen nehmen zu dürfen, um die königliche Familie zu vertheidigen, im Fall man es wagen würde, sie anzugreiffen. Die Königin antwortete darauf folgendes: „Ich willige ein, Ihnen den Befehl „zu geben, welchen sie verlangen, aber nur un„ter der Bedingung, daß Sie schnell von diesem „Mittel Gebrauch machen, wenn das Leben des „Königs bedroht ist; so lang aber ich allein in

„Ge-

„Gefahr bin, sollen Sie Sich desselben nicht be„dienen.“ Zu andern Personen, welche ihr gestanden, wie sehr sie um sie besorgt seyen, sagte sie: „Ich weiß, daß man von Paris gekommen „ist, um meinen Kopf zu holen, aber meine Mut„ter hat mich gelehrt, den Tod nicht zu fürchten, „und ich erwarte denselben standhaft.“

Die Leibgarde hatte vom König ausdrüklichen Befehl bekommen, sich nicht zu vertheidigen, sondern sich in ihr Quartier zurükzuziehen. Während ihres Rükzugs geschahen auf sie mehr als 600 Schüsse, von denen aber nur wenige trafen. Auch dem Regiment Flandern wurde vom König befohlen, sich nicht zu wehren. Dieser Befehl wurde so pünktlich befolgt, daß der Pariser Pöbel sogar die eiserne Kette, durch welche der Schloßhof, wie durch ein Gitter, verschlossen wurde, mit Beilen entzweischlug, in den Hof und in das Schloß bis in die königliche Vorzimmer drang, und alles plünderte, was er antraf, ohne daß das Regiment Flandern, welches in Schlachtordnung im Schloßhof stund, auch nur eine Bewegung gemacht hätte, diesen Unordnungen Einhalt zu thun. Aus dem Schloß wurde der Pöbel durch die Schweizer gejagt. Je ungestrafter er aber alle Greuel begehen konnte, desto dreister wurde er, und zulezt kannte er keine Grenzen mehr. Königsmord war sein liebstes Gespräch. Schaudernd sind die Nachrichten, welche Augenzeugen von dem geben, was sie sahen und hörten. Ein Hauffe von Mör-

dern schrie im Schloßhof: „Wo ist die verfluchte „Oestreicherin? wir wollen ihr Herz fressen.“ Wenn sie vom König sprachen, nannten sie ihn nur den Kerl. Ein Mann von Stande sprach mit zwei andern, und sagte: „Bald werden wir „stark genug seyn, die Nationalgarde ist auf dem „Wege, dann wollen wir nach dem Schloß zie„hen, uns der Personen des Königs und der Kö„nigin bemächtigen, und aller der Spizbuben, „mit welchen sie umgeben sind. Alle diese Leute „brauchen wir gar nicht; weil sie nicht zu regie„ren verstehen, so sind sie wie eine unnütze Last, „welche wir uns vom Hals schaffen müssen.“ Ein Zuhörer, unwillig über diese Rede, versezte: „Was, meine Herren, ein Komplott? das wäre „schröklich, der König hat ja keine Schuld, wenn „seine Minister schlecht gewesen sind.“ „Wozu „ein König?“ antworteten die übrige. „Nichts „mehr von all' dem!“ und einer, der dabei stund, sagte: „Ja! ja! ihr habt Recht.“ Der Herzog von Orleans sprach mit denen, welche die gräßlichste Verwünschungen gegen die Königin ausstiessen, grüßte dieselbe, und wurde von ihnen wieder gegrüßt, ja er soll, wie viele behaupten, selbst Geld unter die Mörder ausgetheilt und ihnen noch mehr versprochen haben. Diese sagten daher auch laut, sie wollten ihn zu ihrem König haben. Die als Weiber verkleidete Meuchelmörder sprachen lachend und hüpfend davon, wie sie den Kopf der Königin nach Paris bringen wollten. — Den ganzen

zen Tag über hatte der Regen fortgedauert, und als es schon anfieng finster zu werden, hatte derselb noch nicht aufgehört. Die bewafnete Männer und Meuchelmörder, welche mit den Weibern von Paris gekommen waren, zogen sich nunmehr auf einen Haufen zusammen, lagerten sich vor dem Palais, worinn die Nationalversammlung ihre Sitzungen hielt, stellten die geladene Kanonen, welche sie mit sich gebracht hatten, vor die Fronte, und einige von ihnen giengen mit brennenden Lunten, welche man im Finstern sehen konnte, neben den Kanonen hin und her. Man fragt sie, was sie wollen, sie schreien: „Brod! Brod! und „das Ende der Unruhen.“ Man versprach ihnen das erstere, aber es war unmöglich, für so viele Leute noch in der späten Nacht Brod aufzutreiben. Als diese Leute sahen, daß sie die versprochene Lebensmittel nicht bekamen, zerstreuten sie sich in die Stadt. Ein Theil von ihnen fand in der Strasse 2 todtgeschossene Pferde der Gardes du Corps, ohne weiteres hieben sie dieselbe in Stücke, machten Feuer, und verzehrten solche halbgebraten mit grossem Appetit. Der grossen Menge von Weibern, welche in dem Saal der Nationalversammlung waren, wurde auf Befehl derselben Brod gebracht, und bald nachher schikte ihnen der Herzog von Orleans Wein, Liqueurs, Schinken und Würste, und so entstand nun ein wahres Trinkgelag in dem Saal der Repräsentanten des französischen Volks.

Diejenige Weiber, welche bei dem König gewesen waren, und von ihm die eigenhändige Versicherung erhalten hatten, daß er sich alle Mühe geben wolle, der Theurung in Paris abzuhelfen, waren so vergnügt, daß sie sogleich nach Paris zurükkehren wollten, um diese frohe Nachricht dahin zu bringen. Sie kündigten ihren Vorsatz den auf dem Schloßplatz versammelten Weibern an, und baten diese, sie nach Paris zurük zu begleiten, da jezt der Zweck ihrer Reise nach Versailles erfüllt sey. Aber die Weiber antworteten: „Nein, wir können nicht mitgehen, man hat uns „ausdrüklich befohlen, hier zu bleiben.“ Jene reisten indessen doch mit noch etlich und dreyssig andern Weibern, und ihrem Anführer, Maillard, nach Paris ab. Auf dem Greveplatz, wo sie gegen 2 Uhr Morgens am 6ten Octobr. ankamen, trafen sie noch ein paar hundert andere Weiber an, die schon vor ihnen zurükgekommen waren. In Gesellschaft derselben giengen sie auf das Rathhaus, statteten hier der versammelten Municipalität von ihren Verrichtungen Bericht ab, und übergaben die schon öfters erwähnte Schrift des Königs dem Maire, welcher ihnen darauf in einem Neben-Zimmer, auf Kosten der Stadt Paris, ein Nachtessen zu geben befahl. Diß geschah, und erst um 6 Uhr Morgens giengen diese Weiber toll und voll nach Hause.

Nicht lange, nachdem die Weiber ihren Zug nach Versailles angetreten hatten, wurde aufs neue

Lärm

Lärm in Paris. Alle Sturmglocken ertönten, und nun marschirte von allen Seiten her die Nationalgarde vor das Rathhaus. Schon lange war die dem König abtrünnig gewordene, und nun der Pariser Bürger-Miliz einverleibte französische Garde unzufrieden, daß sie nicht mehr die Wache bei dem König versehen durfte, sie wollte sich diese Ehre, sey es, auf welche Art es wolle, wieder verschaffen, sie hatte erst neuerlich ihre Gesinnungen laut geäussert, und aus Furcht vor ihr war hauptsächlich das Regiment Flandern nach Versailles berufen worden. Sobald die französische Garde auf dem Greveplatz angelangt war, ruft sie die übrige Bürger auf, sich mit ihr zu vereinigen. Diese weigern sich nicht, sie stellen sich, so wie sie ankommen, in Reih und Glieder. Zwischen und unter der Nationalgarde steht der Pöbel. Indessen hatte sich die Municipalität versammelt, und bald hört man auf dem Rathhaus ein unaufhörliches fürchterliches Geschrey: „Nach Versailles! „nach Versailles!“ Der Generalkommandant la Fayette kommt. Er wendet alles mögliche an, um die Soldaten von ihrem Vorsatz abwendig zu machen. Umsonst, alles ist vergeblich. Man droht ihm mit der Laterne. Man will ohne ihn marschiren. Endlich verspricht er, sie anzuführen, bittet aber nur noch so lange zu warten, bis er von dem Stadtrath Befehl bekommen habe. „Fort! „fort! fort! nach Versailles!“ rufen alle. Aber la Fayette bleibt standhaft, über 2 Stunden hält

er sie auf. Aber nunmehr nahm die Ungedult, der Tumult und die Raserey unter dem Volk und der Nationalgarde auf den höchsten Grad zu. „Nach Versailles! Nach Versailles! und Brod!“ war das allgemeine Geschrey. Mit Gewalt will man la Fayette mitzugehen zwingen. In diesem Augenblik erhält er die Erlaubnis und den Befehl von dem Stadtrath, nach Versailles zu marschiren. Sobald er den Platz verließ, und Ordre zum Marsch gab, ertönte von allen Seiten das Jubelgeschrey: „Es lebe la Fayette! es lebe la Fayette!“ Die Armee, welche la Fayette anführte, bestand aus etwa 36000 Mann. Es regnete sehr stark, aber dessen ungeachtet, und obgleich alles schon bei dem Ausmarsch bis auf die Haut naß war, nahm dennoch das Jubelgeschrey, so wie sie weiter zogen, immer mehr zu. — Bei dem ersten Dorf befahl la Fayette seiner Armee, Halt zu machen, und ließ die Truppen einen Eid schwören, daß sie dem König und der Nation treu bleiben, und für die Wohnung Sr. Majestät Ehrfurcht haben wollten. Sie schworen. Dann sezte er seinen Marsch weiter fort. Nachts gegen halb 12 Uhr kam la Fayette mit der Armee zu Versailles an. Noch einmal ließ er die Truppen den Eid der Treue schwören. Dann gieng er zum König, und gab ihm von allem Nachricht. Auf dem Rükweg von dem Zimmer des Königs sagte er zu den Gardes du Corps: „Meine Herren! alles ist in Ord„nung gebracht. Der König erlaubt, daß die vor„ma=

„malige französische Garde ihre Stelle wieder ein„nimmt, und der Wille Sr. Majestät ist, daß „Sie morgen die Nationalkokarde aufstecken sollen.“ Bald nachher hörte man im Schloß die Trommeln der treulosen französischen Gardisten, welche im Schloßhof auf die Wache zogen, und ihre vorige Posten wieder besezten. Die Nacht war kalt, und der Regen dauerte unaufhörlich fort. Daher zerstreute sich das Volk in die Wirthshäuser, und die Pariser = Nationalgarden quartierten sich bei den Bürgern und in den Kirchen zu Versailles ein.

Gegen 2 Uhr des Morgens kam la Fayette noch einmal zu dem König. Er versicherte, daß alles ruhig sey, und bat den Monarchen, sich zur Ruhe zu begeben. Der König gieng zu Bette, so auch die Königin. Die Monarchin sagte noch, ehe sie sich niederlegte: „Ich fürchte den Tod „nicht, und nie werde ich den König, oder mei„ne Kinder verlassen, was sie auch für ein Schik„sal treffen mag, so will ich es mit ihnen thei„len.“ Die Königin ausgenommen war Jedermann im Schloß bestürzt, unschlüssig und verzagt. Die furchtsame Minister zitterten, sie wußten nicht, was sie thun sollten, und gaben dem König lauter Vorschläge, die eines Monarchen unwürdig waren. Der Leibgarde hatte man aufs neue strengen Befehl gegeben, Niemand zu verwunden, und sich auf keinen Fall zu wehren.

Nach 3 Uhr des Morgens war in Versailles alles still und ruhig. In den langen gewölbten

Gängen des Schlosses hörte man kein anderes Geräusch, als das Räuspern einzelner Soldaten, und von Zeit zu Zeit die Fußtritte der Schildwachen, welche, um ihre Kameraden abzulösen, kamen. Die tiefste Ruhe herrschte überall. Der König, die Königin und die königliche Familie schliefen. Sie wußten nicht, daß das Mordschwerd über ihrem Haupte schwebte. Sie hörten nicht die schröckliche Lästerungen und Drohungen, welche man sogar in der Nähe des Schlosses gegen ihre geheiligte Personen ausstieß. Selbst la Fayette hatte sich gegen 3 Uhr zur Ruhe begeben. Die gute und rechtschaffene Bürger des Staats schliefen, und nur die Bösewichter und Verbrecher wachten. Die Weiber und als Weiber verkleidete Männer, welche, wie gedacht, in dem Saal der Nationalversammlung übernachteten, und dort auf Kosten des Herzogs von Orleans zechten, begiengen in dem Versammlungs-Saal die abscheulichste Ausschweifungen. Gegen 5 Uhr Morgens entstand auf dem Schloßhof Lärmen. Der Pöbel versammelt sich, mit wüthendem Geschrey laufen Kerls durch die Strassen, und rufen in einem fort: „Tödtet die Leibgarde! verschont keinen." Auf dem Schloßplatz wird indessen der Haufe Weiber immer grösser, viele verkleidete Männer der gedungenen Meuchelmörder mischen sich unter sie. Die Weiber sind gröstentheils betrunken, und nun werden sie durch die abscheulichste Verläumdungen gegen die Königin noch stärker erhizt.

hizt. Ein Unbekannter schlägt den Königs-Mord vor, andere stimmen ihm bei. Der ganze Haufe theilt sich nun in verschiedene Parthien, und alle ziehen in tiefer Stille in das Schloß; eine derselben läßt die vormalige französische Garde an dem Ort, wo sie die Wache hatte, ganz ungehindert in den Pallast des Königs eindringen. Wüthend gehen nun die Mörder auf die Leibgarden loß, und wo sie einen finden, machen sie ihn nieder. Inzwischen verschanzt sich ein Theil der Leibwache in dem Vorzimmer der Königin, und ein Garde du Corps gibt ihr durch eine Kammerfrau Nachricht von der Gefahr, worinn sie sich befindet. Schon ist die Thüre des Vorsaals eingesprengt, und die Mörder fallen, wie ganz rasend, über die darinn befindliche Leibgarden her. Diese wehren sich zwar aufs tapferste, sie vertheidigen jeden Schritt, aber schon müssen sie der Menge weichen, als die Königin halb nackend ihr Schlafzimmer verließ. Einige Leibgarden öffnen ihr das Nebenzimmer. Heftig weinend und schluchzend sagt sie: „Freunde! liebe Freunde! rettet mich.“ Sie eilte, so sehr sie nur konnte, um in das Schlafzimmer des Königs zu kommen. In eben dem Augenblick knallten einige Schüsse im Schlosse, welche die Angst der Königin sichtbar vermehrten. Endlich erreichte sie das Schlafzimmer des Königs, aber er war nicht da. Der König war an dem Lärm aufgewacht. Er hatte sich in das Fenster gelegt, und die Mörder durch den Schloßhof ge-

gegen das Zimmer der Königin hinziehen gesehen. Aeusserst besorgt um das Leben seiner Gemahlin eilte der Monarch durch einen heimlichen Gang in das Schlafzimmer der Königin, zu eben der Zeit, da dieselbe auf dem gewöhnlichen Weg in das Seinige gegangen war. Die Königin fand daher den König nicht; halb ohnmächtig sank sie nieder, und sagte zu dem Kammerdiener des Königs: „Thiery! ohne meine Leibgarden wär' ich ermordet.“ Als der König in das Schlafzimmer der Königin kam, fand er seine Gemahlin nicht mehr, aber wohl die Gardes du Corps, welche in demselben geblieben waren. Voll Unruhe fragt sie der König hastig: „Wo ist die Königin?“ Sie antworteten: „Das ganze Schloß ist gestürmt, und die „Königin hat sich zu Ihnen geflüchtet, weil Ihr „Leben in Gefahr war.“ Sogleich kehrte nun der König in sein Schlafzimmer zurük, und in demselben traf er seine Gemahlin an.

Kaum war der König wieder aus dem Schlafzimmer der Königin weg, als schon die bewafnete Meuchelmörder in dasselbe eindrangen. Wie Rasende stürzen sie hinein und rufen dabei aus: „Man muß ihr den Kopf abhauen, man muß „ihr das Herz aus dem Leibe reissen.“ Die Mörder eilen auf das Bett der Monarchin zu. Sie finden es leer. Einer ruft: „Der Streich ist miß„lungen.“ Schäumend von Wuth, das Schlachtopfer ihrer Rache nicht gefunden zu haben, durchbohren sie das noch warme Bett der Königin mit tau-

tausend Dolchstichen. Nun wollen sie durch einen Saal in das Zimmer des Königs dringen, aber die Pariser-Nationalgarde eilt herbei, und jagt die Mörder aus dem Schloß. Eine Kolonne von Weibern und Meuchelmördern hatte sich nach den Zimmern des Dauphins begeben. Sie zeigten sich einander unten auf der Terrasse sein Schlafzimmer, und sagten: „dort wohnt der Dau„phin.“ Jemand, der dieses hörte, gieng nach dem Zimmer des Dauphins, wekte die Gouvernantin, Frau von Tourzel, welche schlief, stellte ein brennendes Wachslicht zu den Füssen ihres Bettes, und sagte: „Madame! verlieren Sie kei„nen Augenblik, bringen Sie sogleich den Dau„phin zum König.“ Madame de Tourzel stund auf, und eilte mit dem Dauphin auf den Armen nach dem Schlafzimmer des Königs, wo sie die Königin antraf. Auf gleiche Weise wurde auch Madame, die Tochter des Königs, hingebracht.

Ueberall wurden die Leibgarden von dem rasenden Pöbel verfolgt, und die Wuth der Mörder war so groß, daß sie sogar nach dem Hospital derselben giengen, um die daselbst liegende kranke Leibgarde zu ermorden. Diß würde auch wirklich geschehen seyn, wenn man die Kranke nicht noch vor ihrer Ankunft in die benachbarte Häuser gerettet hätte. Ein Ungeheuer mit einem langen Bart und einer hohen Mütze hakte mit einem Beil den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nun der Pöbel auf hohe Stangen

gen stekte, und im Triumph zu Versailles herum- trug. Dieses Ungeheuer gieng darauf in ein Wirths- haus, forderte Wein, und sagte dabei: „Ich bin „müde, und dennoch hab' ich den besten Streich „verfehlt, die Königin, man wird wohl unzufrie- „den über mich seyn!" Die Mörder tanzten auf den nakten Leichnamen, sie tauchten ihre Hände in das noch warme Blut, sie bestrichen sich da- mit das Angesicht, und sangen und jauchzten. Ein Schauer überfällt mich, indem ich dieses schrei- be, fast fällt mir die Feder bei dieser Greuel-Sze- ne aus der Hand. In der ganzen Geschichte, selbst unter den wildesten Völkern, findet man we- nige Beispiele einer ähnlichen Grausamkeit, als der zügellose französische Pöbel bei vielen Gelegen- heiten, vorzüglich aber an jenem schröklichen 6ten Oktober, gezeigt hat.

Endlich erscheint la Fayette; beinahe zu spät erfuhr er, was im Schlosse vorgieng. Beschämt darüber, daß er geschlafen hatte, gedemüthigt über den Gedanken, daß er nicht besser für die Sicher- heit der königlichen Familie gewacht hätte, sezt' er sich zornig auf sein Pferd und sprengt in der Stadt herum, um seine zerstreute Truppen zu- sammen zu ziehen. Flehend bat er sie, die Mör- der zu verjagen. Eben bringen die Meuchelmör- der 17 gefangene Leibgarden, und wollen sie auf dem Paradeplatz aufhängen. La Fayette befreyt sie, übergibt sie einer Compagnie Grenadiers, und läßt sich diese schwören, nicht zu leiden, daß den

tap-

tapfern Männern Leids wiederfahre. In demselben Augenblik kommt der König auf den Balkon, und bittet das Volk um Pardon für seine Leibwache. Einige Leibgarden neben dem Monarchen legen ihr Gewehr nieder, zeigen die Nationalkokarde auf ihrem Hut, und rufen: „Es lebe die Nation! „es lebe die Nation!“ - Die mit Blut bespritzte Mörder, diese Ungeheuer, welche noch vor einer Stunde den Kopf der Königin verlangt, und sich zum voraus darauf gefreut hatten, daß sie sich in ihrem Blut würden baden und ihr das Herz aus dem Leibe reissen können, diese riefen jezt: „Hoch „lebe der König! Hoch lebe der König!“ Das Geschrey wurde allgemein, die gefangene Leibgarde wurde losgelassen, umarmt, und unter die Fenster des Königs getragen. Aber mitten in diesem Freudengeschrey äusserten einige Bösewichter ihre Unzufriedenheit laut darüber, daß ihre vorgehabte Greuelthaten mißlungen waren. Sie verlangten die Königin zu sehen, und stiessen fürchterliche Drohungen gegen sie aus. Die Monarchin stand in ihrem Zimmer an einem Fenster, neben ihr die Schwester des Königs, Elisabeth, und ihre Tochter. Auf einem Stuhl vor ihr stand der Dauphin, unbesorgt und munter spielt' er mit den Haaren seiner Schwester, und sagte zu seiner Mutter: „Mama! mich hungert!“ Mit Thränen in den Augen antwortete ihm die Königin: „Sey ru„hig, und warte, bis der Lärm vorüber ist.“ In diesem Augenblik trat Jemand in das Zimmer, und

sag-

sagte der Königin: das Volk wolle sie auf dem Balkon sehen. Anfangs war sie unschlüssig, ob sie gehen sollte, aber bald rief sie aus: „Nun so „will ich gehen, und sollt' es mir auch das Le„ben kosten.“ Mit dem Dauphin an der einen, und mit ihrer Tochter an der andern Hand zeigte sie sich dem Pöbel auf dem Balkon, und dieser empfieng die grosse Fürstin mit einem lauten Hohngelächter. Einige Weiber, welche anfiengen zu rufen: „Es lebe die Königin!“ wurden vom Pöbel mißhandelt. Endlich schrie der Haufe: „Kin„der weg! Kinder weg!“ Die Königin führte ihre Kinder zurük, und allein erschien sie vor dem wüthenden Haufen ihrer Mörder und vor den geladenen Flinten. Ein Kerl schlug seine Flinte auf sie an, aber seine Hand zitterte, sein Finger versagte ihm den Dienst, und er konnte nicht losdrücken. Der Pöbel, erstaunt und bestürzt über ihren Heldenmuth, ließ die Mordgewehre aus der Hand fallen, und klatscht der unglüklichen Königin lauten Beifall zu.

Eine unzähliche Menge Volks war im Schloßhof versammelt, und diese Menge verlangte mit einem gräßlichen Geschrey den König, der sich, wie gesagt, schon gezeigt hatte, wieder zu sehen. Der Monarch erscheint mit seiner Familie auf dem Balkon. Er versucht zu dem Volk zu sprechen, aber der Anblik des vergossenen Bluts, der verstümmelten Körper seiner Leibwache, der auf Stangen gestekten Köpfe seiner Lieblinge, die man ihm

mit

mit ausgesuchter Grausamkeit vorzeigt, das Ansehen des mit Blut besprizten bewafneten Haufens, überhaupt alles dessen, was er um sich her erblikt, beklemmt seine Brust und erstikt die Worte in seiner Kehle. Er öfnet den Mund und kann nicht reden. La Fayette spricht aber im Namen des unglüklichen Königs, er versichert: Ludwig werde alles thun, was in seinen Kräften stehe, um die Wünsche des Volks zu erfüllen; zugleich warnte la Fayette vor Partheimachern und Verschwornen, welche durch Aufwieglung des Volks nur ihre eigene Plane auszuführen suchen. Der König wendet sich gegen das Volk, und verlangt noch einmal Gnade für seine Leibwache: „Par„don! Pardon! (ruft er dem Volk zu.) Pardon „für meine Gardes du Corps!“ Und das Gesindel antwortet: „Ja! Ja! Pardon!“ Nun geht der König mit seiner Familie in sein Zimmer zurük. Aber bald will ihn das Volk von neuem sehen. Ludwig erscheint, und wird mit dem Geschrey: „Es lebe der König!“ empfangen. Ein Kerl aus dem niedrigsten Pöbel, mit zerrissenen Kleidern, mit dem Hut auf dem Kopf und mit einer Flinte in der Hand, ruft dem König zu: „Wir verlangen, daß Sie nach Paris kommen, „Sie müssen nach Paris.“ Die Beklemmung des Königs nahm sichtbar zu, und mit Thränen in den Augen entfernt' er sich. Aber nach einer kleinen Weile kommt er wieder, und stammelt mit gebrochenen Worten: „Ihr verlangt mich in Pa„ris, ich will gehen, aber nicht anders, als in

„Begleitung meiner Frau und Kinder.“ Plözlich verändert sich jezt die Szene, und der wilde Hauſe ruft Freudetrunken aus: „Hoch lebe der Kö„nig! Hoch lebe der König.“ Der König, durch diß Geschrey bis in das Innerſte seiner Seele erschüttert, bittet mit der Hand um Stillschweigen, und sagt schluchzend: „Meine Kinder! ach meine „Kinder! eilt meiner Leibwache zu Hülfe!“ Sogleich marschirt eine Abtheilung der Nationalgarde nach dem Hotel der Leibgarde, und thut daselbst dem Morden Einhalt, welches wieder angefangen hatte. Vergebens versucht die Königin einige Worte zu dem Volk zu sprechen, es ist ihr nicht möglich. La Fayette spricht in ihrer Stelle. „Die Königin (sagt er) ist sehr betrübt, über das, „was sie sieht. Sie ist betrogen worden. Sie „will sich nicht mehr hintergehen lassen. Sie ver„spricht, ihr Volk zu lieben, und demselben er„geben zu seyn.“ Als einen Beweis ihrer Bangigkeit hob die unglükliche Monarchin zweimal ihre Augen gen Himmel, und Thränen rollten über ihre Wangen herunter.

Nun schien die Ruhe hergestellt. Der Pöbel lagerte sich gruppenweise hin und wieder, und ruhte bei angezündeten Feuern von dem Morde aus. Züge der allerempörendsten Unmenschlichkeit fielen auch jezt noch nicht wenige vor. Drei Fischweiber (Poissardes) setzen sich auf den blutenden nakten Leichnam eines Garde du Corps, zerstücken sein todtgeschossenes Pferd, das neben ihm ligt, braten die Stücke am Feuer, und essen sie, während

rend Pariser-Nationalgarden bei kriegerischer Musik um das Feuer herumtanzten.

Sobald die Mitglieder der Nationalversammlung am 6ten Oktober Morgens sich zu versammeln angefangen hatten, ließ sie der König ersuchen, sich zu ihm auf das Schloß zu begeben, damit er bei so schreckenvollen Umständen sich bei ihnen Raths erholen könne. Schon war alles bereit zu gehen, als ein Mitglied *) die Motion machte: es sey gegen die Würde der Versammlung, zum König hinzugehen, man solle eine Deputation hinschicken; und die Nationalversammlung stimmte diesem Vorschlag bei. Da der König sahe, daß die Nationalversammlung nicht ankam, und das Volk in ihn drang, daß er die Stunde seiner Abreise festsetzen sollte, so entschloß er sich, um Mittag abzureisen. Die Nachricht von diesem Entschluß gieng von einem Mund zum andern. Die Kanonen wurden zum Zeichen der Freude abgefeuert, und mit dem kleinen Gewehr wiederholte Salven gegeben. Die Nationalversammlung beschloß, dem König eine Begleitung von 100 Mitgliedern mitzugeben.

Erst um 1 Uhr Nachmittags verließ der König seinen Pallast, und schon murrte der Pöbel, daß er sich in Befolgung seiner Befehle so saumselig bezeigte. In dem königlichen Wagen sassen der König, die Königin, ihre beide Kinder mit ihrer Hofmeisterin, der Frau von Tourzel, der äl-

*) Mirabeau.

tere Bruder des Königs und seine Gemahlin, und Madame Elisabeth, Schwester des Königs. Nach diesem kamen die Wagen seines Gefolgs und der Nationalversammlung. Waren die des Morgens zu Versailles vorgefallene Auftritte schröklich gewesen, so war es nun die Reise nach Paris nichts weniger. Der Zug gieng langsam fort, und dauerte 6 volle Stunden. Voran gieng ein Hauffe Banditen, die gefangene Leibgardisten, und ein Theil der Pariser Nationalgarden. Weiber mit Bändern und Baumzweigen in der Hand umgaben den Wagen, worinn die königliche Familie saß; vor dem Wagen her wurden auf Stangen die abgehakte Köpfe der ermordeten Leibgardisten getragen. Zwischen denen, die sie trugen, gieng der abscheuliche Kopfabhauer mit der hohen Müze und dem grossen Bart, dessen ich schon gedacht habe. Von Zeit zu Zeit kehrte er sein noch blutiges Beil, das er auf der Schulter trug, dem Volk zu, und rief dabei aus: „Seht! seht! das „ist die wahre Nationalkokarde." Um die Köpfe und um diesen Kerl herum tanzten Weiber mit wildem Freudengeschrey. Nach den Kutschen folgte die übrige Nationalgarde mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel. Zum Zeichen der Freude wurde von Zeit zu Zeit das grosse und kleine Geschütz abgefeuert. Bei der Abreise der königlichen Familie fiengen die Einwohner von Versailles auf einmal an, betrübt zu werden. Um sie zu trösten, riefen ihnen die Pariser zu: „Gebt „euch zufrieden, er kommt wieder." So zog der

gute

gute König von Versailles ab. Er verließ sein mit Blut beflektes Schloß und die Nationalversammlung, welche zu allen Verbrechen, die unter ihren Augen vorgiengen, nicht nur schwieg, sondern sie durch ihr Stillschweigen noch zu billigen schien. Nie war wohl ein König in einer bedaurungswürdigern Lage; ein König, der aufrichtig sein Volk liebte.

Während des Zugs, der bis 7 Uhr in die Nacht hinein dauerte, stieß der Pöbel, und vorzüglich die Weiber, die gräßlichste Verwünschungen und Drohungen gegen die Königin aus. Einige Bösewichter wagten es sogar, neben dem Wagen des Königs auszurufen: „Es lebe Ludwig „der Siebzehnte!“ Weiber riefen der unglüklichen Königin zu: „O welch ein schöner Ball würde dein Kopf zum Spielen nicht seyn!“ Andere riefen aus: „Kokarden von den Eingeweiden „der Königin sind die wahre Nationalkokarden; „verschaft uns welche!“ Aber mitten unter den Mördern, mitten unter dem lärmenden Geschrey und den entsetzlichsten Schimpfreden und Drohungen dieser Horde von Kannibalen zeigte die Königin eine Gelassenheit und einen Muth, der beinahe übernatürlich schien. — Bei jedem Wirthshause hielt der Zug an, und die königliche Familie mußte so lange warten, bis der Pöbel getrunken hatte, und es ihm gefiel, wieder aufzubrechen. Zu Sevres nahmen die Mörder die Köpfe der getödteten Leibgarde von den Stangen, und zwangen einen Perukenmacher, dieselbe zu frisiren. Bis

diß geschehen war, und es stund lange an, mußte der ganze Zug warten, alsdann wurden die Köpfe wieder auf die Stangen gestekt, und vor dem Wagen des Königs hergetragen.

Sechs schröckliche Stunden saß die königliche Familie im Wagen, ohne es zu wagen, sich nur zu rühren, ohne einen Bissen Brod, oder einen Tropfen Wasser fordern zu dürfen, aus Furcht vergiftet zu werden. Der Herzog von Orleans stand mit seinen Kindern auf der Terrasse seines Hauses zu Passy, und machte sich das grausame Vergnügen, den Zug vorbeiziehen zu sehen. Die königliche Familie saß da, betäubt von dem Lärmen, welchen das Jauchzen des Volks, die wiederholte Ausrufungen: „Hoch lebe die Nation!“ das Donnern der Kanonen, die Flintenschüsse, den Lärm der Trommeln, das Sprechen einer unzähligen Menge, das Klingeln der Waffen, und das Traben der Pferde, nebst dem Spottgesänge der Weiber machte. Alle Augenblicke erwarteten sie in der dunkeln Nacht den Schuß oder Dolch, der einem Leben, das für sie keinen Werth mehr hatte, ein Ende machen sollte. — Von Paris aus kam ein grosser Haufe dem Zug entgegen, um den König und seine Familie zu empfangen, aber sie kamen nicht, wie sonst, mit Freudengeschrei, sondern mit wildem Jauchzen und Mordgeheul. Dichte Finsterniß, anhaltender Regen, und das dämmernde Licht der Fakeln machte den Anblick noch scheußlicher und schreckenvoller. Die neben dem königlichen Wagen hergehende Fischweiber riefen,

sen, so bald sie nach Paris kamen, aus: „Wir „bringen den Båker und die Båkerin und den klei„nen Båkerjungen.“ Die ganze Stadt wurde erleuchtet. Endlich kamen die königliche Wagen auf dem Greveplatz vor dem Rathhaus an. In dem Augenblik, da der König aus dem Wagen stieg, waren einige Ungeheuer frech genug, zu fünf verschiedenenmahlen auszurufen: „an die Laterne!“ Der König, der diese gräßliche Worte hörte, zitterte und schwankte, als er die Treppe des Rathhauses hinaufstieg, aber bald erholt' er sich wieder. La Fayette, welcher neben ihm gieng, bat den Monarchen zu verschiedenenmalen, er möchte doch sagen, daß er künftig in der Hauptstadt wohnen wolle, oder er möchte ihm wenigstens erlauben, in seinem Namen dem Volk diese Nachricht zu geben. Der König antwortete standhaft: „Ich „weigere mich nicht, künftig in Paris zu wohnen, „aber noch bin ich über diesen Punkt unentschlos„sen, und ich will nichts versprechen, ehe ich „weiß, ob ich es werde halten können.“ Der König trat mit einem heitern Gesicht in den Versammlungssaal. Ihm folgte die Königin mit ihren beiden Kindern, und die übrige Personen, welche mit ihm gefahren waren, nach. Hier wurden sie vom Maire und der Municipalität bekomplimentirt. Alsdann begab sich die königliche Familie nach den Thuillerien in die ihr bestimmte, aber noch uneingerichtete Wohnung, und Pariser-Nationalgarden bewachten hier auf seinem eigenen Schlosse den guten König, seine Gemahlin und Kinder.

Das Volk, sich immer gleich, immer unbeständig, immer nur von den Eindrücken des gegenwärtigen Augenbliks geleitet, verfolgte nun den König vom Rathhaus bis zu den Thuillerien mit Vivatrufen und Freudengeschrei: „Lang lebe der König! „lang lebe die Königin!“ ertönten jezt in der Luft aus dem Munde eben der Leute, welche sie noch vor wenigen Stunden mit den gräßlichsten Verwünschungen zu ermorden gedroht hatten. Am folgenden Tag drängte sich ganz Paris nach den Thuillerien, um den gefangenen Monarchen zu sehen. Der König und die Königin mußten sich in ihre traurige Umstände schicken; sie zeigten sich dem Volk, und bestekten sich und ihre Kinder über und über mit Nationalbändern und Nationalkokarden. — Gleich nach der Ankunft des Königs war Brod im Ueberfluß vorhanden; ein deutlicher Beweis, daß die Theurung der vorigen Tage durch ein Complot bewirkt worden war.

Die Municipalität der Stadt Paris theilte unter die Weiber, welche sich zu Versailles am meisten ausgezeichnet hatten, Medaillen an Nationalbändern aus, welche diesen Weibern auf dem Rathhaus öffentlich mit den Worten überreicht wurden: „Empfangt die Belohnung, welche das Va„terland eurer Tugend, eurer Weisheit und eu„rem Patriotismus zuerkannt hat!“ Kann man sich wohl etwas abschenlichers denken, als diese Handlung!

So bald die königliche Familie Versailles verlassen hatte, mußten die Einwohner erfahren, daß ihre

ihre vorher so belebte und bevölkerte Königsstadt gleichsam zur Einödde geworden sey. Vergebens bereuten sie es jezt, ihren König nicht besser gegen die Pariser geschüzt zu haben. Zu spät sahen sie ihren Verlust ein. Der Hof war mittel- oder unmittelbar die Quelle, woraus ihre Einkünfte flossen. Diese Quelle war nun verstopft, Mangel und Elend zeigten sich bald überall. Die Abreise der Nationalversammlung, welche dem König in wenigen Tagen nach Paris folgte, vergrösserte ihren Jammer. —

Im Jenner 1790 beschäftigte sich die Nationalversammlung mit den öffentlichen Ausgaben. Um das jährliche Gehalt des Königs zu bestimmen, beschloß sie, eine Gesandtschaft an den Monarchen zu senden, und von ihm selbst zu hören, wie viel er jährlich zu brauchen glaube. Nicht Sparsamkeit und Rüksicht auf die gegenwärtige Lage solle den König in seiner Forderung leiten; sondern er müsse auf den Glanz, den die Würde der Krone erheische, dabei Rüksicht nehmen. Der König antwortete: „Ich bin über die Berathschlagung der Nationalversammlung, und über die „Gesinnungen, welche Sie mir in ihrem Namen „bezeugen, sehr gerührt. Ich werde Ihr Zutrauen „nicht mißbrauchen, und ich werde, ehe ich mich „über diesen Gegenstand erkläre, so lange warten, „bis durch das Resultat der Arbeiten der Ver„sammlung zu Bezahlung der den Glaubigern des „Staats schuldigen Zinsen, und zu den, für die „öffentliche Sicherheit, und für die Vertheidigung

„des Reichs nothwendigen Ausgaben, sichere Fonds „angewiesen seyn werden. Was meine Person an„geht, das ist in dem gegenwärtigen Zeitpunkt „meine geringste Besorgniß.“ Diese Antwort des Königs wurde von der Nationalversammlung mit einem dreimal wiederholten Beifallklatschen und mit lautem Freudengeschrei aufgenommen.

Nachher wurden dem König zur Unterhaltung seiner Familie, seines ganzen Hofstaats, seiner Garde von 1800 Mann, der Palläste und Lustschlösser, welche man ihm ließ, 25 Millionen Livres angewiesen; eine Summe, die für einen König von Frankreich zu Bestreitung aller jener Ausgaben, nicht im geringsten zu groß war, und welche er bald nur in Assignaten, folglich beinahe nur zur Hälfte in baar Geld gerechnet, erhielt, und doch gab diese Summe den Demokraten einen Hauptanlaß, das Volk gegen den König aufzuwiegeln. Wie groß schon im Anfang des Jahrs 1790 Armuth und Elend in Paris gewesen sind, und wie viel Gutes der König dem undankbaren Volk gethan hat, beweißt folgender am 20 Jenner 1790 der Nationalversammlung vom Maire Bailly überschikte Brief. „Das Elend ist zu Pa„ris auf den äussersten Grad gestiegen; die Ar„beit fehlt, und eine Menge rechtschaffner Arbei„ter sind der Verzweiflung nahe. Die Versamm„lung kennt diese Uebel. Der König hat Arbeits„häuser eröfnen lassen, und seine Güte opfert „täglich eine beträchtliche Summe dabei auf. Aber

„des-

„dessen ungeachtet ist den unglüklichen Armen noch „nicht geholfen.“

Am 4ten Febr. 1790 that Ludwig einen Schritt, den ihm sein gutes Herz eingab, er wollte dadurch den Unordnungen ein Ende machen. Er wollte alle Gemüther vereinigen. Er gieng nemlich an jenem Tag selbst in die Nationalversammlung, gab seine Einwilligung zu den Gesetzen der neuen Constitution, versprach, sich den gegebenen Gesetzen zu unterwerfen, ermahnte aufs lebhafteste seine Unterthanen zur Ordnung und zum Frieden, und erklärte, daß er diejenige als seine persönliche Feinde ansehe, welche noch künftig Feinde der Constitution seyn würden. — Glüklicher Tag für Frankreich! hätten die aufrichtige Ermahnungen und Zusagen des Königs die Wirkung hervorgebracht, die er sich davon versprechen zu dürfen glaubte. Aber jene Rotte verbarg sich nur wieder auf kurze Zeit, welche auf nichts anders dachte, als ihren guten König um Thron und Leben zu bringen. — Bei dem grösten Theil der Nationalversammlung hatte indessen die Rede des Königs den grösten Eindruck gemacht. Unter Händeklatschen und wüthendem Vivatrufen begab sich der König wieder aus der Versammlung weg. Der Präsident begleitete ihn bis an die Thüre, eine Deputation von Mitgliedern der Versammlung aber bis an das Schloß. In dem Garten der Thuillerien ertönte die Luft von dem Jubel des Volks. Hingerissen vom Enthusiasmus, hingerissen von Liebe zum Vaterland schwört die Nationalversammlung, schwört ganz

Paris, „der Nation, dem Gesez und dem Kö„nig getreu zu seyn.“

Ganz Frankreich wiederholt diesen Eid.

Bisher war es in Frankreich Sitte gewesen, daß in Gegenwart des Dauphins sogar nicht einmal sein Gouverneur ohne ausdrükliche Erlaubniß des Dauphins, dieser mochte auch noch so jung seyn, als er wollte, sich setzen, bedecken, oder mit ihm essen durfte. Ludwig der 16te schafte bei seinem Sohn, dem jezigen Dauphin, (König Ludwig dem Siebzehenten nach der Proklamation der Emigranten) diese sklavische Etikette ab, und sagte: „Der Sohn des Monarchen ist ein Kind, und „muß auch als solches behandelt werden.“

Bekanntlich erhielt das Gericht des Chatelet zu Paris den Auftrag, die Greuelthaten des 5ten und 6ten Oktobers zu untersuchen. Eine Deputation des Gerichts kam zu der Königin, um auch ihr Zeugniß sich zu erbitten. Aber die großmüthige Monarchin antwortete: „Nie werde ich die „Angeberin der Unterthanen des Königs seyn;“ und als neue Deputirte die Bitte wiederholten, sagte sie: „Ich habe alles gesehen, alles gewußt „und alles vergessen.“

Seitdem der König mit seiner Familie zu Paris wohnte, fuhr er zuweilen aus, um die öffentliche Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Im April 1790 besah der König mit der Königin die grosse Spiegelmanufaktur in der Vorstadt St. Antoine.

toine. Die Arbeiter drängen sich um den König herum, er greift in die Tasche, zieht einige Assignaten heraus, und will sie austheilen. Aber im nemlichen Augenblik stekt er die Assignaten wieder ein, und sagt: „Kinder! Ihr würdet auf diese Noten verlieren, und hättet noch überdiß Mühe und Zeitverlust, um sie in Geld zu verwandeln. Geht in meinem Namen zu meinem Schazmeister, und er wird euch Thaler geben.“ Als der König durch die Vorstadt St. Antoine wieder nach seinem Schlosse zurükfuhr, rief das Volk in der Vorstadt St. Honore' wiederholt und anhaltend: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ Der König sagte hierauf: „Es ist doch ein gutes Volk, wenn man es zu besuchen kommt.“ Eine Hofdame der Königin antwortete: „Ja, aber es ist ganz anders, wenn es kommt, um zu holen.“ — „Das kommt daher, (versezte die Königin lebhaft,) weil es dann durch fremden Einfluß geleitet wird.“

Den 7ten April 1790 communicirte die Tochter des Königs zum erstenmal. Den Abend zuvor gieng sie zu ihrem Vater, warf sich zu seinen Füssen nieder, und bat um seinen Segen. Durch häuffige Thränen unterbrochen sprach der Monarch auf folgende Art zu ihr: „Meine Tochter! du verlangst meinen Segen, ich gebe dir ihn von ganzem Herzen. Du kennst die Wichtigkeit der Handlung, welche du jezt vornehmen sollst. Vergiß nie, was du GOtt schuldig bist. Mein

„Kind!

„Kind! die erhabene Grundsäze der Religion müs-
„sen das Gesez deiner Aufführung seyn, und wir
„sind um des Beispiels willen mehr als andere
„darnach zu leben verbunden. Die Religion ist
„der einzige Trost, den wir in unserm Unglük
„haben. Du bist alt genug, meine Tochter! um
„unsere Leiden zu fühlen, noch nie hab' ich mit
„dir davon gesprochen, aber jezt glaub' ich, daß
„ich mein Herz gegen dich ausschütten darf. Un-
„ser eigenes Unglük ist groß, aber es betrübt
„mich weniger, als das Unglük meines Reichs.
„Das Gebet der Unschuld muß bei dem Himmel
„Gnade finden. Bete zu ihm, mit all' der An-
„dacht, deren du fähig bist, um das Ende unse-
„rer Trübsal, vorzüglich aber bete für mein Volk,
„dessen Lage, ich wiederhol' es, mir äusserst na-
„he geht." — Und solch ein Mann, der aufrich-
tig so denkt, wird wegen einer aufgebürdeten Ver-
schwörung gegen sein Volk zum Tod verurtheilt!
Gerechter Himmel! ist es möglich?

Nach dem Beschluß der Nationalversammlung sollte der 14te Jul. 1790 als Jahrstag der Revolution durch ein grosses Nationalfest gefeiert werden. Hier sollte sich der König und die ganze Nation den Eid der Treue und Einigkeit schwören. Das Marsfeld zu Paris wurde zu dieser Zeremonie ausersehen. Man hatte den grossen Gedanken, die weite Ebene in ein Amphitheater umzuschaffen, damit eine halbe Million Zuschauer um den Bezirk herum, wo die erhabene Feyerlichkeit vor-

vorgehen sollte, sitzen könnte. Das Erdreich mußte deswegen mehrere Schuhe tief von der Oberfläche weggeschaft, und auf die Seiten der Ebene verführt werden, um daselbst stufenweise die Size zu erheben. Fünfzehntausend Taglöhner beschäftigten sich mit dieser Arbeit, aber bald bemerkte man, daß diese Leute nur langsam und träge arbeiteten, und daß es für sie Unmöglichkeit seye, dieses grosse Werk in der kurzen übrigen Zeit vollends zu Stande zu bringen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Enthusiasmus der Pariser für die Revolution, die sie nicht ohne Grund ganz als ihr Werk betrachteten, und die Lebhaftigkeit der französischen Nation im hellsten Licht. Zu den besoldeten Arbeitern gesellten sich plözlich über hunderttausend freiwillige Gehülfen. Paar und Paar ziehen nacheinander die Einwohner der unermeßlichen Hauptstadt mit Haken und Schaufeln auf den Plaz, Priester und Ordensgeistliche, Weiber und Mädchen vergrössern den Zug. Ganze Zünfte von Handwerksleuten, Künstler vereinigen sich mit ihnen, und die verschiedene Fahnen, die sie vor sich hertragen, drücken alle ihren Patriotismus aus. Zarte Frauenzimmer arbeiten mit der Schaufel und ziehen die Schubkarren. Die Musik belebt alles. Unmöglich, sagt ein Augenzeuge, kann sich jemand, der es nicht selbst sah, einen Begriff machen von der Lebhaftigkeit, von dem Eifer, von der Schnelligkeit, von der Frölichkeit und von der Anstrengung aller Leibeskräfte, mit

der

der Personen von jedem Rang, Alter und Geschlecht arbeiteten; alle emsig beschäftigt, Erde zu laden, oder wegzuführen, alle lachend vor Freude im Taumel der Freiheit. Kurz, alles war Leben, alles Thätigkeit. Selbst Ludwig der Sechzehnte war hier, ohne Leibwache, ohne Gefolge, allein in der Mitte von zweimalhunderttausend Mitbürgern, nicht mehr seinen Unterthanen. Er ergreift die Schaufel und füllt einen Schubkarren mit Erde. Beifallklatschen, Freudengeschrei und das Rufen: „Lange lebe der König!“ wollen gar kein Ende nehmen. Die ganze freudetrunkene Menge drängt sich um ihn her, nennt ihn Freund, Vater, und gibt ihm alle die süsse Namen, welche nur ein guter und gerechter König aus dem Munde eines freien Volks hören kann. Gerührt wendet sich der Monarch hinweg, Freudethränen entfallen seinen Augen, und nun verdoppelt sich das Jauchzen. — In wenigen Tagen war der unermeßliche Schauplatz zu dem Fest der Nation bereitet. — Endlich gieng die ewig merkwürdige Bundesfeier vor sich. Sobald die Nationalgarden aus den Departementen jedes durch sein besonderes Panier unterschieden, die Deputirte der Linientruppen und die Seeleute in Ordnung gestellt waren, legte die Nationalversammlung und der König den Eid ab, die Constitution zu behaupten, alle bewafnete Bürger schwuren denselben, die ganze unendliche Menge Zuschauer wiederholte ihn. Alles schwur, frei zu leben, oder zu sterben. —

Es

Es war ein Fest einzig in seiner Art, dergleichen auf dem ganzen Erdboden keines gefeiert worden ist. — In ganz Frankreich wurde am nemlichen Tag der Bürgereid überal mit der grösten Feierlichkeit abgelegt. Die darauf folgende Nacht war ganz Paris illuminirt, sogar das königliche Schloß war prächtig beleuchtet; eine bis dahin unerhörte Sache.

Im September 1790 verließ Hr Neker seine bisherige Ministerstelle. Auf allen Seiten hatte der redliche Mann zu kämpfen, einige Mitglieder der Nationalversammlung, und unter diesen hauptsächlich Mirabeau, verfolgten ihn aufs äusserste. Er, der Liebling der Nation, Er, dem sie ihre Freiheit zu danken hatte, Er, den man vor 14 Monaten durch ganz Frankreich im Triumph eingeholt hatte, Er, den man den Retter Frankreichs hieß, wurde nun öffentlich verachtet, verspottet und mit dem Tod bedroht. Zweimal wurde er auf seiner Reise aus dem Königreich angehalten, und kam dabei sogar einmal in Lebensgefahr. Allgemein war die Freude in Paris über Nekers Abreise, und ein unbegreiflicher Haß zeigte sich unter allen Ständen gegen den ehmaligen Minister. — So veränderlich ist der Beifall des Volks. — Seit dem Anfang der Revolution ergrif die republikanische Parthie begierig jede Gelegenheit, um das Volk gegen den Thron aufzuwiegeln. Täglich konnte man im Jakobinerklub die unverschämteste Lügen gegen den Hof und die tollste Motionen hö-

ren. Im November 1790 lief ein ganzer Haufen aufgewiegelter Pöbel nach den Tuillerien, und suchte iu das Schloß einzudringen. „Was wol„len diese Leute hier?“ fragte der König ganz kaltblütig. Er stund eben mit einem Buch in der Hand am Fenster, und sah den Pöbel ankommen. Man bat den Monarchen, sich wegzubegeben, und die Schweizer verwehrten standhaft den Räubern den Eingang in das königliche Schloß. Zu Anfang des Jahrs 1791 beschlossen die beeden alte Tanten des Königs, Paris zu verlassen, und nach Rom zu reisen. Für das Wohl Frankreichs konnt' es wohl höchst gleichgültig seyn, ob ein paar alte Prinzessinnen mehr oder weniger in dem Reich vorhanden waren. Aber in dieser so wenig bedeutenden Reise fanden die Jakobiner gleich den Plan einer Verschwörung. Ganz Paris wurde nun in Bewegung gesezt. Eine Deputation vom Rathhaus mußte zum König gehen, und ihn um Verweigerung seiner Erlaubniß zur Abreise seiner Tanten bitten. Der König antwortete: „Nach den „Gesetzen des Staats stehe es jedermann, der in „keinem öffentlichen Amt stehe, frei, nach seinem „Belieben aus dem Königreich zu reisen, und da„her könne Er's auch seinen Tanten nicht wehren.“ Die Abreise der alten königlichen Prinzessinnen wurde als eine Staatssache von der grösten Wichtigkeit behandelt. Auf die Weigerung des Königs, sie zu verhindern, schikten die Pariser eine Bittschrift und eine Deputation an die Nationalver-

samm=

sammlung, aber sie konnte gegen den ausdrüklichen Innhalt ihrer eigenen Dekrete nichts befehlen. Ein grosser Hauffe bewafneter Fischweiber wurde nun auf das Lustschloß der Prinzessinnen abgeschikt, um sie gefangen zu nehmen, und nach Paris zu bringen. Die Prinzessinnen erhielten noch zu rechter Zeit Nachricht von ihrer Ankunft, und entgiengen der Wuth des Pöbels. Noch zwei Gesandtschaften wurden deswegen an den König abgeschikt, aber er blieb standhaft, und erklärte noch einmal dem Pariser Stadtrath: „Seine Tanten hätten über sich selbst zu befehlen, und also komme ihnen das Recht zu, zu reisen, wohin sie es für gut fänden.“ Indessen reisten die Prinzeßinnen zu Ende des Februars wirklich ab, zweimal wurden sie auf ihrer Reise angehalten, aber erst auf der Nationalversammlung Befehl wurden sie freigelassen, und durften ihre Reise fortsetzen, denn des Königs Befehlen gehorchte man nicht.

In den häuffigen Unfällen, die den König und seine Familie seit mehreren Jahren trafen, hatte er bisher einen ausserordentlichen Muth und eine grosse Standhaftigkeit gezeigt; aber endlich schien seine Gesundheit seinen Widerwärtigkeiten zu unterliegen. Eine gefährliche Krankheit befiel ihn.

Bei der starken Bewegung, die er sich vor der Revolution auf der Jagd und durch Reiten gemacht hatte, war seine Gesundheit jederzeit fest und ununterbrochen gewesen. Aber jezt, da ihn

die Pariser gefangen hielten, und ihm nicht erlaubten, die Hauptstadt zu verlassen, war sein Körper widernatürlich fett geworden. Zu dem Mangel an körperlicher Bewegung kam noch immerwährender Verdruß, Kummer und Gram, so daß auch die starke Leibeskonstitution, mit der ihn die Natur begabt hatte, unter so vielerlei Stürmen endlich zu erliegen anfieng. Er fiel in ein sehr bedenkliches Fieber mit Blutspeien verbunden, aber durch Hülfe seiner Aerzte wurde die Gefahr abgewendet, und die Gesundheit des Monarchen wieder hergestellt.

Bald zeigte sich den Schwindelköpfen und Bösewichtern in Paris wieder eine Gelegenheit, den König verdächtig zu machen, und das Volk gegen ihn aufzuhetzen. Die Unterstützung, die der König aus Menschenliebe den widerspenstigen Priestern *) angedeihen ließ, das Zutrauen, das seine Frömmigkeit in diese Leute sezte, indem er wieder einen eidscheuen Priester zu seinem Beichtvater wählte, diß war den Demagogen neuer Stoff zur Verläumdung. Sonntags, den 17ten April, begab sich der König mit seiner Familie in die

Ka=

*) das ist, solchen, die es ihrem Gewissen zuwider hielten, den von der Nationalversammlung vorgeschriebenen Eid zu leisten, und daher ihre Stellen verlassen mußten. Unter ihnen gab es gewiß mehr rechtschaffene Männer, als unter denen, die den Eid gröstentheils nur aus persönlichem Interesse leisteten.

Kapelle in dem Schloß, um die Messe zu hören. Der Grosallmosenier, Kardinal Montmorency, der den Eid nicht geleistet hatte, sollte die Messe lesen. Jezt weigerte sich die Nationalgarde, die in dem Innern des Schlosses die Wache hatte, Dienste zu thun, oder vor dem König das Gewehr zu präsentiren, unter dem Vorwand, daß der König gegen das Gesez handle, da er bei einem widerspenstigen Priester die Messe höre. Nur mit grosser Mühe konnte la Fayette die Soldaten bewegen, daß sie Dienste thaten, und sich der Feier der Messe nicht widersezten; doch aber nahm die Messe wegen dieses Aufstands erst später ihren Anfang. Uebrigens handelte der König nicht im geringsten gegen das Gesez. Ihm stund es, wie jedem andern Bürger frei, in dem Innern seines Pallastes denjenigen Gottesdienst zu feiern, der seiner Ueberzeugung nach der beste war. Er konnte dazu nach Belieben geschworne oder eidscheue Priester wählen. — Schon Nachmittags war die Gährung unter dem Volk allgemein. Es war bekannt, daß der König am folgenden Tage nach St. Cloud reisen werde, um dort mit seiner Familie über die Osterfeiertage zu bleiben, und das Abendmahl zu nehmen. Man streute nun aus, diß sey ein Plan zu einer Gegenrevolution, der König wolle entfliehen, und man ermahnte das Volk öffentlich, sich der Reise des Königs zu widersetzen. Montags den 18ten April um 11 Uhr Vormittags wollte der König nach St. Cloud fahren.

ten. Die Wagen standen vor dem Schloß der Tuillerien, und la Fayette erschien an der Spize der Bürgercavallerie, um die königliche Familie zu begleiten. In einiger Entfernung sah man den Pöbel haufenweis versammelt; übrigens aber blieb alles ruhig. Die königliche Familie kam die Schloßtreppe herunter, und stieg in den Wagen. Jezt gaben die Anführer das verabredete Zeichen, mit einem fürchterlichen Geheul eilte der Pöbel von allen Seiten herbei, und umringte den Wagen, worinn sich ausser dem König, der Königin und ihren beiden Kindern noch Madame Elisabeth, Schwester des Königs, befand. Der König, welcher das Getümmel hörte, und den Haufen des Gesindels sich nähern sah, blieb ganz unerschroken. Er verließ sich auf die Pariser Nationalgarde, die seinen Wagen umringte, und erwartete, daß diese constitutionelle Leibwache den Pöbel in kurzer Zeit zerstreuen, und dem Wagen den Weg öfnen werde. Aber wie vergeblich war diese Erwartung! Die Nationalgarde kehrt ihre Waffen gegen den Monarchen, und kündigt' ihm an, daß er für heute nicht reisen könne. Zu gleicher Zeit wird in der ganzen Stadt Lärm getrommelt, alle Sturmglocken werden geläutet, und ein unzählicher Hause kommt herbei. Der Pöbel fällt den Pferden in die Zügel, und ruft überlaut: „er „werde nicht zugeben, daß der König reise.“ Der König selbst befiehlt der Nationalgarde, daß sie Plaz machen soll, aber er bekommt zur Antwort: „Nein, nein, wir wollen nicht, daß der König

„rei-

„reise, wir schwören, daß wir ihn nicht reisen „lassen werden.“ Unwillig ruft der König la Fayette, gibt ihm Ordre den Weg zu öffnen, und der Nationalgarde zu befehlen, daß sie ihre Pflicht erfülle. La Fayette reitet herum, und befiehlt, den Monarchen ungestört reisen zu lassen. Einstimmig weigert sich die ganze Nationalgarde zu gehorchen. „Was“ ruft la Fayette aufgebracht, „wollt ihr nicht dem Gesez, wollt ihr nicht dem „Dekret der Nationalversammlung Gehorsam lei„sten, vermöge dessen sich der König 20 Stunden „von der Hauptstadt entfernen kann?“ „Nein! „heute nicht!“ war ihre Antwort. Der Maire von Paris, Bailly, eilt herbei. Er bittet und fleht, aber vergeblich, er kehrt nun an den Wagen des Königs zurük, und stellt die Unmöglichkeit vor, den Pöbel zum Weichen zu bringen. „Ei!“ versezte der Monarch, „es wäre doch auf„fallend, wenn ich, der ich der Nation ihre Frei„heit gegeben habe, selbst nicht frei seyn sollte!“

La Fayette begibt sich nach dem Rathhaus, und verlangt, daß das Martialgesez sogleich bekannt gemacht werde. Umsonst, man schlägt es ihm ab. — Indessen drängt sich der Pöbel immer näher an den Wagen des Königs. Auf die allerfrechste und unverschämteste Weise überhäuft er den König und die Königin mit Schmähungen. Der Kardinal von Montmorency und einige andere Prälaten, welche sich in einem Wagen vom Gefolge des Königs befanden, wurden vom Pöbel verspottet und beschimpft. Jäger der Nationalgarde zie-

hen ihre Säbel, und kehren sie gegen die Kutscher der königlichen Wagen. Der Pöbel reißt die vornehme Edelleute, welche sich an die Schlagthüren des königlichen Wagens gestellt hatten, weg, und entfernt sie. Vergeblich stellt der König vor, es seyen seine Diener, welche ihn begleiten sollten, man hört ihn nicht. Als der König sah, daß man seinen ersten Kammerherrn, den Marquis von Duras mit Gewalt neben seiner Seite von dem Wagen wegriß, da beugte sich der Monarch aus dem Kutschenschlag heraus, und wollte ihn halten, aber der rasende Haufe schleppte den Kammerherrn dessen ungeachtet fort. Der König bittet flehend diese wüthende Menschen, daß sie wenigstens das Leben seines Lieblings schonen möchten, und nach oft wiederholter Bitte erhält er das Versprechen, es solle Hrn von Duras kein Leid geschehen. Kaum war dieser gerettet, als sich der König genöthigt sah, für den Haushofmeister der Königin die Bitte zu wiederholen. Endlich tritt ein Grenadier aus dem Haufen hervor, stellt sich vor den König, und redet ihn an: „Sie sind,“ so sprach er, „widerspenstig gegen das Gesez, „weil Sie in Ihren Schuz Priester aufnehmen, die „den Eid nicht geschworen haben, und weil Sie zu„geben, daß dieselbe in Ihrer Kapelle Messe le„sen dürfen.“ „Entfernt Euch Nichtswürdiger!“ rief der Monarch, „wer hat Euch zum Richter „über mein Gewissen gemacht?“ Der König war über die unwürdige Behandlung, die man sich gegen ihn erlaubte, höchst unwillig und aufgebracht.

Die

Die Königin weinte. — So oft Maria Antoinette sich nur in Lebensgefahr befand, war sie unerschroken, kaltblütig und standhaft, als sie sich aber genöthigt sah, die Drohungen und grobe Schmähungen des niedrigsten Pöbels anzuhören und zu ertragen, da wurde ihr hoher Geist tief gebeugt, und Sie weinte.

Endlich kam la Fayette zurük. Vergeblich hatt' er sich bemüht, die Bekanntmachung des Kriegsgesezes auszuwirken. Aber er hatte noch immer Hofnung, daß sein blosses Ansehen vermögend seyn würde, die Nationalgarde zu ihrer Pflicht zurükzurufen. Er gieng an den Schlag des Wagens, sprach mit dem Monarchen, und bat sich Befehle aus. Der König, der nun schon über zwei Stunden den Mißhandlungen eines frechen Gesindels ausgesezt gewesen war, befahl Platz zu machen. La Fayette befiehlt der Reuterei, mit dem Säbel in der Hand vorzurücken. Die Reuterei rükt vor, aber sie läßt den Säbel in der Scheide stecken. Jezt erst entsteht ein allgemeiner Aufruhr. Die Nationalgarde kehrt ihre Bajonette gegen die vorrükende Reuterei. La Fayette geräth in Zorn, er gibt seinem Pferd die Sporen, aber ein Mann fällt demselben in den Zügel. Einer seiner Adjutanten eilt herbei, und will diesen Aufrührer mit dem Degen durchbohren, aber ein Grenadier schlägt dem Adjutanten den Degen aus der Hand. La Fayette wird wüthend. Er ruft der Nationalgarde zu: „In's Gewehr!“ „Wir wollen nicht,“ war die Antwort. Er befiehlt, schar-

se Patronen auszutheilen. Die Nationalgarde antwortet: „Wir nehmen sie nicht.“ Er droht mit dem Martialgesez. Man antwortet: „Dann wird „Ihr Kopf zuerst springen.“ Er ruft: „Ich le„ge meine Stelle nieder.“ „Desto besser!“ — Endlich sagt er schäumend vor Wuth: „Der Kö„nig muß reisen, oder ich werde umkommen!“ „Sie werden umkommen,“ ruft man ihm zu. — Nun reitet la Fayette an den Schlag des Wagens zurük, und stellt die Unmöglichkeit vor, den Befehl des Königs auszuführen. Der König ruft laut: „Also will man nicht zugeben, daß ich rei„se! also ist es nicht möglich, daß ich reise! „Wohlan! ich bleibe, weil ich muß.“ Nach diesen Worten steigt der König mit seiner Familie aus dem Wagen, und kehrt mit traurigem Herzen in sein Schloß zurük. Am folgenden Tag kam der König ganz unvermuthet in die Nationalversammlung. Aeusserst niedergeschlagen und mit schwerer Stimme hielt er eine kurze, aber vortrefliche Rede. Er berührte darinn mit wenigen Worten die Ereignisse, die er den Tag zuvor habe erfahren müssen; er erklärte, daß er in dem Entschluß, nach St. Cloud zu gehen, beharre, und daß man sich demselben nicht widersetzen könne, ohne seine Freiheit zweifelhaft zu machen. Zulezt fügte er noch die so wichtige Bemerkung bei, die Wohlfarth des Volks könne allein aus der pünktlichen Beobachtung der Geseze entspringen. Die Rede des Königs wurde von der Versammlung sowol, als von den Gallerien mit den grösten Freuden-

denbezeugungen und mit dem lebhaftesten Beifall=klatschen aufgenommen. Länger als eine Viertelstunde ertönte das Gewölbe des Versammlungssaals von dem immer wiederholten Vivatrufen. Der Pöbel auf den Gallerien schrie am allerstärksten, eben der Pöbel, der den Tag zuvor Drohungen und Beschimpfungen gegen den König ausgestossen hatte. „Wer selbst (sagt Girtanner) in „Frankreich seit der Revolution gewesen ist, und „nicht blos oberflächlich beobachtet hat, oder sich „durch den Schein hat betrügen lassen, der wird „auch gestehen müssen, daß sich der Nationalkarakter der Frankreicher nicht im mindesten geändert habe; ungeachtet gegenwärtig alle Dinge in „Frankreich ganz anders aussehen, als vor der „Revolution. Leichtsinn und Unbeständigkeit machen die Grundzüge des französischen National=„karakters aus."

So groß der Beifall war, den die Rede des Königs in der Nationalversammlung erhielt, so wurde doch seine Bitte, nach St. Cloud reisen zu dürfen, nicht einmal einer Berathschlagung gewürdigt, er blieb in seinem Pallast gefangen. Die Anführer der Aufrührer, welche sich seiner Abreise widersezt hatten, wurden nicht nur nicht bestraft, sondern sogar öffentlich gelobt. Da die Gährung in Paris immer zunahm, so sah sich der König genöthigt, dem Kardinal von Montmorency und allen übrigen Geistlichen seiner Kapelle den Abschied zu geben; er sah sich genöthigt, seine Lieblinge, Villequier und Duras, mit denen er schon lan=

lange Zeit den vertrautesten Umgang gehabt hatte, wegzuschiken. Um das Volk zu Paris zu beruhigen, nahm er sogar in seiner Pfarrkirche zu Paris aus den Händen eines geschwornen Priesters das Abendmahl. — La Fayette, aufgebracht über das Betragen der ihm untergeordneten Nationalgarde am 18ten April, legte 3 Tage nachher seine Stelle als General-Kommandant derselben nieder. Aber auf anhaltendes und inständiges Bitten der Municipalität und der Nationalgarde von Paris ließ er sich bewegen, am 25sten April seine vorige Stelle wieder zu übernehmen. Aber die ganze Nationalgarde mußte zuvor den Eid einer gänzlichen Unterwürfigkeit unter das Gesez schwören. La Fayette gieng selbst an der Spize einer Gesandtschaft aus allen Bataillonen zu dem König, um demselben im Namen der Nationalgarde Abbitte zu thun, und am nemlichen Tage wurde eine ganze Kompagnie, welche sich am 18ten April vorzüglich aufrührisch betragen hatte, und die beinahe ganz aus dem Abschaum der vormaligen französischen Gardisten bestand, von la Fayette verabschiedet.

Zu eben dieser Zeit, wo der König nicht einmal den Schein von Freiheit hatte, wo er in der engsten Gefangenschaft gehalten wurde, schikte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Graf von Montmorin, jenes berühmte Schreiben an alle Höfe Europens, und kündigte ihnen darinn an, der König sey ein aufrichtiger Freund der französischen Revolution und neuen Constitution; es

sey

sey ganz ungegründet, daß man glaube, er sey nicht frei, und er lebe mit seinem Schiksal vollkommen zufrieden und vergnügt. Kann man sich wohl etwas lächerlichers denken? Dennoch wurde es in der Nationalversammlung ausserordentlich gelobt und beklatscht. — Kurz darauf ergieng ein Dekret, kraft dessen der König sich nicht über 20 Stunden weit von dem Ort seines Aufenthalts entfernen sollte, aber der König sanktionirte es nicht. — Zu Anfang des Junius beraubte die Nationalversammlung ihn endlich auch noch des schönsten und vorzüglichsten Rechts der königlichen Würde, ich meyne des Rechts, Verbrecher zu begnadigen.

Schon oft hatten die Anhänger des Königs ihn zu vermögen gesucht, das Königreich zu verlassen, aber immer hatt' er sich standhaft widersezt. Häufige Projekte, die ihm zu einer Contrerevolution übergeben wurden, hatte er jederzeit mit Verachtung von sich gewiesen. Sein friedfertiges, ruheliebendes Herz, das alles Blutvergiessen verabscheute, hielt ihn immer zurük, sich den Absichten der alles zerstörenden Demokraten thätig entgegen zu sezen, aber die immer grösser werdende Anarchie und Zügellosigkeit in Frankreich, die gerade durch solche Leute am thätigsten befördert wurde, die sich am stärksten hätten widersetzen sollen, das Unglük des Volks, das mit jedem Tag wachsende Sittenverderbniß, die äusserst traurige Lage, worinn er sich befand, das Unvermögen, worein er sich gesezt sah, Gutes zu wirken, die

mit jedem Tag deutlicher werdende Plane der mächtigen republikanischen Parthie, die neuere, ihn selbst betreffende Vorfälle, besonders der am 18ten April, die Gefangenschaft, worinn er und seine ganze Familie gehalten wurde, die Entziehung des Begnadigungs-Rechts, alles diß mußte nothwendig bei ihm den festen Entschluß hervorbringen, sich wo möglich aus seiner peinlichen Lage zu befreien, und mit dem seinigen auch seines Volks Schiksal zu verbessern, eines Volks, das er immer zärtlich geliebt hatte, und das er bei der fortdaurenden allgemeinen Zerrüttung, bei dem Schweigen aller Geseze, bei der gänzlichen Stockung des Handels, bei dem Ruin der Manufakturen bald ganz zu Grunde gehen zu sehen befürchten mußte. Jezt faßte er den Vorsaz, einen entscheidenden Schritt zu wagen, und eben in diesem Zeitpunkt erneuerte der Marquis von Bouille, der Generalkommendant von Lothringen, sein Anerbieten, den Monarchen auf seiner Flucht zu schüzen, und ihm in seinem Gouvernement einen sichern Zufluchtsort zu verschaffen. Der König, der schon zweimal Bouille eine abschlägige Antwort gegeben hatte, nahm jezt den Vorschlag an. Nun wurden alle Anstalten zur Flucht getroffen. Der Russische Gesandte, Simolin, ließ sich von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen Paß für eine schwedische Baronin von Corff, die nach Frankfurt reise, für einen Kammerdiener, 2 Bediente, 2 Kinder und eine Kammerfrau ausfertigen, und gab ihn dem König zum Gebrauch. Bouille ließ

kleine Corps Reuterei auf dem Weg, den der Kö=nig nehmen sollte, vorrücken, um den Reisenden bei ihrer Ankunft zur Begleitung zu dienen, ohne daß diese Reuterei wußte, wer diese Reisende seyn würden. Einige Tage vor der Reise bekam die Municipalität zu Paris und der Generalkommendant, la Fayette, durch ihre Spionen Winke von der vorhabenden Flucht der königlichen Familie. Die Wache von Nationalgarden in dem Schloß wurde sehr verstärkt, mehrere Nächte hindurch blieben mehr als 20 Offiziere der Nationalgarde in den Höfen und Gärten der Tuillerien wachend, alle Zugänge wurden, sobald es Abend war, aufs genaueste beschlossen und bewacht. Aber dessen ungeachtet kamen doch der König und die Königin mit ihren Kindern, vermittelst einiger gewonnener Schildwachen durch den sogenannten Prinzenhof glüklich aus dem Schlosse. Sobald sie draussen waren, theilten sie sich, und trafen vor dem Thor zusammen. Hier stunden schon 2 Gefährte für sie bereit, und so fuhren sie am 21 Jun. Morgens früh nach 3 Uhr ab. Die ganze Reisegesellschaft bestand aus dem König, der Königin, ihren beiden Kindern, Madame Elisabeth, Schwester des Königs, 2 Hofdamen, 2 Bedienten und einigen als Kuriere vorreutenden Gardes du Corps. Zur nemlichen Zeit war auch der ältere Bruder des Königs, Graf von Provence, mit seiner Gemahlin abgereißt, aber er schlug die Strasse von Mons ein, da der König im Gegentheil der von Montmedy folgte. Schon über 50 Stunden hatte der

Kö=

König zurükgelegt, und nicht der mindeste Unfall war ihm aufgestossen, schon hatte er die Begleitung von Husaren und Dragonern erreicht, die ihm Bouille entgegen geschikt hatte, lediglich nichts schien mehr zu besorgen, als das unglükliche Verhängniß des Königs wollte, daß er in die Gefangenschaft zu Paris zurükkehren mußte, welcher er hatte entgehen wollen.

Zu St. Menehoud kamen die 2 Gefährte schon am 21sten Jun. Abends an. Die Eile, womit die Reisende frische Pferde zu wechseln verlangten, ohne einmal auszusteigen, erregt des Postmeisters Drouet Aufmerksamkeit. Er geht an die Kutsche, betrachtet die Reisende genau, und glaubt den König zu erkennen, den er ehmals schon gesehen hatte. — Leise befiehlt er seinen Postillions, nicht sehr zu eilen. Nun reitet Drouet mit einem Freund, dem er seine Bemerkung mitgetheilt hatte, auf einem kürzern Weg dem König zuvor nach Varennes, wohin die beide Gefährte ihren Weg hingenommen hatten. Eilig macht er da Lärmen, läßt den Maire und den Gemeindeprokurator weken, noch vor Ankunft derselben hilft er einigen jungen Bürgern einen Wagen quer über die Strasse ziehen, um den Weg zu versperren, und noch vor Ankunft des Maires hielten eben diese junge Männer den mit Husaren umgebenen Wagen des Königs auf. Sie drohten in die Wagen zu schiessen, wenn sie nicht stille halten würden, und hielten sie wirklich auf, so heftig auch die als Kuriere vorreutende Leibgarden auf Pferde und Postil-

lions

lions lospeitschten. Der Kommandant der Nationalgarde zu Varennes hatte 2 Kanonen ohne Munition herbeiführen lassen, er machte Mine, sie auf die Husaren loszubrennen, und diese ergrifen die Flucht. Nun befahl der Postmeister Drouet von St. Menehoud und der Maire von Varennes der Reisegesellschaft im Namen des Gesezes nicht weiter zu gehen, sondern auszusteigen. Diß geschah ohne weiteres, und der König gab sich zu erkennen. Die Königin, müd von der Reise, noch müder vom Schrecken über ihr mißlungenes Unternehmen, bat indessen, sie doch 2 oder 3 Tage da ausruhen zu lassen. Aber man traute nicht wegen der nahen Gränze. Sobald auch Bouillé die Anhaltung der königlichen Familie erfahren hatte, wollt' er mit 2 Kavallerie-Regimentern einhauen und den König befreien, aber er fand eine Brücke, über die er mußte, abgebrochen, kam zu spät, und sah sich nun genöthigt, um nicht selbst gefangen genommen zu werden, mit den Generalen Heymann und Klinglin die Flucht zu ergreifen. Indessen wurden in allen umliegenden Dörfern und Flecken die Sturmglocken geläutet. Schon in Zeit von einer Stunde waren über 4000 Nationalgarden um den gefangenen König versammelt; ihre Anzahl wuchs mit jedem Augenblik. Nun wurde der König unverzüglich ersucht, sich mit seiner Familie wieder in seinen Wagen zu begeben, und, sobald diß geschehen war, der Rükweg nach Paris über Chalons angetreten. Der Zug gieng langsam und feierlich. Zahlreich

war die Begleitung; in jedem Ort, wo der Zug durchgieng, verließ ihn wieder ein Theil der bisherigen Begleiter und neue traten an ihre Stelle, doch so, daß sich die Anzahl immer vergrösserte. Der Postmeister von St. Menehoud und sein Freund waren zunächst um den königlichen Wagen. Vorne auf demselben sassen 3 Gardes du Corps, welche als Kuriere dem König vorgeritten waren, angebunden. Diß soll auf ausdrükliche Bitte der Königin geschehen seyn, um sie vor Mißhandlungen zu schüzen. Unzähligemal wurde auf dem Weg gerufen: „Es lebe die Nation und das Gesez!“ Im übrigen behandelte man nach einstimmigen Zeugnissen den unglüklichen König auf seiner Rükreise mit Anstand und auf eine für seinen Rang passende Art, und entfernte so viel als möglich alles Unangenehme aus seinen Augen. Am 25sten Jun. kam er wieder vor Paris an. Vor dem Thor empfieng ihn ein zahlreicher Theil der Pariser Nationalgarde. Der König zog zwischen fünfmalhunderttausend Menschen durch, das tiefste Stillschweigen herrschte unter der ganzen Menge. Kein Haupt wurde entblößt, alle Waffen waren gesenkt. Er wurde vor die Tuillerien gebracht, wo ihn die Nationalversammlung der Bewachung des Hrn la Fayette übergab. Aus dem Wagen stieg der Dauphin zuerst. Ein Kommandant eines Bataillons Nationalgarde nahm ihn auf seinen Arm, und trug ihn auf das Schloß hinauf. Alsdann trat die Königin heraus, und sagte mit-

ten unter einer herumstehenden Deputation der Nationalversammlung mit Würde und Entschlossenheit: „Franzosen erinnert euch, daß ich eure Kö„nigin bin.“ Zulezt kam der König, und sprach weiter nichts, als: „Nun wohl, hier bin ich.“ Glüklicher als sein Bruder war der Graf von Provence, er kam mit seiner Gemahlin glüklich nach Brüssel. — Unbeschreiblich ist der Eindruk, den die erste Nachricht von der Flucht des Königs auf Paris machte. Eilig versammelte sich die Nationalversammlung, ihr erstes Geschäft war, Kuriere auf allen Seiten auszuschicken, um Niemand, besonders aber keine Personen der königlichen Familie, aus dem Königreich zu lassen, dann ließ sie öffentlich bekannt machen, daß sie ihre Sitzungen nicht unterbrechen werde, bis das Wohl des Volks gesichert sey; diß solle sich aber ruhig halten, und wirklich hielt es sich ruhig. In dieser merkwürdigen Sitzung, welche ununterbrochen 7 Tage und 7 Nächte dauerte, zeigte die Nationalversammlung eine Würde, Standhaftigkeit und Entschlossenheit, die ihr auf ewig in der Geschichte Ehre machen wird. Gleich nach dem bereits angeführten Geschäft ließ sie sich von dem Militär und allen Verwaltungs-Corps im Saal den Eid der Treue schwören, dann mußten die Minister des Königs die Geschäfte des Reichs in Nebenzimmern der Nationalversammlung fortsetzen, alle Schriften des Königs befahl die Versammlung ihr zuzustellen, das übrige aber und alle Zimmer des Schlos-

ses zu versigeln. Alle bei der Person der Fliehen-den angestellte Personen sollten arretirt und andere Verdächtige genau bewacht werden. Die National-garden des Reichs, besonders an den Teutschen und Niederländischen Gränzen, wurden aufgeboten, um sogleich jedem feindlichen Anfall begegnen zu kön-nen. Kurz, in weniger als 24 Stunden waren alle nöthige Anstalten zur Sicherheit des Reichs so gut getroffen, daß sie schon am 2ten Tag ihre Arbeit über die Kriminalgeseze ruhig fortsezen konn-te. Sobald die Nationalversammlung von der An-haltung des Königs Nachricht bekommen hatte, schikte sie sogleich 3 Deputirte ab, um die könig-liche Familie auf der Rükreise zu begleiten, und vor allen Mißhandlungen des Volks zu schützen. Anfänglich wurden der König, die Königin und der Dauphin jedes besonders bewacht, aber bald durften sie wieder zusammen kommen. — Alle Begleiter der königlichen Familie wurden gericht-lich verhört, und dem Nationalgericht zu Orleans übergeben, dem König und der Königin aber Er-klärungen wegen ihrer Flucht abgefordert. Sie gaben dieselbe mündlich und schriftlich den drey zu ihrem Verhör abgeordneten Commissarien der Na-tionalversammlung. Der König sagt in der Er-klärung: „Er habe die Hauptstadt deswegen ver-„lassen wollen, um den Mißhandlungen zu ent-„gehen, welchen er sich selbst und seine Familie „täglich habe ausgesezt sehen müssen, und welche „die obrigkeitliche Verwaltungen nicht bestrafen

„zu

„zu wollen schienen. Er habe nicht im Sinn ge„habt (wie es auch wirklich war) aus dem Rei„che zu gehen, sondern nur seinen einstweiligen „Aufenthalt in Montmedy, einem festen und si„chern Ort, nehmen wollen, um zu zeigen, daß „er wirklich frei sey.“ Zum Beweis, daß Er nach Montmedy habe reisen wollen, dienet, daß daselbst für ihn und seine Familie eine Wohnung bereit gewesen seye. „In seinem Wagen habe er „nicht mehr, als 1300 Livres in Geld, und „560,000 Livres in Assignaten bei sich gehabt. Die „Personen seines Gefolges hätten seine Reise erst „Morgens früh erfahren. Den Paß nach Frank„furt habe er deswegen mitgenommen, weil in „der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten kein „Paß für eine Reise im Innern des Reichs aus„gefertigt werde.“ — Die Königin erklärte: „Indem sie dem König, ihrem Gemahl, gefolgt „sey, habe sie ihre Pflicht als Gattin erfüllt, „wovon sie nichts abhalten könne. Die 3 Kurie„re hätten nicht gewußt, wohin man sie führe, „und auf jeder Post hätten sie das nöthige Geld „zum Auszahlen erhalten. Der Bruder des Kö„nigs und seine Gemahlin sollten sich mit dem „König zu Montmedy vereinigen.“

Diese Erklärungen wurden der Nationalversammlung vorgelesen und von ihr angenommen. — Die Aufsicht und Bewachung der Tuillerien und damit der königlichen Familie geschah indessen mit einer unglaublichen Pünktlichkeit. La Fayette schlief selbst in jeder Nacht in einem Zimmer, das an

das Schlafzimmer des Königs stieß. Vorzüglich aber bewachte man den Dauphin, um ihn auf jeden Fall in der Gewalt der Nation zu behalten. Einige Grenadiers hoben ihn auf der Terrasse der Tuillerien in die Höhe, und zeigten ihn dem unten häuffig versammelten Volk. „Es lebe der „Dauphin unser König! Es lebe der König Dau„phin," schrie die ganze Menge. Der Prinz lachte herzlich, und warf dem Volk mit seinen Händen Küsse zu, welche dieses erwiederte.

In der Nationalversammlung entstund ein heftiger Streit, ob und wie der König wegen seiner Flucht zu bestrafen sey. Die Demokraten wollten es durchaus erzwingen, daß man ihn absezen und eine Republik einführen sollte, aber der klügere gemässigte Theil behielt dißmal noch die Oberhand. Die Gründe, welche diese Parthei leiteten, kann man aus dem sehen, was Rabaud de St. Etienne darüber sagt: „Die Nationalversammlung glaubte nicht, „daß das Königreich im Stande sey, eine zweite „Revolution zu ertragen. Die Finanzen befan„den sich in der grösten Verwirrung, das baare „Geld war verschwunden, die neue Verfassung „war noch nicht fest gegründet, die Auflagen gien„gen nicht ein, und das Volk seufzte nach Ru„he. Zudem hatte die Nationalversammlung er„klärt, daß Frankreich eine Monarchie sey, und „man durfte sich nicht beifallen lassen, einem so „weitläuftigen Reiche eine ganz republikanische „Regierungsform zu geben. So sehr durch ihre „Entfernung, Sprache, Gewohnheiten und Sit-

„ten

„ten von einander verschiedene Völker, die für
„viele so neuen Begriffe, der Königsname, der
„ihr ganzes Lebenlang in ihren Ohren ertönt hat-
„te, die von der Gewohnheit bewirkte Anhäng-
„lichkeit, alles mit einem Worte überzeugte die
„Nationalversammlung, daß Frankreich eine Mo-
„narchie seyn müßte; und daß in der neuen Con-
„stitution, wo die Minister allein verantwortlich
„sind, Ludwig XVI. gerade der König sey, den
„die Franken brauchten." Diesem zufolge wur-
de der König am 16ten Jul. freigesprochen, und
folgende Constitutionspunkte dekretirt: „1) Wenn
„ein König, der die Constitution angenommen hat,
„sich wider dieselbe verschwören, und in dieser
„feindlichen Gesinnung entweder sich an die Spi-
„ze der Linientruppen im Innern des Reichs oder
„fremder Truppen im Ausland stellen, oder sich
„mit den Feinden des Vaterlands zu dessen Nach-
„theil verabreden wird, so soll er des Throns ver-
„lustig erklärt werden. 2) Wenn ein König,
„nachdem er seinen Eid auf die Constitution ge-
„schworen hat, solchen zurücknimmt, so wird er
„dafür angesehen, als habe er abgedankt. 3)
„Wenn ein König abgedankt haben wird, so ist
„er als gewöhnlicher Bürger anzusehen, und kann
„als solcher von den Gerichten wegen aller Hand-
„lungen belangt werden, die er nach jener Ab-
„dankung begeht." Diese Punkte sind in dem
künftigen Proceß des Königs zu wichtig, als daß
ich sie nicht wörtlich hätte anführen sollen. Zu-
gleich beschloß die Nationalversammlung folgendes:

 „Der

„Der König bleibt so lange, bis die ganze Con-„stitution vollendet und revidirt ist, von der Aus-„übung seines Königsamtes suspendirt. Alsdann „wird das ganze Werk der Constitution ihm als „dem Oberhaupt der ausübenden Gewalt vorge-„legt. Will er sich den darinn enthaltenen Be-„dingungen, dem Vertrag zwischen Volk und Kö-„nig, unterziehen, so bleibt er König. Gefallen „ihm aber die Bedingungen nicht, so tritt er in „die Klasse der simplen Bürger zurük, und wird „in jeder Handlung, wie sie, dem Gesez unter-„worfen."

Während dem in der Nationalversammlung über die Freisprechung des Königs geredet wurde, versammelten die heftigste Demokraten zu Paris eine grosse Anzahl Pöbel auf dem Marsfeld, und liessen eine Vorstellung an die Nationalversammlung unterzeichnen, worinn sie begehrten, daß der König abgesezt, oder wenigstens die Entscheidung den Urversammlungen, oder dem ganzen Volk überlassen werden solle. Bemerkungswerth ist hier, daß eben jener berühmte Volksführer, Robespierre, hier am heftigsten auf die Appellation an das Volk drang, der sich ihr in dem Processe des unglüklichen Monarchen am eifrigsten widersezte. Auf jene Vorstellung nahm die Nationalversammlung keine Rüksicht. Sobald der Pöbel in der Nacht und am folgenden Tag die Freisprechung des Königs erfuhr, rottete er sich aufs neue auf dem Marsfeld zusammen, tödtete 2 Bürger, die Gehorsam gegen das Gesez predigten, und drohte,

die gröste Ausschweifungen zu begehen. Die Nationalgarde, mit la Fayette an ihrer Spize, kommt herbei, um die Ruhe wieder herzustellen, um die Aufrührer zu zerstreuen. Statt zu gehorchen, empfangen sie die Nationalgarde mit Steinwürfen und Flintenschüssen. Nun wird das Martialgesez verkündigt, und da die Aufrührer auch auf dieses nicht achten, wird unter den Haufen geschossen. Viele Aufwiegler fallen, und die Menge zerstreut sich. — In Paris wurde die Wachsamkeit auf den König auch nach seiner Freisprechung, wo er wieder überall hingehen durfte, fast bis in's Unglaubliche getrieben. Seine und seiner Gemahlin Schlafzimmer wurden gehütet, bis unter das Dach hinauf wurden Wachen gestellt, und ein ganzes Bataillon kampirte im Hof der Tuillerien unter Zelten. Die geheime Ausgänge wurden zugemauert, wohin sich der König wenden mochte, drehte sich seine sogenannte Ehrenwache mit ihm um. König, Königin und Dauphin durften den Augen ihrer Ordonanzen keinen Augenblik entrükt werden.

Am 3ten September wurde endlich die Constitutionsurkunde dem König von einer Deputation der Nationalversammlung zur Prüfung überreicht. Am folgenden Morgen hörte endlich die Bewachung des Königs auf, und alle Thüren der Tuillerien wurden wieder geöfnet. — Eine grosse Menge Volks fand sich an diesem Tag frühe schon in der Schloß-Kapelle ein. In dem Augenblik, wo der König kam, um die Messe zu hören, riefen viele Stimmen: „Es lebe die Nation! Es lebe

„die Constitution!“ Der König war darüber sehr betreten, er konnte seine Verlegenheit nicht verbergen, Thränen rollten ihm über die Wangen herab. Hierauf ertönte von allen Seiten das Geschrei: „Es lebe der König! es lebe die Freiheit! „Hoch lebe der erste constitutionsmässige König „der Franken!“ Die Königin war mit ihrem Gemahl da, man bemerkte aber weder Heiterkeit, noch Traurigkeit an ihr. — Man konnte zum voraus sehen, daß der König die von der Nationalversammlung entworfene Constitution, die Mängel derselben mochten auch noch so groß seyn, annehmen würde; denn entweder mußte er es thun, oder auf die Regierung Verzicht leisten. Kein Mittelweg blieb ihm schlechterdings nicht übrig. Am 13ten September schrieb der König einen Brief an die Nationalversammlung, worinn er sagt: „Er wolle die Constitution ohne alle Einschränkung annehmen, aber er wünsche nur eine allgemeine Verzeihung für alles, was während und „um der Revolution willen vorgefallen sey.“ Zum Schluß versprach der König, am folgenden Tag selbst in die Nationalversammlung zu kommen, um dort die Constitution feierlich anzunehmen. — Im Taumel ihrer Freude bewilligte die Nationalversammlung sogleich die verlangte Amnestie, wodurch alle diejenige in Freiheit gesezt wurden, welche wegen der Flucht des Königs gefangen gesezt worden waren. — Am 14ten September kam der König, wie er versprochen hatte, in die Nationalversammlung, nahm die Constitution feierlich

an,

an, und unterschrieb sie öffentlich unter immerwährendem Jubel der Versammlung und der Zuschauer. Auf dem Heimweg begleitete ihn die ganze Nationalversammlung. — Am Nachmittag dieses Tages versammelte sich ein unzähliches Volk vor dem königlichen Schloß. Der König, die Königin und ihre beide Kinder mußten sich zeigen. Lorbeerkränze mit Nationalbändern umwunden wurden ihnen zugeworfen, und unaufhörlich erschallte das Geschrei: „Hoch lebe der König! „Hoch lebe die Königin.“ Am Abend dieses Tags sah man den grösten Theil der Stadt beleuchtet. — Am darauf folgenden Sonntag den 19ten September wurde in Paris die Annahme der Constitution vom König durch ein grosses Fest gefeiert, und auf ein Dekret der Nationalversammlung mußte ein gleiches 8 Tage nach erhaltener Nachricht im ganzen Königreich geschehen.

Sechs-

Sechster Abschnitt.

Am 30sten September endigte endlich die constituirende Nationalversammlung ihre Sitzungen. Der gute König dankte ihr noch persönlich an diesem Tag für ihre Arbeiten, Er, dem diese Versammlung nur noch einen Schatten von seiner anererbten königlichen Gewalt übrig gelassen hatte, eine Gewalt, welche der berühmte Neker und andere grosse Staatsmänner schlechterdings für unzulänglich zur Regierung eines so grossen Reichs, wie das französische ist, halten. — Indessen zeigen alle Handlungen Ludwigs um diese Zeit mehr als zu deutlich, daß er fest entschlossen war, die Constitution, so wie sie war, in Ausführung zu bringen, und zu handhaben. Er war es, der die auswärtige Höfe, die seinetwegen schon jenen berühmten Vertrag zu Pillniz geschlossen hatten, abhielt, Frankreich anzugreiffen, und ihm seine abgezwungene Rechte wieder zu verschaffen. Er gab sich alle Mühe, um seine beide Brüder und dadurch auch die übrige Ausgewanderte zur Rükkehr zu bewegen, sein Herz hatte einen Abscheu vor dem Gedanken, seinetwegen einen bürgerlichen Krieg in Frankreich zu sehen. Lieber wollt' er selbst das Opfer werden. Aber einem grossen Theil, besonders der demokratischen Parthie, war es daran gelegen, die Unruhen in Frankreich zu erhalten,

und

und die Verwirrung so weit als möglich zu treiben, um für sich und ihre Absichten daraus Nuzen zu ziehen. Sie wandten alles an, um Ruhe und Ordnung zu entfernen, nur um alle Schuld bei dem Volk, dem sie auf die niedrigste Weise schmeichelten, auf den König werfen zu können, auf Ludwig, dem es um nichts, als Liebe und Frieden, um wahres Glük seines Volks zu thun war. Gleich in den ersten Tagen der Sitzungen der 2ten gesezgebenden Versammlung, auf deren Wahl die Jakobiner den grösten Einfluß gehabt hatten, zeigte es sich, von welchem Geist der gröste Theil der neuen Versammlung belebt war. Der König ließ nemlich die Versammlung benachrichtigen, daß er in einigen Tagen selbst zu ihr kommen würde. Er war von der constituirenden Nationalversammlung bisher immer mit dem schuldigen Respekt, und auf eine der Würde des ersten Oberhaupts der französischen Nation angemessene Art empfangen worden; aber jezt machte ein Mitglied die Motion, ein neues Ceremoniel zwischen dem König und der Nationalversammlung festzusezen, und sogleich wurde auch dekretirt, die Ausdrück Sire, oder Majestät hinführo niemals mehr in der Nationalversammlung gegen den König zu gebrauchen; in allen Anreden solle er nur König der Franken genannt werden. Sobald der König an der Seite des Präsidenten in der nemlichen Linie und auf einem Sessel, der mit jenem des Präsidenten gleich seye, werde Plaz genommen haben, sollen die Mitglieder der Versammlung

lung das Recht haben, sich in Gegenwart des Königs zu halten, wie es ihnen beliebe, sich zu sezen und zu bedecken; der Präsident solle den Sessel zur rechten und der König den zur linken Hand besezen. Dieses im Grunde nichtsbedeutende Dekret, wodurch man blos den König zu kränken, und ihn in den Augen des Volks herabzusezen suchte, wurde am folgenden Tag auf die einleuchtende Vorstellungen einiger vernünftigen Männer wieder zurükgenommen. Am 7ten October kam der König wirklich in Begleitung seiner Minister zum erstenmal in die zwote Nationalversammlung, wo er in Absicht auf Ceremoniel und Anrede eben so, wie in der ersten, empfangen wurde. In einer Rede, die er hielt, bat er, alle Kräfte mit ihm vereint anzuwenden, damit die Constitution in Gang gebracht, Ruhe im Staat und bei der Armee, Ordnung in den Finanzen und öffentlicher Credit hergestellt, die Schulden bezahlt, Gewerbe, Handlung und Ackerbau aufgemuntert werden. — Mit Bezeugungen des Beifalls und der Zufriedenheit kehrte der König zurük.

Schon seit dem Anfang der Revolution in Frankreich waren viele Personen, besonders am Hof, die beim Volk in einem schlechten Credit standen, ausgewandert. In mehreren Provinzen hatte der Adel schrökliche Verfolgungen auszustehen, und mußte fliehen, wenn er sein Leben retten wollte. Aber besonders vor und nach der Flucht des Königs vermehrte sich die Anzahl der Emigranten ausserordentlich. Die meiste Officiers verlies-

liessen ihre Regimenter, und begaben sich zu den französischen Prinzen nach Worms, oder Koblenz. Sobald sie hier in beträchtlicher Anzahl beisammen waren, machten sie Kriegsrüstungen, und drohten, einen Einfall in ihr Vaterland zu machen. Vorher schon hatten die Prinzen durch ein Manifest gegen die Annahme der Constitution vom König protestirt, die Einladungen des Königs zur Rükkehr in ihr Vaterland abgelehnt, und die öftere Vergleichsvorschläge der constituirenden Nationalversammlung verworfen. — Aber nicht alle Ausgewanderte suchten sich den neuen Einrichtungen ihres Vaterlands zu widersetzen, viele hatten es blos aus Furcht wegen der Unruhen verlassen. Sie wollten zurükkehren, sobald Ordnung und Ruhe darinn hergestellt seyn würden.

Sobald die neue Nationalversammlung von den Drohungen und Rüstungen der Emigranten Nachricht erhielt, bat sie den König, alle erforderliche Gegenanstalten zu treffen, und Er that es auch ohne Verzug. Die Nationalversammlung gab hierauf ein scharfes Dekret gegen die Ausgewanderte, in welchem alle, welche nicht in Zeit von 2 Monaten zurükkommen würden, des Todes schuldig erklärt wurden, ihre Einkünfte sollten indessen eingezogen werden. Aber der König verweigerte seine Genehmigung, weil es ihm grausam schien, Leute, die zum Theil zur Flucht genöthigt worden waren, oder welche ganz keine feindselige Absichten gegen ihr Vaterland hegten, so hart zu strafen. Dagegen ließ der König eine

Pro-

Proklamation an die Emigranten ergehen, worinn er sie ernstlich ermahnte, in ihr Vaterland zurükzukehren. An seine Brüder schrieb er deswegen eigenhändige Briefe, aber die Emigranten blieben bei ihren Gesinnungen. — Dem oben erwähnten Dekret der Nationalversammlung folgte bald ein noch schärferes wider die Priester, die schon seit einiger Zeit viele Verwirrungen angerichtet hatten, und denen man die Abneigung mancher Gegenden gegen die neue Constitution schuld gab. Alle Priester, welche den verlangten Eid nicht schwören würden, wurden ihrer Aemter verlustig erklärt, und noch andere scharfe Verfügungen gegen sie getroffen.

Wenige Tage nach Abfassung dieses Dekrets überreichte eine Anzahl patriotischer Bürger von Paris und unter ihnen mehrere Departements-Mitglieder dem König eine Vorstellung, worinn sie behaupteten: „Das Dekret der Nationalver-„sammlung gegen die nichtgeschworne Priester sey „höchst ungerecht, verleze die Constitution in meh-„reren Punkten, errege immer mehreres Mißtrauen „der Bürger gegen ihre Mitbürger, enthalte die „strengste Religionsverfolgungen, und werde das „Uebel, dem die Nationalversammlung dadurch „abhelfen wolle, noch weit schlimmer machen.“ Sie baten daher den König, dem Dekret seine Sanktion zu verweigern. Der König, ohnediß schon durch seine Religionsgrundsätze von Verfolgung der Priester abgeschrökt, die den neuen Eid nicht leisten wollten, erfüllte diese Bitte. Durch

die Weigerung des Königs, die beide Dekrete gegen die Emigranten und Priester zu sanktioniren, lud er, ob man gleich mit Recht diese beide Dekrete einer zu grossen Strenge beschuldigen konnte, den Haß der Demokraten in einem hohen Grad auf sich. Mit dem Fortgang der Revolution war ein grosser Theil des französischen Volks immer grausamer und blutgieriger geworden, und es ist, wie die Geschichte zeigt, mit dem Geist der Nation übereinstimmend, daß sie immer nur die heftigste Masregeln gegen diejenige, die sich ihren Absichten widersetzen, oder sie auf ihrem Weg aufzuhalten suchen, billigt. Ohne weitere Untersuchung beschuldigte man nun den König, daß er mit den Emigranten und eidscheuen Priestern unter einer Decke liege, daß er den Gang der Constitution hindere, kurz, daß er allein an allem Unglük, das Frankreich schon betroffen habe, und noch treffen könne, Schuld sey. Das leichtglaubige Volk glaubte diß, sah nicht, daß sein Uebel in ganz andern Quellen zu suchen sey, daß es grösstentheils an seinen eigenen Führern, der Nationalversammlung und den Jakobinern liege. — Durch sein kluges Betragen hielt indessen der König den Ausbruch der neuen Revolution noch eine Zeitlang zurük, die indessen schon damals bei den Grundsätzen, welche die Volksführer und der Hof gegenseitig angenommen hatten, unaufhaltbar war.

Auf die Vorstellungen der Nationalversammlung erklärte der König im Monat December 1791 den Kurfürsten von Trier und Mainz, in deren

Ländern die Emigranten hauptsächlich sich versammelten, und Zurüstungen gegen ihr Vaterland machten, daß, wenn sie diß ferner gestatten, und die Emigranten nicht bis auf den 15ten Jenner 1792 weggeschaft haben würden, sie als Feinde Frankreichs angesehen und behandelt werden würden. In Frankreich wurden indessen grosse Kriegsrüstungen getroffen, alle Grenzvestungen gegen Deutschland ausgebessert, und mit allem nöthigen versehen, die Linientruppen auf den Kriegsfus gesezt, hunderttausend Nationalgarden an die Grenzen beordert, kurz, durch alles zeigte es sich, daß eine sehr mächtige Parthie in Frankreich war, die schlechterdings Krieg haben, dadurch in andern Ländern gleiche Verwirrung wie in Frankreich, hervorbringen, einen bürgerlichen Krieg, der schon auf dem Punkt war, im Innern Frankreichs auszubrechen, verhindern, und das unglükliche Volk mit dem Ausland beschäftigen wollte. Sie hielten diesen Krieg ebenfalls für das beste Mittel, um den König bei der ersten Gelegenheit absetzen, und die schon lang gehabte Idee einer Republik ausführen zu können. So viele und noch mehrere andere Absichten hatten die vornehmste Glieder dieser Parthie, die in der Nationalversammlung alles vermochten. — Leopold, der keine bewafnete Versammlungen der Emigranten in seinen Staaten geduldet, und seit des Königs Annahme der Constitution überhaupt alles vermieden hatte, was Frankreich hätte beunruhigen können; der weise Leopold sah wohl ein,

daß

daß durch einen Einfall der Franzosen ins Trierische und Mainzische ganz Deutschland in Unruhe gesezt, und er am Ende doch mit seinem grossen Nachtheil in den Krieg gezogen werden würde. Um daher wo möglich Frieden zu erhalten, wenigstens um den Krieg zu entfernen, erklärte er an Frankreich, daß er bei einem gewaltsamen Einbruch in das Kurfürstenthum Trier dasselbe unterstützen müsse, und daher einen solchen Schritt wohl zu überlegen bitte. Aber zugleich versprach er den Kurfürsten von Trier und Mainz seinen Schuz nur unter der Bedingung, daß sie keine bewaffnete Versammlungen und Kriegsrüstungen der ausgewanderten Franzosen mehr in ihren Staaten gestatten, und folglich alle Ursachen zu gegründeten Klagen entfernen sollten. Der König von Preussen pflichtete allen Masregeln des Kaisers bei, und ließ durch seinen Gesandten in Paris ebenfalls erklären, daß er jeden Einfall der Franzosen in Deutschland als eine Kriegserklärung ansehen müsse. — Indessen verursachte die Erklärung des Kaisers in Paris eine grosse Sensation, und wurde von der Nationalversammlung sehr übel aufgenommen. In ganz Frankreich ertönte das Geschrei: „Krieg, Krieg gegen den Kaiser!“ — Die schon gedachte Erklärung des Kaisers nahm man in der Nationalversammlung in Berathschlagung, und nach einigen Debatten wurde beschlossen, den König zu ersuchen, dem Kaiser einen peremtorischen Termin von 4 Wochen anzusetzen, in welchem er der französischen Nation auf die

vorgelegte Punkte eine kathegorische Antwort geben solle; im Fall solche nicht gänzlich genugthuend ausfalle, oder gar nicht gegeben werde, so solle es als eine Kriegserklärung angesehen werden. — Es läßt sich leicht denken, wie entrüstet Leopold über ein solches beleidigendes und gegen seine Würde so anstössiges Verfahren werden mußte. Um diese Zeit war es, als der Kaiser öffentlich an der Tafel sagte: „Die Franzosen wollen Krieg, sie sollen ihn „haben, sie werden erfahren, daß auch der fried„fertige Leopold Krieg zu führen weiß." Indessen that doch Leopold noch alles mögliche, den Krieg zu vermeiden. Um die Franzosen nicht zu reizen, ließ er bei den fürchterlichen Kriegsrüstungen derselben in die auf den Fall eines Kriegs eben nicht sehr stark mit Truppen besezte Niederlande kaum ein paar Regimenter marschiren. Auch König Ludwig wandte von seiner Seite alles mögliche zur Beibehaltung des Friedens an, ohne doch die Ehre der französischen Nation im geringsten blos zu geben. In einem Schreiben an die Nationalversammlung sagt' er: „Ich erinnere Sie „daran, die Menschlichkeit verbietet es, sich durch „eine Bewegung des Enthusiasmus hinreissen zu „lassen, wenn Krieg zu beschliessen ist; eine sol„che Entschliessung muß eine auf das reifste über„legte Handlung seyn, denn man thut alsdann „im Namen des Vaterlandes den Ausspruch, daß „sein Interesse die Aufopferung einer grossen An„zahl seiner Kinder verlangt." Da der König die Absichten der Demokraten in Betref des Kriegs

nicht

nicht begünstigte, so wurde er aufs neue verläumdet und ausgesprengt, er seye mit den Feinden einverstanden, und erwarte nur einen günstigen Augenblik, um abermals entfliehen zu können. Dem König kam diß Gerücht zu Ohren, und da kurz darauf der Maire und Gemeindeprokurator von Paris in den Tuillerien waren, fragte er sie lächelnd: „Sagt man noch immer, daß man mich „entführen will?“ „Es ist nur zu wahr, daß Ihre „und unsere Feinde es mit Vergnügen sehen würden, „wenn Euer Majestät sich furchtsam machen lies„sen“ war die Antwort. — „Meine Herren! (ver„sezte der König gerührt,) ist Paris mit den zum „Unterhalt des Volks und seinen andern Bedürf„nissen nothwendigen Dingen hinlänglich verse„hen?“ — „Sire! der Vorrath von Lebensmit„teln ist in gutem Stand und für das ganze Jahr „hinlänglich.“ — „Ich höre diß mit Vergnügen, „(antwortete der König) kommen Sie oft zu mir, „und geben Sie mir über die Lage der Stadt „Bericht, täglich werde ich Sie mit Vergnügen „empfangen, wenn Sie zwischen 1 und 2 Uhr „kommen.“

Indessen war die Lage des Königs die traurigste, die man sich denken kann, er mußte sein ganzes Reich in der grösten Zerrüttung sehen, und dazu schweigen. Er mußte sehen, wie die wüthende Parthie täglich mehr die Oberhand erhielt, die ihm und seiner ganzen Familie den Untergang drohte. Gelassen mußt' er dem Augenblik entgegen sehen, wo er Krone und Leben ver-

lieren würde, — Indessen that er alles, was nur Klugheit rathen konnte. Seinen Ministern, die für ihre Schritte verantwortlich waren, überließ er alle Geschäfte. Er bewilligte alles, was er nur bewilligen konnte, aber tiefen Kummer las man in seinem Gesicht, die vorige Heiterkeit, die er bisher seit allen seinen Unglüksfällen behalten hatte, schien nach und nach ganz verlohren zu gehen. — In diesem Zeitpunkt war die Erklärung des Kaisers angekommen. Er rechtfertigte sich darinn auf eine genugthuende Art gegen die Schritte, die ihm die französische Nation zur Last legte, er erklärte, daß er aufrichtig Frieden wünsche, aber zugleich machte er die Nation aufmerksam auf die Zerrüttung, welche die Jakobiner und ihr Anhang in Frankreich hervorgebracht hätten, und erklärte dabei unverholen, daß, wenn der König aufs neue an seinen durch die Constitution erhaltenen Rechten gekränkt würde, er ihn mit seinen Alliirten aufs thätigste unterstützen werde. — Diese freimüthige Erklärung des Kaisers brachte ausserordentliche Wirkungen in Paris und in ganz Frankreich hervor. Verständige Leute sahen die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen die Jakobiner sehr wohl ein, und an mehreren Orten mußten ihre Clubs geschlossen werden, aber die Jakobiner und ihr Anhang waren viel zu mächtig, als daß sie durch diesen Schlag niedergedrükt worden wären, sie raften nun ihre Kräfte zusammen, und das Volk war bald von ihnen überzeugt, daß sie allein auf das wahre Beste

Frank-

Frankreichs dächten. — Den ersten Ausbruch des Unwillens der Jakobiner mußte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delessart, erfahren. Ihm mas man die Schuld der kaiserlichen Erklärung gegen die Jakobiner bei. Durch sie wurd' er in der Nationalkonvention des Zutrauens der Nation unwürdig erklärt, und sogar ohne weitere Untersuchung ein Anklagedekret gegen ihn gegeben, ohne daß man die geringste Beweise gegen ihn in den Händen gehabt hätte. Kaum vermocht' er noch, sich vor der Wuth des Pöbels zu retten, deren Opfer er doch nach einem Gefängniß von mehreren Monaten in jenen schröklichen Septembertagen wurde.

Alles diß mußte sich der König gefallen lassen, ohne nur ein Wort dagegen sagen zu dürfen. Ein Minister, dem er sein Zutrauen geschenkt hatte, wurde blos aus dieser Ursache, ohne andere Beweise, als ein Verräther gefangen gesezt, und dem hohen Nationalgerichtshof von Orleans übergeben. Ja, der König mußte sein ganzes Ministerium entfernen, weil es die Jakobiner ihren Absichten nicht günstig fanden. — Seit der erwähnten Erklärung des Kaisers gegen die Jakobiner schimpfte der Pöbel vorsezlich unter den Fenstern des Königs und der Königin gegen das Haus Oesterreich, täglich stieß er die härteste Drohungen gegen das königliche Haus aus. Auf einer Pike wurde eine Büste öffentlich, besonders in der Gegend des Schlosses herumgetragen, und dabei ausgerufen: „diß sei Kaiser Leopolds Kopf!“ Der Pöbel er-

zwang es, daß der König das Dekret der Nationalversammlung wegen Loslassung der 40 Schweizersoldaten von dem Regiment Chateauvieux, die wegen Rebellion von den Schweizerkantonen auf die Galeeren verdammt waren, nach langem Widerstreben sanktioniren mußte, ungeachtet er es nach seinen Capitulationspunkten mit den schweizerischen Staaten gar nicht thun konnte, und eben diesen rebellischen Schweizern wurde auf Anstiften der Jakobiner von der Municipalität zu Paris bei ihrem Empfang ein öffentliches Fest gegeben. Ihr Einzug glich einem grossen Triumph, so sehr sich auch alle vernünftige Leute, und unter ihnen besonders la Fayette, bemühten, dieses für die Nation so entehrende Fest zu hintertreiben. — Um seine schwankende Krone zu erhalten, und um dem Volk wo möglich die Augen zu öffnen, daß nicht Er es sey, der, wie man aussprengte, an der gänzlichen Zerrüttung Frankreichs allein Schuld trage, sah sich der König sogar genöthigt, sein neues Ministerium aus seinen ärgsten Feinden, den Jakobinern, zu wählen, aber doch fiel seine Wahl auf Männer von Geist, und die ihrem Posten vollkommen gewachsen waren. Ein Dumourier, ein Roland, ein Claviere sind Beweise davon. — Dumourier, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, drang gleich nach Leopolds Tod bei dem neuen Haupt des östreichischen Hauses auf eine kathegorische Erklärung seiner Gesinnungen gegen Frankreich. Der feurige Franz ließ hierauf ganz unverholen erklären, er sey in dieser Sache, wie sein

seliger Vater gesinnt, und könne keine andere Antwort auf die französische Anfragen geben, als wie sie sein Vater gegeben habe. Alle weitere Unterhandlungen wurden hierauf abgebrochen. Königs Ludwigs neues Ministerium drang auf Krieg. Er selbst mußte am 20sten April in die Nationalversammlung gehen, und da den Krieg gegen seinen Neffen vorschlagen, der auch noch am nemlichen Tag, ohne viele Berathschlagungen, beschlossen wurde. — Sein unglüklicher Anfang für Frankreich ist bekannt, und man ermangelte nicht, alle Schuld davon auf den Hof zu schieben. —

Preussen, das sich öffentlich als einen Alliirten von Oestreich erklärt hatte, suchte das französische Ministerium auf alle nur mögliche Weise von der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten abzuhalten, eine mächtige Parthie am preußischen Hof, an deren Spitze, wie man sagt, der Prinz Heinrich stand, soll dieses Vorhaben begünstiget haben, aber Friedrich Wilhelm blieb seinem Königswort und seinen Verbindungen getreu. Von Anfang hatt' er an dem unglüklichen Schiksal Ludwigs warmen Antheil genommen, und es zu bessern gesucht, aber bisher waren alle seine Bemühungen vergeblich gewesen. Jezt gab er unverzüglich 50,000 Mann seiner Truppen Befehl, so bald als möglich gegen Frankreich zu marschiren. — Bis diese und die neue auf dem Marsch befindliche östreichische Truppen an ihrem Bestimmungsort angelangt seyn würden, beschloß man, gegen die Franzosen nur vertheidigungsweise zu agiren, als-

dann sollte jener berühmte Held, der Herzog von Braunschweig, auf einmal in das Herz von Frankreich eindringen, den König befreien, und dadurch der Jakobinischen Zerrüttung in Frankreich ein Ende machen. — Sobald die Jakobiner von der Standhaftigkeit König Friedrich Wilhelms und seinem wirklichen Anzug benachrichtigt waren, und sie der unglükliche Anfang des Kriegs eben nicht den besten Ausgang hoffen ließ, so war ihr einziges Dichten und Trachten auf die Absetzung, und, wo möglich, Ermordung des Königs gerichtet. Sie bemerkten sehr gut, daß bei einem unglüklichen Gang des Kriegs alle Schuld auf sie fallen müsse, daß alsdann das leichtsinnige und unbeständige Pariservolk eben so leicht auf des Königs Seite treten, und dadurch plözlich ihren Untergang verursachen könne. Sie sahen ebensowohl ein, daß, wenn es dem König bei der Annäherung ihrer Feinde einfallen und gar gelingen sollte, aus seiner Gefangenschaft zu entgehen, und die ihm wiederfahrne Mißhandlungen öffentlich bekannt zu machen, der gröste Theil Frankreichs sich unfehlbar auf seine Seite schlagen, und sie dadurch verloren seyn würden. Diese und andere Gründe waren für sie überzeugende Beweise, daß sie den König, um selbst sicher zu seyn, nothwendig absetzen müßten. Aber die Absetzung war nicht so leicht geschehen. In der angenommenen und so heilig beschwornen Constitution war jeder Fall aufs deutlichste bestimmt, in welchem der König abgesezt werden könnte, aber keiner wollte passen;

man konnte dem König nichts mit Grund vorwerfen. Er hatte bisher von seiner Seite sogar alles mögliche gethan, um die Constitution zu vertheidigen. Die Demokraten fanden es daher bald unmöglich, den König durch die Nationalversammlung abzusetzen, so ein grosses Uebergewicht sie in derselben auch hatten, und ob sie gleich darinn alles, was ihnen gefiel, mit Hülfe des Pöbels durchsetzen konnten — Die Absetzung mußte also durch den Pöbel auf eine gewaltsame Art geschehen, aber der König hatte eine constitutionelle Leibwache von 1800 Mann, die ihm wider Vermuthen eifrig ergeben war. Ueberdiß standen noch 1200 Schweizer in der Nähe; Männer, auf deren Tapferkeit und Treue der König zählen konnte. Diese Leute also mußte man entfernen, denn sie konnten über einen zusammengelaufenen Pöbel leicht die Oberhand erhalten, und den ganzen Plan rükgängig machen. Einige unbesonnene, nichtsbedeutende Ausdrücke etlicher Gardisten wurden zum Vorwand genommen, dem ganzen Korps aristokratische Gesinnungen aufzubürden; plötzlich wurde es daher von der Nationalversammlung, ohne eine Untersuchung, ob und wie weit die angebrachte Beschuldigungen gegründet seyen, aus den Diensten des Königs entlassen und auseinander zu gehen gezwungen, ohne ihm dagegen eine andere Leibwache zu geben. Der König war so unvermögend, sich diesem äusserst ungerechten despotischen Verfahren zu widersetzen, daß er alles gedultig geschehen lassen mußte, ohne auch nur die

ge=

geringste Einwendung dagegen zu machen. — Aber doch dankte er in einer öffentlichen Proklamation dem ganzen Korps seiner Leibgarde für ihre Zuneigung zu ihm, ermahnte sie, dem Dekret der Nationalversammlung gehorsam zu seyn, und erklärte darinn, daß er fortfahren werde, ihnen ihren Gehalt auszahlen zu lassen, bis sie anderwärts versorgt seyn würden.

Nun war ein grosser Stein aus dem Wege geschaft, aber es mußte noch mehr geschehen. Bei weitem war noch nicht alles zur Ausführung des Plans vorbereitet. Der Kriegsminister Servan, ein Jakobiner, machte, ohne dem König vorher etwas davon eröfnet zu haben, in der Nationalversammlung den Vorschlag, ein Reservekorps von 20,000 Mann Föderirten auf den 14 Jul. nach Paris kommen zu lassen, um im Nothfall die Armeen zu unterstützen, die Versammlung dekretirte es. Zugleich gab sie ein neues sehr scharfes, man kann sagen grausames Dekret gegen die eidscheue Priester, das in der Ausführung noch überdiß die gröste Verwirrung nach sich gezogen haben würde. Die Häupter der Demokraten-Parthie hatten bei diesen Dekreten zweierlei Absichten. Entweder gab der König seine Genehmigung, oder nicht. Geschahe das lezte, wie fast zu vermuthen war, so hatten sie ein sicheres Mittel, den tollen grausamen Pariser-Pöbel vollends recht gegen den König aufzubringen, wozu schon seit langer Zeit der Grund gelegt war. Im ersten Fall aber stund ihnen eine

ne Armee von 20,000 Mann zu Gebot, die zu nichts anders bestimmt war, als zu der Absezung des Königs behülflich zu seyn. Am deutlichsten zeigt sich diß daraus, daß der Jakobinerklub zu Paris noch vor der Genehmigung des Königs an alle mit ihm verbundene Gesellschaften (und solche hatt' er beinahe in allen Städten des ganzen Königreichs) schrieb, daß sie die eifrigste Patrioten, d. i. Jakobiner zu dem Reservekorps nach Paris schicken sollten. Der König sah nur zu deutlich ein, auf was es eigentlich abgesehen sey, er verweigerte dem Dekret, gegen das schon überdiß die Pariser Nationalgarde ihren lauten Unwillen geäussert hatte, seine Sanktion, machte aber zu gleicher Zeit den Vorschlag, eine stärkere Armee als Reserve nach Soissons, einem weit schiklichern Ort als Paris zu ziehen. Aber jezt zeigte sich die Absicht der Jakobiner vollends klar. Der Vorschlag des Königs wegen der Reservearmee nach Soissons, der sowol in Ansehung der grössern Anzahl (es sollten etlich und 30,000 Mann werden) als der Lage des Orts nach weit nüzlicher, als das gegebene Dekret wegen der 20,000 Mann nach Paris war, wurde mit dem grösten Kaltsinn, ja mit sichtbarem Unwillen von Seiten der Jakobiner in der Nationalversammlung aufgenommen, zuerst ganz verworfen, und aus Noth erst in der Folge angenommen. Zu gleicher Zeit belegte der König auch das unausführbare Dekret wegen der eidscheuen Priester mit seinem Veto, und drang auf gelindere Masregeln. — Nun hatten die Jakobi-

kobiner Mittel in ihren Händen, wie sie solche schon lange gewünscht hatten. Es wurde nichts versäumt, was nur das Pariser-Volk gegen den Hof in Wuth jagen konnte. Aus allen Klubs kamen auf Anstiften der Jakobiner in Paris Bittschriften an die Nationalversammlung, worinn sie sogar selbst bedroht wurde, wenn sie nicht der Verrätherei des Hofs ein Ende machen würde. In der Vorstadt St. Antoine in Paris fand man einige Tage vor dem 20sten Jun. einen Zettel in Form einer Bittschrift an die Nationalversammlung angeschlagen, folgenden Innhalts: „Väter „des Vaterlands! Die Männer des 14ten Julius „erheben sich zum zweitenmal, und klagen einen „treulosen, des Hochverraths schuldigen König bei „euch an. Wir verlangen, sein Kopf soll durchs „Schwerdt der Gerechtigkeit fallen. Weigert ihr „euch, unsre Wünsche zu erfüllen, so sind unsre „Arme aufgehoben, und wir werden überall die „Verräther strafen, wo wir sie finden, selbst in „eurer Mitte.“ Diese abscheuliche Schrift wurde der Nationalversammlung mitgetheilt, und dringend um Anstalten zum Schutz des Königs und der Erhaltung der öffentlichen Ruhe gebeten. Aber ein beträchtlicher Theil der Versammlung hatte entweder selbst den Aufruhr angezettelt, oder sah ihn wenigstens gerne, die übrige Glieder waren zu furchtsam, um dem reissenden Strom Einhalt thun zu wollen, — und man gieng zur Tagesordnung über, das heißt, man traf nicht eine von den Vorkehrungen, die zu Handhabung der

Ruhe und Ordnung so unumgänglich nothwendig gewesen wären. Der Pariser-Pöbel machte nun ein paar Tage zuvor öffentlich bekannt, daß er sich auf den 20sten Jun. bewaffnet versammeln, und der Nationalversammlung und dem König Bittschriften übergeben würde. Dabei erklärte er ganz unverholen seine Absichten. Sobald das gutgesinnte und rechtschaffene Pariser-Departements-Direktorium Nachricht davon bekommen hatte, beschloß es, den Maire, die Municipalität, und den Kommandanten der Nationalgarde aufzufordern, alle ihre Kräfte aufzubieten, um diese Zusammenrottirung zu verhindern. Das Departement gab der Versammlung selbst von diesem Schluß Nachricht, und bat sehr um Unterstützung, aber es geschah nichts. Endlich erschien der 20ste Jun. Die Anstifter des Aufruhrs wählten diesen Tag mit gutem Vorbedacht. An eben demselben war der König vor einem Jahr aus Paris entflohen, und man glaubte nicht ohne Grund voraussehen zu können, daß die Erinnerung an diesen Tag den Pöbel in den höchsten Grad von Wuth versetzen, und ihn dadurch um so gewisser zur Ausführung des Königsmords verleiten würde.

Nach 9 Uhr Morgens versammelte sich der Pöbel in der Antonius- und Marcellus-Vorstadt, wo bekanntlich größtentheils Feuerarbeiter, Schlosser, Schmiede, lauter wahre Sansculottes, wohnen. Aus Piken, Stangen, Mistgabeln, Schaufeln, Säbeln und Flinten bestanden vorzüglich seine Waffen.

fen. Der Bierbrauer Santerre *) und noch ein toller Jakobiner waren seine Anführer und Sprecher. Gegen Mittag trat er seinen Zug in die Nationalversammlung an. Kurz vor seiner Ankunft fand sich das Departement von Paris abermals in der Nationalversammlung ein, benachrichtigte sie von der Zusammenrottirung und den Absichten des Pöbels, und bat aufs flehendlichste, die Versammlung solle sich mit Gegenanstalten beschäftigen, hauptsächlich aber den bewaffneten Pöbel nicht vor sich lassen. — Während dem man sich no h berathschlagte, was zu thun sey, und die Mitverschworne in der Versammlung es mit Fleiß hinderten, daß man zu keinem Schluß kommen konnte, war der Pöbel schon vor der Thüre, und verlangte mit Ungestümm vorgelassen zu werden. Es war zwar ein ausdrükliches Gesez vorhanden, daß keine Deputation bewafnet vor die Nationalversammlung kommen sollte, aber die vorhergehende und jezige Nationalversammlung hatten schon öfters dagegen gehandelt, und die Jakobiner riefen nun, daß man's also auch dißmal nicht abschlagen könne. Die ungeheure bewafnete Menge wurde also herein gelassen, und ihr Anführer, Santerre, sprach in ihrem Namen. Anfänglich versicherte er, daß man das Gesez und die Constitution verehre, im Augenblik, wo man die Con-

*) bekanntlich wegen seiner Heldenthaten schon lange Generalkommendant der Pariser Nationalgarde.

Constitution umstürzen wollte, aber das war so die gewöhnliche Redensart der Anarchisten. Am Ende sagte er: „Wir begehren die Erlaubnis, die „Revolution zu endigen und Gewalt brauchen zu „dürfen.“ In seiner Antwort erinnerte der Präsident *) an den Gehorsam, den man dem Gesez schuldig seye, bat das Volk, sich zur Ruhe zu begeben, und sein Vertrauen auf die Nationalversammlung zu setzen. — Nun defilirte der ganze Zug durch den Saal der Versammlung, Männer, Weiber, Kinder, alles untereinander. Man schäzte die Anzahl auf 15000 Menschen. Unter ihnen erblikte man unbekannte, hergeloffene Leute, mit fürchterlichen Gesichtern. Es dauerte beinahe 4 Stunden, bis alles durchgezogen war. Voraus wurden auf einer Pike ein paar zerrissene Hosen mit Nationalbändern geschmükt getragen, zum Zeichen der Parthie, wozu sie sich bekannten. Auf ihren Panieren und Fahnen las man mancherlei Aufschriften. Z. E. „**Zittert Tyrannen! das Ende** „**eurer Herrschaft ist gekommen,**“ die meiste andere waren dieser ähnlich. Aus der Nationalversammlung gieng der Zug gegen die Tuillerien. Die schwache Wache konnte dem Pöbel, der bis auf 30,000 Menschen angewachsen war, den Eingang in den Schloßhof nicht verwehren. Die Thüren des Schlosses selbst waren geschlossen, aber

*) Hr François de Neufchateau, einer der würdigsten Männer dieser Versammlung.

aber sie wurden mit Aexten aufgehauen, und sobald diß der König hörte, befahl er selbst, alle Thüren zu öffnen. In einem Augenblik war das ganze Schloß bis oben auf das Dach hinaus mit bewafnetem Gesindel angefüllt. Aus dem Hof schlepte man eine Kanone in das Vorzimmer des Königs. In einem fort schrie der Pöbel: „Es „lebe die Nation, weg mit dem Veto!" *) Er suchte den König auf, kaum ein paar getreue Nationalgarden hatten sich um ihn versammelt. Sie stellten ihn in eine Fensteröffnung, und schüzten ihn mit ihren Körpern. Der König war beständig in Lebensgefahr. Ein Offizier der Nationalgarde parirte einen Pikenstos aus, den einer dieser Böswichter mit den Worten: „Ist das der „Kerl?" nach dem König that, wurde aber selbst leicht verwundet. Ein noch blutendes Ochsenherz wurde mit der Umschrift: „**Das Herz eines Ari-„stokraten**," und einem Papier, worauf stund: „**Zittre Tyrann!**" auf Piken dicht vor dem König vorbeigetragen, und ihm unter die Augen gehalten. Nun forderte der Pöbel unter den heftigsten Drohungen, der König solle seine Weigerung, die beiden Dekrete wegen Fortschaffung der eidscheuen Geistlichen und der Zusammenkunft der 20,000 Föderirten nach Paris zu genehmigen, zurüknehmen, und die 3 verabschiedete Jakobiner-

Mi-

*) so hieß das Volk den König, weil durch seine Weigerung, die Dekrete der Nationalversammlung zu genehmigen, dieselbe ungültig waren.

Minister *) wieder zurükrufen. Aber hier zeigte sich die Seelen-Grösse des unglüklichen Königs in ihrem ganzen Umfang. Keinen Augenblik sicher vor dem Todesstreich weigerte er sich standhaft, das Begehren des tobenden Pöbels zu erfüllen. Er stellte demselben auf eine nachdrükliche, aber kluge Art vor: „Die Constitution gebe ihm das Recht, „seine Minister fortzuschicken, und den Dekreten „seine Einwilligung zu versagen, nach seiner Ue„berzeugung könne er sie unmöglich den beiden er„wähnten Dekreten geben. Das eigene Wohl des „Volks, das er immer vor Augen habe, fordere „von ihm diese Weigerung, u. s. w." — Der fortdaurenden Drohungen des Pöbels ungeachtet blieb der König unerschrocken und standhaft, man nahm gar keine Verlegenheit an ihm wahr. Eine rothe Müze, die man ihm anbot, sezte er auf, und ein Taglöhner stülpte sie ihm über die Ohren herab. Aus einer Bouteille, die man ihm präsentirte, trank er auf's Wohl der Nation. Ein Umstehender wollte ihm Trost einsprechen, und bat ihn, sich nicht zu fürchten. „Bei einem guten Gewissen" versezte der König, „hat man keine Furcht." — Er ergrif die Hand eines Nationalgarden, der bei ihm stand, legte sie auf sein Herz, und sagte laut: „**Hier fühlen Sie, ob mir bange ist.**" — „Was!" schrie ein wüthender Kerl aus dem Haufen, „hast du uns nicht immer betrogen, und be„triegst uns noch diesen Augenblik." — Hieraus kann man sich einen Begriff machen, was der König

*) Claviere, Roland, Servan.

von dem Pöbel zu erdulden hatte. Die Pariser Nationalgarde versammelte sich zwar bei dem Lärmen, aber ihr Kommandant ließ sich weder sehen, noch überschikte er Befehle, und sie mußte also ganz unthätig bleiben. Als man die Nachricht in die Nationalversammlung brachte, daß der Pöbel in dem Schloß sey, uud die Mitglieder, die von dem Complot wußten, Ursache hatten, zu glauben, daß der Hauptstreich schon geschehen sey, mußte die Versammlung wenigstens etwas thun, um den König zu schützen, damit sie doch im Fall der Noth die Schuld bei der Nation von sich wälzen könnte. Aber sie that sehr wenig. Sie schikte 24 Mitglieder ab, um den König in ihren Schuz zu nehmen, und das Volk zu bitten, sich nach Hause zu begeben. Die Deputation fand alle Zimmer und Säle im Schlosse so voll von Menschen, daß sie sich nur mit der grösten Mühe durcharbeiten konnte. Der König war indessen aus der Fensteröffnung herabgestiegen, und stüzte sich aus Müdigkeit auf einer Seite auf einen seiner Hofbedienten, auf der andern aber auf einen Offizier der Nationalgarde. Der Pöbel stand so dicht auf ihm, daß sich Ludwig gar nicht rühren konnte. Er beharrte immer mit neuen Drohungen auf seiner Forderung, aber der König blieb standhaft. Nach langer Arbeit gelang es endlich den Nationaldeputirten, den Monarchen zu umgeben. Sie bildeten mit ineinandergeschlungenen Armen eine Kette um ihn, um den Pöbel, der immer auf's neue gegen den König eindrang, abzuhalten. Endlich brachte man

ihn

ihn in ein anderes Zimmer zur Königin und sei=nem Sohn. Diesem hatte man ebenfalls eine ro=the Müze aufgesezt, dicke Schweißtropfen stan=den auf seiner Stirne, er wagte es aber nicht, die Kappe abzunehmen, bis seine Mutter es that. In das Zimmer der Königin war der Pöbel eben=falls gedrungen, aber eine zahlreiche Wache von Nationalgarden schüzte sie vor seiner Wuth, de=ren Opfer sie sonst unfehlbar geworden wäre. Sie bewies auch bei dieser Gelegenheit eine Erhaben=heit der Seele, und einen Muth, der ihres Ur=sprungs würdig ist.

Sobald der König und die Königin durch die Deputirte der Nationalversammlung vereinigt wa=ren, sprachen beide mit diesen Männern über ver=schiedene Gegenstände mit einer Gegenwart des Geistes, als ob alles sie nichts angienge. Von Stund zu Stund löste eine neue Deputation die vorhergehende ab, die jedesmal der Nationalver=sammlung Bericht abstatten mußte. — Erst Abends spät kam der Maire Pethion. Er und die beide Deputirte, Vergniaux und Isnard, bewogen durch ihre Vorstellungen das Volk hauptsächlich, daß es von seinen Forderungen abstand, und sich nach und nach nach Hause begab. Nachts gegen 10 Uhr wurde das Schloß von dem Gesindel leer. — Der unerwartete Heldenmuth des Königs und sei=ne ununterbrochene Gegenwart des Geistes in die=sem kritischen Augenblik hatten hauptsächlich bei dem Pöbel Bestürzung verursacht, und waren nebst der Treue der ihn umgebenden wenigen National=

garden hauptsächlich Ursache, daß der Anschlag auf das Leben des Monarchen misglükte. Keiner von den dazu bestellten Bösewichtern hatte Muth genug, ihn auszuführen. Zwei Tage zuvor hatte der König sein und seiner Gemahlin Testament gemacht, und der Justizminister hatt' es unterschrieben. Am Morgen des 20sten Jun. nahm er noch das heilige Abendmahl, er war ganz auf seinen Tod vorbereitet, heiter und ruhig sah er ihm entgegen. Religion hatt' ihn gestärkt, wie wär' es ihm sonst möglich gewesen, jene ausserordentliche Standhaftigkeit zu zeigen, die wir alle an ihm bewundern müssen, und wozu so wenige unter uns sich kräftig fühlen? — Man sprach an diesem Tag zu dem König von etwas, das in zwei Monaten geschehen sollte. „Ach!" versezte er, „in zwei „Monaten sind ich und meine Frau begraben." — Als die zweite Deputation der Nationalversammlung im Schlosse ankam, sagte der erschrokene Sprecher zu dem König, die Versammlung schicke sie, um die Gefahr mit dem König zu theilen. Ueber diesen zur unrechten Zeit angebrachten Ausdruck erhob sich ein Murren unter dem Volk, aber der König machte es gleich wieder durch folgende Worte gut: „Da ist keine Ge„fahr, wo man sich mitten unter Franzosen be„findet." — Ueber 4 Stunden war der König vom Pöbel umringt, und so gedrängt, daß er kaum athmen konnte. Es wurde ihm endlich ganz schwach, und er muste in ein anderes Zimmer gebracht werden. — Der Pöbel schien durchaus nicht abziehen

zu wollen, bis der König seine Forderungen bewilligt hätte, aber endlich ließ er sich doch bewegen, und nach 9 Uhr verlief sich die Menge. — Sobald alles leer war, benachrichtigte den König ein Adjutant der Nationalgarde davon, und der Monarch begab sich zu Bette. Der Maire Pethion erstattete der Nationalversammlung ebenfalls Bericht, daß nun alles ruhig sey. Er rühmte den Eifer der Municipalität, die Ordnung zu erhalten, und lobte das gute Volk, das sich keine Ausschweifungen erlaubt habe, und die Versammlung gieng nun auseinander. Wenige Berichte sind vielleicht der Wahrheit weniger getreu gewesen, als dieser. — Die Municipalität hatte nicht im geringsten ihre Pflicht erfüllt. Sie hatte nicht nur den wiederholten Befehlen des Pariser-Departements keine Folge geleistet, und den Aufstand nicht verhindert, sondern Municipalbeamte in der Schärpe *) hatten sogar der im Schloßhof im Gewehr stehenden Nationalgarde **im Namen des Gesezes** befohlen, den Pöbel einzulassen, und ihm keinen Widerstand zu leisten. — Im Schloß hatte sich der Pöbel nicht nur gegen den König und die Königin die ärgste Schmähreden erlaubt, er hatte sonst noch manchen Unfug darinn angerichtet, und viele Kostbarkeiten waren entwendet worden. — Gleich am folgenden Tag schrieb der König nachstehenden Brief an die Nationalversammlung: „Die Nationalversammlung

*) diese tragen die Municipalbeamten in Frankreich, zum Zeichen, daß sie wirklich im Amt sind.

„kennt schon die Begebenheiten des gestrigen Ta-
„ges. Ohne Zweifel ist Paris darüber in Bestür-
„zung; Frankreich wird sie mit Erstaunen, ja mit
„Wehmuth erfahren. Ich bin erkenntlich wegen
„des Eifers, den mir die Nationalversammlung
„bei dieser Gelegenheit bewiesen hat. Ich über-
„lasse es ihrer Klugheit, die Ursachen dieser Be-
„gebenheit zu untersuchen, die Umstände abzuwä-
„gen, und die nöthige Masregeln zu ergreifen,
„um die Constitution zu handhaben, und die constitu-
„tionelle Unverlezlichkeit und Freiheit des erblichen
„Repräsentanten der Nation zu sichern. Was mich
„anbelangt, so kann mich nichts hindern, zu al-
„len Zeiten und bei allen Gelegenheiten die Pflich-
„ten zu erfüllen, welche mir die Constitution, die
„ich angenommen habe, und das wahre Interesse
„der Nation vorschreiben." — Der Pöbel versam-
melte sich an diesem Tag aufs neue, und wollte
aufs Schloß losgehen, aber jezt waren Anstalten
zu seinem Empfang getroffen. Sobald er die Mün-
dungen der Kanonen und die dahinterstehende Na-
tionalgarde erblikte, begab er sich wieder nach Hau-
se. An eben diesem Tag kam auch der Maire Pe-
thion mit andern Municipalbeamten zum König,
und da fiel nun folgende Unterredung vor: „Wir
„haben gehört, Sire! (sprach Pethion) man ha-
„be Ihnen von einer Volksversammlung gesagt,
„die auf Ihr Schloß losdringe. Wir wollen Ih-
„nen deswegen Bericht abstatten, daß diese Ver-
„sammlung aus unbewafneten Männern besteht,
„die einen Freiheits-Baum pflanzen wollen. Ich

„weiß es, Sire! das Verhalten der Municipali„tät ist verläumdet worden, aber die Wahrheit „wird Ihnen bekannt werden." — Der König: „sie muß ganz Frankreich bekannt werden, ich „klage Niemand insbesondere an; ich habe alles „selbst gesehen." Pethion: „sie wird es wer„den. Ohne die kluge Masregeln der Municipa„lität hätten sich noch viele unangenehme Ereig„nisse zutragen können, nicht für Ihre Person, „denn Sie müssen wissen, daß Ihre Person im„mer respektirt werden wird, aber —" Der König: „schweigen Sie mein Herr! heißt das sie re„spektiren, wenn man gewafnet in mein Haus „dringt, meine Thüren einstößt, und meine Wa„che über den Haufen wirft? Der gestrige Auf„tritt gibt Jedermann ein wahres Aergerniß." Der Maire: „Ich kenne den Umfang der Pflichten, „die meine Verantwortlichkeit mir auflegt." Der König: „Sie haben den Auftrag, für die Ruhe „von Paris zu wachen. — Thun Sie Ihr Amt. „— Leben Sie wohl." Damit kehrt' ihm Ludwig den Rücken. Gleich darauf ließ der König folgende Proklamation bekannt machen: „Die Franzo„sen werden nicht ohne Schmerzen gehört haben, „daß eine von einigen Ruhestörern irregeleitete „Volksmenge in die Wohnung des Königs gekom„men ist, Kanonen bis in das Zimmer seiner Wa„che geschleppt, die Thüren seines Zimmers mit „Aexten eröfnet, und hier unter dem verwegener„weise mißbrauchten Namen des Volks versucht „hat, mit Gewalt die Sanktion zu erhalten, die

„Seine Majestät, der Constitution gemäß, zwei „Dekreten verweigert hat. Der König hat den Beleidigungen und Beschimpfungen der Aufrührer „nichts entgegen gestellt, als sein Gewissen und „seine Liebe zum allgemeinen Besten. Der König „weißt nicht, welches die Grenze seyn wird, wo „sie werden still stehen wollen; aber es ist ihm „ein Bedürfniß, der französischen Nation zu sagen, daß die Gewaltthätigkeit, so ausschweifend „man sie auch ausüben mag, ihm nie die Einwilligung zu irgend etwas abnöthigen wird, das „er als dem öffentlichen Nutzen entgegengesezt betrachten wird. Gern sezt er seine Ruhe, seine „Sicherheit der Gefahr aus; er opfert sogar willig den Genuß der Rechte auf, die allen Menschen zustehen, und die das Gesez bei ihm, wie „bei allen Bürgern ehren sollte; aber als Erbrepräsentant der französischen Nation hat er strenge Pflichten zu erfüllen, und wenn er seine Ruhe aufopfern kann, so wird er nie seine Pflichten aufopfern. Wenn diejenige, welche die Monarchie unterstützen wollen, noch ein Verbrechen „weiter nöthig haben, so mögen sie es begehen. „Der König wird bei der kritischen Lage, in der „er sich befindet, bis zum lezten Augenblik allen „durch die Constitution verordneten Autoritäten „das Beispiel des Muths und der Vestigkeit geben, die allein das Reich retten können. Dem „zufolge verordnet er allen Verwaltungs-Aemtern „und Municipalitäten für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums zu wachen.“ Gegeben Paris den 22sten Jun. 1792.

Der Vorfall am 20sten Jun. erregte in ganz Frankreich das gröste Aufsehen, überall sprach man aufs heftigste dagegen. Niemand, als die Jakobiner und ihr Anhang wagten es, den schändlichen Auftritt zu vertheidigen. Ganze Departemente, vorzüglich die Nordarmee, erklärten, daß sie auf die erste Requisition mit allen ihren Leuten dem König zu Hülfe eilen würden. Die Armee und ihre Generäle bezeugten in schriftlichen Adressen gleichen Abscheu darüber, und nur die weite Entfernung und der nahe Feind hinderte sie, nach Paris zu marschiren. La Fayette sagte zuerst in einem Schreiben der Nationalversammlung die Wahrheit wegen der gänzlichen Zerrüttung des Staats durch die Jakobiner, und wenige Tage darauf kam er selbst nach Paris, um Strafe gegen die Verbrecher des 20sten Jun. zu fordern. — Jezt kannte die Rache der Jakobiner keine Gränzen mehr, sie verfolgten den grossen Mann mit einer Wuth, die bis ins Unglaubliche geht. Sie strengten alle ihre Kräfte an, entweder mußten sie siegen, oder in Trümmer zergehen. — Die deutliche Gesinnungen la Fayette's und der andern Hauptgeneräle, die Annäherung des preussischen Heers, alles diß zwang die Jakobiner, ihre Plane wegen der Absezung des Königs zu beschleunigen. Der König hatte zwar dem schon öfters erwähnten Dekret wegen der 20,000 Föderirten seine Sanktion verweigert, aber dessen ungeachtet kamen sie von allen Seiten her nach Paris, und die Nationalversammlung gab ausdrükliche Befehle, sie

aufzunehmen. Zwei Bataillone der Schweizergarde wurden von der Nationalversammlung befehligt, an die Gränzen zu ziehen, aber der Kommandant, General Affry, weigerte sich, dem Befehl zu gehorchen, er berief sich auf die Kapitulation, kraft welcher die Schweizergarde blos zur Bewachung des Königs bestimmt war, und sich nicht trennen durfte. — Das Departement von Paris hatte die Aufführung des Maires Pethions und des Gemeinde-Prokurators Manuels am 20sten Jun. untersucht, und beide wegen offenbarer Vernachläßigung ihrer Pflichten suspendirt. Der König bestätigte diesen Schluß, aber die Nationalversammlung hob am Tage vor der Feier des 14ten Jul. die Suspension eigenmächtig auf, ohne nur die Beweggründe des Departements anzuhören, und sezte Pethion und bald darauf auch Manuel wieder in ihr voriges Amt ein. Der König galt so wenig, daß er nicht einmal eine Vorstellung dagegen zu machen wagte. — In der ersten Hälfte des Jul. verbreitete sich einmal in der Nacht das Gerücht zu Paris, der König und die Königin seyen fort. Das Toben und Lärmen vor dem Schlosse wurde so gros, daß der König und die Königin alsbald aufstehen, und sich dem Pöbel zeigen mußten, der sich von ihrer Gegenwart überzeugen wollte.

So viele Mühe sich die Jakobiner auch gegeben hatten, am 14ten Jul. die Absezung des Königs zu bewirken, so gieng doch dieser Tag und seine Feier ruhig vorbei. Die ganze Nationalversammlung schwur hier abermals feierlich den Eid, der

der Nation, dem König und dem Gesez getreu zu seyn, Constitution oder Tod; zu eben der Zeit, da ein grosser Theil ihrer Mitglieder den Plan zur Absezung des Königs und zur Umstürzung der so oft und heilig beschwornen Constitution schon gemacht hatte. „Es lebe Pethion!" war fast das allgemeine Geschrei, besonders der in Paris angekommenen Föderirten; Worte, die dem unglüklichen König um so empfindlicher fallen mußten, da sie eine gänzliche Verachtung seiner zeigten. Kanoniers der Pariser Nationalgarden, welche unter dem Balkon des Königs waren, zeichneten sich durch ihre Insolenz besonders aus. Sie gaben nicht nur allen vorüberziehenden Pariser Nationalgarden das Signal zum: „Es lebe Pethion", sondern sie schrien auch von Zeit zu Zeit: „weg mit dem Departement, weg „mit la Fayette, weg mit dem Veto" *). Nur selten hörte man eine Stimme „es lebe die Na„tion! Es lebe der König!" rufen, und solche Leute liefen noch Gefahr, mißhandelt zu werden.

Um diese Zeit drang man in dem Jakobiner-Klub von Paris öffentlich auf die Absezung des Königs, und auf seinen Befehl kamen bald von allen mit ihm verbundenen Gesellschaften Adressen mit dieser Forderung an die Nationalversammlung. Die in Paris angekommene Föderirte erklärten laut, sie

*) Daß das Volk den König wegen seiner Weigerung mehrerer Dekrete der Nationalversammlung mit Namen belegt habe, ist schon gesagt worden.

sie würden nicht eher an die Gränzen ziehen, als bis der König suspendirt sey. Zu diesem Ende errichteten sie nun einen engen Ausschuß, und hielten ihre Sizungen in dem Versammlungssaal der Jakobiner, der ihnen dazu eingeräumt worden war. Schon am 20sten Jul. sollte der Plan ausgeführt werden; aber noch war nicht alles hinlänglich vorbereitet. Hauptsächlich fehlten noch die Marseiller, und diese wollte man vorher erwarten. Sie waren den 2ten Jul. mehr nicht, als 500 Mann stark, wohl bewafnet, mit 3 Kanonen von Marseille ausmarschirt. Die Municipalität begleitete sie eine halbe Stunde weit. Beim Abschied redete sie ein Municipalbeamter auf folgende Art an: „Krieger! Krieger! ihr geht nach „Paris, um gegen den Tyrannen zu streiten. Sein „Kopf wird für alle seine Greuelthaten büssen, und „euch zur Belohnung dienen.“ Vor dem Abmarsch tanzten sie noch um den Freiheitsbaum herum, und schwuren den Eid! „Treue der Nation, Krieg „den Tyrannen.“ — Mehr als einmal verlangte der König von der Nationalversammlung, sie solle diesen offenbaren Ruhestörern verbieten, nach Paris zu kommen; aber die Jakobiner widersezten sich, und sie kamen aller Protestationen ungeachtet am 30sten Jul. in Paris an, viele Leute wurden von ihnen, gleich am Tage nach ihrer Ankunft, aus unbedeutenden Ursachen mishandelt, und mehrere Nationalgarden ermordet. Aber diese Verbrechen blieben ungestraft, denn die Jakobiner hatten die Marseiller zu ihren Absichten nöthig.

thig. Seit ihrer Gegenwart zu Paris herrschte in den Tuillerien grosse Bestürzung, und zwar mit gutem Grund, denn sie kann man als die Seele des schreklichen 10ten Augusts ansehen.

Um diese Zeit kam ein Nationalgarde, der den König noch nie gesehen hatte, in sein Zimmer, schaute ihn von oben bis unten an, und sagte endlich: „Sind Sie denn in der That auch „der König?" — „wer anders" (versezte Ludwig) „möcht' es wohl an meiner Stelle seyn?"

Am 3ten Aug. kam der Maire Pethion mit einigen Municipalbeamten vor die Nationalversammlung, klagte den König an, und forderte im Namen der Stadt Paris seine Entthronung. Schon am folgenden Tag wurde der Nationalversammlung ein Schluß der Sektion von Mauconseil *) übergeben, worinn sie feierlich erklärte, daß sie Ludwig den 16ten nicht mehr als König der Franzosen anerkenne; aber die Nationalversammlung kassirte diesen Schluß als constitutionswidrig. Ueberhaupt gieng der gröste Theil der Versammlung bey dieser Sache ziemlich behutsam zu Werke. Selbst ein Brissot und Vergniaux, zwei bekannte Demokraten riethen, mit Vorsicht und Klugheit zu Werke zu gehen, sie suchten die Sache wo möglich in die Länge zu ziehen, bis sich die Hize des durch die Jakobiner aufgebrachten Volks gelegt hätte.

Am achten August kam la Fayette's Sache in der Nationalversammlung vor. Ganz Frankreich hat-

*) Ganz Paris ist in 48 Sektionen eingetheilt.

hatte entweder für, oder wider ihn Parthie genommen, alles horchte begierig auf die Entscheidung, man glaubte in ihr den künftigen Schluß wegen des Königs voraus zu sehen, die Gallerien der Nationalversammlung waren angefüllt. Ihres Stürmens und fürchterlichen Tobens unerachtet sprach man la Fayette nach langen und heftigen Debatten durch eine grosse Stimmenmehrheit frei. Aber beim Herausgehen aus der Versammlung wurden seine Vertheidiger von dem Jakobiner-Pöbel, ihrer dekretirten Unverlezlichkeit ungeachtet, aufs ärgste mishandelt, zum Theil verwundet, und mehrere von ihnen entgiengen mit genauer Noth dem Tod. Am folgenden Tag wurde die Berathschlagung über die Suspension, oder Absezung des Königs vorgenommen, aber der Bericht-Erstatter Condorcet warf mehrere Fragen auf, die zuvor untersucht und beantwortet werden mußten. Der tolle Pöbel, der sich in seiner Erwartung betrogen fand, der aus dem Vorgang mit la Fayette sah, daß sich der grössere Theil der Nationalversammlung schwerlich nach seinen Absichten bequemen werde, und ihn nur herum zu ziehen suche, beschloß nun, durch seine Anführer aufgemuntert, in der folgenden Nacht Gewalt gegen das Schloß zu gebrauchen, und die schon längst von den Jakobinern projektirte neue Revolution zu vollenden.

Kurz zuvor lies der König eine neue Proklamation bekannt machen, worin er sich wegen der ihm gemachten Beschuldignngen rechtfertigte, Bürger und Beamte zur Erfüllung ihrer Pflichten auf-

mun-

munterte und deutliche Winke von dem gegen ihn gemachten Complot gab. Aber der König war und blieb, wenige Getreue ausgenommen, von seinem Volk verlassen. Schon in der Nacht vom 10ten August war alles zu Paris in der grösten Bewegung, häufige Patrouillen durchstreiften die Stadt, und hielten alles an, was ihnen verdächtig war. So wie die Gloke zwölfe schlug, ertönte nach einer getroffenen Verabredung die Sturmglocke in einer Vorstadt. Späterhin donnerte von einer Viertelstunde zur andern die Lärmkanone zum Zeichen des Aufstands. Bald darauf hörte man alle Sturmglocken, und durch die ganze Stadt Appel trommeln. Der König war in dieser Nacht gar nicht zu Bette gegangen. Eine beträchtliche Anzahl Nationalgarden war zur Vertheidigung des Königs vor dem königlichen Schlosse versammelt, der gröste Theil der Schweizergarde stand zu ihrer Unterstützung fertig. Kanonen waren im Schloßhof aufgeführt. Einigkeit schien unter der ganzen Besatzung zu herrschen. —

Marseiller und Bretagner waren die ersten, die, um den König abzusetzen, zu den Waffen griffen, und sich noch vor Anbruch des Tages versammelten. — Ganz frühe hielt der König Revue über die im Schloß versammelte Schweizer und Nationalgarden. Von dem grösten Theil wurde er mit lautem Vivatrufen empfangen, aber man hatte auch unter dem Vorwand, die Besatzung im Schlosse zu verstärken, eine Anzahl Pikenträger, oder Sansculottes einrücken lassen, und diese schrien

unaufhörlich: „Es lebe die Nation! weg mit dem „König.“ Sie und der gröste Theil der Nationalgarden in den Tuillerien verliessen bald darauf schändlicherweise ihren Posten, und verstärkten die Gegenparthie. Der bleibende Theil erhielt, gleich der Schweizergarde, Befehl, seinen Posten zu vertheidigen, wenn er angegriffen würde. Auf dem einen Flügel standen die Nationalgarden, auf dem andern die Schweizer. — So wie man die Annäherung der Aufrührer erfuhr, drang man in den König, sich aus dem Schloß zu entfernen, und für seine Sicherheit zu sorgen. Anfänglich weigerte er sich, nach einiger Ueberlegung aber gab er den anhaltenden Bitten nach, und gieng mit der Königin, seinen beiden Kindern und seiner Schwester, von den Ministern und einer kleinen Wache umgeben, zu Fus in die Nationalversammlung. „Ich komme (sprach er) in Ihre Mitte, um ein grosses Verbrechen zu verhindern.“ Anfänglich nahm er seinen Plaz neben dem Präsidenten ein, aber da man bald darauf bemerkte, die Berathschlagungen würden durch die Gegenwart des Königs unterbrochen, begab er sich mit seiner Familie in die Loge eines Zeitungsschreibers, wo er die Abfassung seines Suspensions-Dekrets selbst anhören mußte. — Eine wahrhaft schrökliche Lage für einen König.

Kaum war der König in der Nationalversammlung angelangt, so näherten sich die Pariser mit den Marseillern und Bretagnern an ihrer Spize, im Ganzen wenigstens 30 bis 40,000 Mann,

auf

auf die verschiedenste Art bewafnet, den Tuillerien. Sie liessen die Besatzung auffordern, sie einzulassen und das Gewehr zu strecken. Die Nationalgarden im Schlosse waren gleich dazu bereit, und öfneten den Eingang, nicht aber so die Schweizer. Diese waren entschlossen, sich nicht von ihrem Posten verdrängen zu lassen, und diesen bis auf den lezten Mann zu vertheidigen.

Marseiller und Pariser wollten eindringen, und die Schweizer es nicht leiden. Es kam also bald zu einem wüthenden Gefecht. Mit einer Generalsalve aus dem groben und kleinen Geschütz strekten die Schweizer über 500 Marseiller und Pariser auf einmal nieder. In dem ersten Schreken ergrif das Volk die Flucht, und ohne die Bundesbrüder *) würde wahrscheinlich die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben, aber diese zogen sich in Ordnung zurük, rükten wieder an, ohne sich durch den Kugelregen irre machen zu lassen, und feuerten unaufhörlich. Pariser Nationalgarden und Sansculottes unterstüzten sie. Die Wuth des Volks war zu einem so hohen Grad gestiegen, daß in weniger, als einer halben Viertelstunde 12 Kanonen im Schloßhof gegen die Schweizer aufgepflanzt waren, und ein abscheuliches Feuer machten. Die Schweizer standen felsenfest, wie Löwen stritten sie gegen die ungeheure Menge,

*) Bundesbrüder, oder Föderirte hieß man alle zur Feier des Bundesfests aus den Departementen nach Paris gekommene Nationalgarden.

ge, noch hoften sie, von den ihnen zur Vertheidigung des Schlosses zugegebenen Nationalgarden und Gensd'armes zu Pferde unterstüzt zu werden. Aber bald mußten sie sich nicht nur in ihrer Erwartung getäuscht finden, sie mußten sogar sehen, wie sich der gröste Theil dieser treulosen Leute mit ihren Feinden vereinigte und auf sie losstürzte. Die Unglüklichen, ganz sich selbst überlassen, wurden in Kurzem von der von allen Seiten eindringenden Menge überwältigt und niedergemacht. Ein kleiner Theil hatte sich noch in das Schloß zurükgezogen, und wehrte sich mit der verzweifeltsten Wuth. Aber auch diese mußten nach wenigen Minuten unterliegen. Bewafnete und Unbewafnete, Hofbedienten, Pagen, alles, was königliche Livree hatte, bis auf den Küchenjungen, wurde im Schloß niedergemezelt; bis in die unterste Gewölber drang das tödtende Schwerdt; die Treppen, die Kapelle, alle Zimmer waren mit Todten übersäet, selbst die Stufen des Throns bedekten Leichname. Ueberall durch die ganze Stadt wurden die Schweizer verfolgt, mehrere Deutsche, die man für Schweizer hielt, fielen als ein Opfer der Volkswuth. Gegen 100 Schweizer hatten sich gefangen gegeben, der Pöbel ris sie mit Gewalt aus den Händen seiner Begleiter, führte sie auf den Greveplaz, und schlachtete sie alle auf die unmenschlichste Art. Die Wuth gieng so weit, daß man die Todten noch einmal durchstach. Die Leichname der Schweizer wurden entkleidet, und alle Piken und Bajonette mit den Fezen der Un-

glük-

glüklichen geschmükt, den Offiziers ris man das Herz aus dem Leibe. Man sah nichts, als Köpfe, Arme, Füsse, Herzen auf den Piken im Triumph herumtragen, ja selbst Kinder spielten mit den Köpfen der Geschlachteten. Ueber 4000 Menschen sind an diesem unglüklichen Tage umgekommen, worunter man gegen 1000 Schweizer zählt. Da nichts mehr zu morden war, machten sich die Sieger über die Fenster und Mobilien der Tuillerien her, alles wurde von ihnen aufs abscheulichste verwüstet, und das königliche Schloß hatte ganz das Ansehen einer mit Sturm eroberten Vestung. Keine Fensterscheibe blieb ganz, die kostbarste Meubeln wurden zerschlagen, Betten, Bücher in Stüke zerrissen, und zum Fenster hinausgeworfen. Hierauf gieng's über den Wein im Keller her; der Pöbel trank nicht, viele soffen sich auf der Stelle todt. Auf den Leichen schnarchten besoffene Männer und Weiber, denn diese waren auch hier, wie bei allen Greuelszenen in Paris nicht die lezte gewesen. In dem Zimmer der Schwester des Königs sassen 2 Weiber auf einem Sopha, in die kostbarste Kleider der Prinzessin gehüllt, sie tranken aus einem silbernen Nachttopf, und wedelten sich mit goldenen Fächern, zu ihren Füssen lagen ihre Freunde und Freundinnen, die den Boden und die neuen Fustapeten bespien. Zulezt wurde noch das Schloß angezündet, aber das Feuer doch durch Hülfe eines Theils der Nationalgarde gelöscht, ehe es sehr um sich greifen konnte. Die Kostbarkeiten im Schlosse und alle Papiere wur-

den theils in die Nationalversammlung, theils auf das Rathhaus gebracht; noch mehr aber wurde gestohlen, obgleich alle Diebe, die man entdekte, von dem Volk auf der Stelle niedergemacht wurden. Um die Papiere war' es den Jakobinern vorzüglich zu thun, aus diesen glaubten sie die Verrätherei des Hofes beweisen zu können. Blos wegen dieser Papiere, die so wenig gegen den unglüklichen Monarchen bewiesen haben, fielen an diesem schröklichen Tag über 4000 Menschen; wenigstens sehe ich keinen andern Grund, warum das Schloß bestürmt worden ist, denn noch vor dem Anfang des Gefechts war es bekannt, daß sich der König mit seiner Familie in die Nationalversammlung gerettet hatte, und die Ermordung der ganzen königlichen Familie, um die es eigentlich bei dem Angrif zu thun war, mußte also abermals unterbleiben. — Die prächtige Denkmäler der Kunst, die Bildsäulen von Ludwig dem 14ten, Ludwig dem 15ten, und dem so geliebten Heinrich IV. wurden niedergerissen und zerstört. Die Verwüstung wollte kein Ende nehmen. Nur die Nationalversammlung mit ihrem Umfang blieb unversehrt. Während der Pöbel rings um sie herum mordete und plünderte, schwuren alle Mitglieder mit aufgehobnen Händen: „Es lebe die „Freiheit! es lebe die Gleichheit!" Nach einem neuen in der Freiheits-Hitze gethanen Schwur, das Reich zu retten, wurde der Anarchie durch die förmliche Suspension des Königs vollends die Krone aufgesezt. Kaum 300 Mitglieder, nicht

ein-

einmal die Hälfte der Deputirten waren bei diesem Dekret gegenwärtig. In der Loge mußte der unglükliche König mit der Königin und seiner übrigen Familie die Berathschlagung über seine Absezung anhören. Er mußte Ohrenzeuge der schröklichen Verwünschungen seyn, welche wüthende Menschen vor den Schranken der Nationalversammlung alle Augenblicke gegen ihn ausstiessen, er mußte hören, daß alle seine braven Schweizer, daß alle seine treuen Diener auf die unmenschlichste Art niedergemacht worden seyen. Entweder müssen seine Empfindungen schröklich gewesen seyn, oder waren seine Leiden zu groß und zu mannigfaltig, als daß er sie gehörig fühlen konnte.

Nichts ist abscheulicher, als daß die Jakobiner alle Schuld von dem Blutbad des 10ten Augusts abermals auf den König und die Königin schoben, sie, die schon Monate zuvor den Plan dazu machten, sie, die sich nachher öffentlich dieses Tags rühmten, suchten nun das Volk zu überreden, der König habe eine Contrerevolution ausführen wollen, auf seinen Befehl habe die Nationalversammlung auseinander gesprengt, zum Theil ermordet, das Volk aber niedergemacht werden sollen. Und dieses Volk glaubte es, ohne sich's nur einfallen zu lassen, daß 1000 Schweizer (denn auf diese allein konnte der König sich verlassen) sich gar nicht träumen lassen durften, hunderttausende zu besiegen, die sich seinen Absichten unfehlbar widersezt hätten, tausend anderer Umstände nicht zu gedenken, die dem König,

oder der Königin jeden Gedanken an die Ausführung eines so tollen Plans benehmen mußten. — Vorzüglich deutlich zeigen die Begebenheiten des 10ten Augusts, daß den Jakobinern nichts zu theuer, nichts zu heilig war, das sie nicht zu Ausführung ihrer teuflischen Plane benuzt hätten.*) Auf Verlangen des Pöbels wurde sogar noch ein eigenes Tribunal in Paris errichtet, das ausdrüklich dazu bestimmt war, die Verbrechen des 10ten Augusts zu bestrafen. Aber weit entfernt, die Anstifter und Aufrührer dieses schröklichen Tags aufzusuchen, suchte man überal die Anhänger des Königs auf, wo man einen wußte, wurde er hervorgerissen und dem Gerichte überliefert, wenige entkamen lebendig seinen Händen. Dieses Tribunal, dessen Mitglieder lauter wüthende Jakobiner waren, that alles, um die Blutgierde des Pariser Volkes so geschwind als möglich zu sättigen. Mit den Gefangenen machte man wenig Umstände. Das Urtheil war geschwind fertig. Täglich sah man die Köpfmaschine beschäftigt, und täglich strömte eine ausserordentliche Menge Volks herbei, um sich an dem Anblik zu laben. Unter den vielen Hingerichteten ist besonders Laporte merkwürdig. Er war Intendant der

*) Zum Beweis lese man nur die Geschichte des 10ten Augusts in der Geschichte der gegenwärtigen Zeit, einem renommirten jakobinischen Strasburger Zeitungsblatt; unverschämter kann wohl nicht gelogen werden.

der Civilliste des Königs, ein Mann von grossen Talenten. Er hatte des Königs ganzes Vertrauen, er war mehr sein Freund, als Diener. Aus diesem Grund fiel er auch als das erste Opfer des neuen Tribunals. Nach einem ununterbrochenen Verhör von 48 Stunden, wo er sich ganz vortreflich vertheidigt hatte, wurde er für schuldig erklärt. Nachdem er sein Todesurtheil ruhig angehört hatte, sprach er zu den Richtern: „Möge diß das lezte ungerechte Urtheil seyn, das „sie ausſprechen! möge mein Blut Ruhe und „Friede in Frankreich herstellen, und den Uneinigkeiten ein Ende machen.“ Standhaft bestieg er das Blutgerüste, mit Ruhe und Würde starb er. Die Nachricht von dem Tode dieses Mannes machte auf Ludwig einen ausserordentlichen Eindruck, er weinte heftig, und kaum vermocht' er sich wieder zu fassen.

Am 27sten August veranstalteten die Jakobiner ein grosses feierliches Todtenfest wegen der am 10ten Aug. bei'm Angrif des Schlosses gefallenen, theils um das Volk zu besänftigen, theils um dasselbe wegen des Verlusts so vieler seiner Anverwandten zu trösten.

Siebenter Abschnitt.

Die Nacht nach seiner Suspension brachte der König mit seiner Familie in einem Zimmer zu, das die Nationalversammlung in ihrem Bezirk in der Eile hatte zubereiten lassen. Erst Nachts um 2 Uhr konnt' er sich dahin begeben. Der König und die Königin hatten ausser ihren Kleidern auf dem Leibe nicht das mindeste gerettet. Ihre ganze Garderobe in den Tuillerien war entweder zerrissen, oder gestohlen worden. Sie waren ärmer als Bettler. Der englische Gesandte schikte ihnen weisse Wäsche. Niemand anders durfte diß zu thun wagen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, vom Pöbel ermordet zu werden. Das Essen brachte man ihnen aus einem Gasthaus. Der König und seine Familie wurden von der Nationalversammlung als Geisel angesehen, und diß öffentlich zu Paris bekannt gemacht. Bis zur Zusammenkunft der neuen Nationalkonvention, die bis auf den 20sten September ausgesezt war, sezte die Nationalversammlung 500,000 Livres zum Unterhalt der königlichen Familie aus. In dem Pallast Luxemburg zu Paris sollte dem König auf Befehl der Nationalversammlung eine Wohnung zubereitet werden, aber die Municipalität behauptete, es seyen mehrere unterirrdische Gänge in diesem

Schloß,

Schloß, der König könne also nicht sicher darinn verwahrt werden; sie schlug das alte feste Tempelgebäude zu diesem Ende vor, und die Versammlung genehmigte den Vorschlag. Die genaue Bewachung der königlichen Familie wurde ganz der Municipalität anvertraut, und befohlen, daß Niemand zu Ihnen eingelassen werde, er habe dann eine Eingangs-Karte. Die zum Unterhalt der königlichen Familie bestimmte Summe wurde der Municipalität übergeben, und der König oder die Königin bekamen keinen Kreuzer Geld in die Hände, aus Furcht, sie möchten dadurch ihre Wache, oder sonst jemand auf ihre Seite bringen.

Am 13ten August, Abends zwischen 5 und 6 Uhr, wurde der König mit seiner Familie aus seinem bisherigen Aufenthalt in den Tempel gebracht. Der Pöbel war sehr ausgelassen. Zwanzigtausend Nationalgarden stunden unter dem Gewehr, um die königliche Familie vor einem Angrif zu sichern. Vier Deputirte der Nationalversammlung begleiteten sie bis in den Wagen. Der König stieg zuerst hinein, ihm folgten seine beide Kinder, welche sich neben ihn sezten. Die Königin war ganz nachlässig gekleidet und so matt, daß 2 Volontairs sie führen und ihr in den Wagen helfen mußten. Madame Elisabeth, Schwester des Königs, die Prinzessin Lamballe und die Frau von Tourzel, Hofdamen der Königin, begleiteten sie, der Maire Pethion und der Gemeindeprokurator Manuel sezten sich mit in die Kutsche.

sche. So wie der Wagen fuhr, schrie das Volk: „Es lebe die Nation! Es lebe Pethion!“ Kein Mensch nahm den Hut ab. Auf dem Plaz Vendorne wurde Halt gemacht, und da mußte der König die umgestürzte und verstümmelte Statue Ludwig des 14ten sehen. Ueberhaupt trieb man die Grausamkeit gegen ihn bei jeder Gelegenheit bis in's Unglaubliche, um ihm sein Unglük recht fühlbar zu machen. Man hieß ihn nicht mehr anders, als Monsieur. — Ludwigs Standhaftigkeit und Kaltblütigkeit bei seinem Leiden sezte den Maire in Erstaunen. — Bei der Ankunft der königlichen Familie im Temple war noch lediglich nichts vorbereitet, kein Zimmer eingerichtet. Zu diesem Ende forderte Ludwig einen Mauermeister, auch bat er um einen Apotheker, um kühlende Mittel zu erhalten.

Das erste Nachtlager der königlichen Familie im Tempel war erbärmlich, die Prinzessin Elisabeth mußte sich unausgekleidet auf einer Matraze behelfen. Wie wenig sie geschlafen haben werden, kann man sich leicht vorstellen. — Der König und die Königin wurden von einander abgesondert, doch speisten sie zusammen, 2 Municipalbeamte waren aber immer dabei zugegen. — Gleich nach der Ankunft der königlichen Familie im Tempel wurde ringsum ein tiefer Graben gezogen, durch Erhöhung der Mauer und durch vorgestekte Pallisaden bekam der Pallast vollends ganz das Ansehen einer Vestung. Oft betrachtete der König die Arbeiten mit vieler Aufmerksamkeit, mehr als einmal bemerkte

er, wie unnöthig diese Ausgabe seye. Niemand durfte mit ihm, der Königin, oder seiner Schwester sprechen, ausser wenn ein Municipalbeamter zugegen war. Niemand durfte wieder aus dem Tempel heraus, ohne vorher aufs genauste durchsucht zu werden. Wenn der König, oder die Königin in den Garten gehen wollte, mußte sich alles entfernen, ausser dem Municipalbeamten, der sie begleitete. Den Schildwachen war es verboten, auf irgend eine Frage zu antworten. — Die Königin war durch Kummer und Gram so niedergedrükt, daß sie sich gar nimmer gleich sah, und zu Anfang des Septembers schien es, als würde sie in eine vollkommene Auszehrung fallen. Besonders schwer fiel ihr die Trennung von der Prinzessin von Lamballe und der Frau von Tourzel, welche wenige Tage nach ihrer Ankunft im Tempel in das Hotel de Force gebracht wurden. Diese Damen waren mehr Freundinnen, als Dienerinnen Antoinettens. Sie hatt' ihnen ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Selbst den harten Municipalbeamten, der zugegen war, rührte die Wehmuth innig, womit die 3 Damen von einander Abschied nahmen. Wenige Tage darauf erfolgte das fürchterliche Blutbad am 2ten September. Die Madame Tourzel war so glüklich, ihr Leben zu retten, aber die Prinzessin Lamballe wurde ein Opfer der Zuneigung, welche die Königin für sie gehabt hatte. Unmittelbar vor ihrer Hinrichtung zwang man sie noch, mehrere Leichname zu küssen,

sen, und sobald diß geschehen war, fiel der unmenschliche Pöbel mit Piken und Säbeln über sie her. Die Brüste wurden ihr abgeschnitten, das Herz herausgerissen, der Kopf abgehauen und auf eine Pike gestekt, und der Rumpf der Sardinischen Prinzeßin durch die ganze Stadt geschlept. — Der Pöbel wollte auch auf die königliche Familie losgehen, aber die Vorstellungen einiger bei ihm vielgeltender Männer und kluge Anstalten hielten ihn zurük. Durchaus aber ließ er sich nicht von seinem Begehren abwendig machen, daß der König und die Königin den Kopf der Prinzeßin Lamballe sehen sollten. Die Kommissarien mußten den Gefangenen den Willen des Volks ankündigen. Der König war tief gerührt, aber weit grössern Eindruck machte diese abscheuliche Szene auf die Königin und ihre Schwägerin. Sie sanken sinnlos nieder. Der König faßte sich zuerst, und trat an das Fenster, wo der Kopf der Madame Lamballe auf einer Pike heraufgehalten wurde. Die vom Volk dazu beorderte Leute entfernten sich nicht eher, als bis auch die Königin und die Prinzeßin Elisabeth herausgesehen hatten. Ueberhaupt wurde an diesem fürchterlichen Tage alles ohne die mindeste Barmherzigkeit niedergemacht, was nur die entfernteste Verbindung mit dem Hof hatte. Thierry, erster Kammerdiener und Vertrauter des Königs, die Schweizeroffiziere, die vom 10ten August noch übriggeblieben und gefangen gesezt worden waren, und eine grosse Menge unbeeidig-

beeidigter Priester wurden ermordet. Den Abbe' Lenfant ließ das Volk wegen seiner guten Vertheidigung los. Plözlich rief ein Kerl aus dem Haufen: dieser Abbe' Lenfant sey ein unbeeidigter Priester und Beichtvater des Königs gewesen. Nun lief man ihm nach, er wurde eingeholt, und mußte sterben. Eine Deputation der Nationalversammlung wollte zwar durch ihre Vorstellungen dem Blutbad ein Ende machen. Aber man hörte sie nicht an, und mitten unter den Deputirten wurde Montmorin, Gouverneur von Fontainebleau, niedergemacht. — Blut floß in Strömen, und nach einem erst neuerlich in der Nationalversammlung gemachten Vortrag sollen in den schauervollen 8 ersten Septembertagen des vorigen Jahrs über 8000 Menschen von dem Pariser-Volk geschlachtet worden seyn. Kein Mörder wurde bestraft, so oft es auch von dem bessern Theil der Nation verlangt wurde. Bekanntlich ist der Grosbritannische Gesandte nach den Begebenheiten des 10ten Augusts von seinem Hof aus Frankreich zurükberufen worden. Ehe er Paris verließ, verlangte er noch, von dem König Abschied zu nehmen. Man machte ihm anfänglich viele Schwierigkeiten, doch endlich gestand man ihm seine Bitte zu. Der Gesandte begab sich darauf in Begleitung einiger Gemeinde-Kommissarien nach dem Gefängniß des Königs, den er in einem Zustand von Niedergeschlagenheit fand, die ihn bis zu Thränen rührte. Er bezeugte dem un-

glük-

glüklichen Monarchen im Namen seines Königs den lebhaftesten Antheil an seiner betrübten Lage, und benachrichtigte ihn alsdann von seiner Zurükberufung. Auf diese Nachricht hob der König seine Augen gen Himmel, und seufzte mit einem Gefühl des tiefsten Schmerzens: „O mein GOtt!“ Das war alles, was er sagen konnte. Die Kommissarien blieben die ganze Zeit über gegenwärtig.

Nach einiger Zeit, bei der Annäherung der preußischen Armee, erlaubte man dem König wieder die Gemeinschaft mit seiner Familie, bei welcher er einen grossen Theil des Tags zubrachte, sonst beschäftigte er sich mit dem Lesen geistlicher Bücher. Täglich unterrichtete er seinen Sohn einige Stunden in der Erdbeschreibung und andern Wissenschaften. Schöne Stellen aus Trauerspielen ließ er ihn auswendig lernen. Er selbst übersezte aus dem Horaz. Auch die Königin und ihre Schwägerin brachten einen ziemlichen Theil ihrer Zeit mit Lesen zu. Antoinette unterrichtete ebenfalls ihre Tochter, die Prinzeßin Elisabeth aber gab ihrer Niece im Zeichnen und Rechnen Lektion. Anfänglich bedienten sich die Königin und die Prinzeßin Elisabeth untereinander selbst. Sie frisirten sich ꝛc. nachher wurden ihnen aber doch Kammermädchen, so wie dem König ein Kammerdiener gegeben. Erst im Monat Oktober wurde die Wohnung fertig, welche man für die königliche Familie im Thurn des Tempels zubereitet hatte. Sie bestund für den König und seinen Sohn

im mittlern Stock aus einem Vorsaal, aus einem Schlafzimmer und aus 2 Kabinetten, aus einem Saal für die Kommissarien, und aus einem andern Zimmer mit einem Kabinet für die Bedienten. In dem 3ten Stock waren für die Königin und ihre Tochter 4 Zimmer eingerichtet. Im ersten Stock bekam die Prinzeßin Elisabeth ein paar Zimmer. Alle waren ziemlich hübsch meublirt. Auf der Kaminplatte stunden die Worte: „Freiheit, Gleichheit, Eigenthum, Sicherheit." Vor den Fenstern waren starke und dichte eiserne Gitter. Als die neue Wohnung im 2ten Stock für den König fertig war, wurde auf einen Schluß der Pariser Municipalität den Gefangenen Dinte, Feder und Papier abgefordert. Sie gaben ohne Weigerung alles ab, und es wurde in einem Zimmer des Rathhauses in einer Kommodschublade verschlossen, nur die Königin schien darüber bewegt zu seyn. Am Abend des nemlichen Tages (3ten Octobr. 1792.) gieng die Trennung der königlichen Familie vor sich. Da um 10 Uhr, der gewöhnlichen Schlafstunde Ludwigs des 16ten, sein neues Schlafzimmer noch nicht ganz fertig war, begehrte er, wieder in seine vorige Wohnung gebracht zu werden. Ein Kommissair bemerkte ihm aber, daß die Arbeit bald vollendet wäre, und wirklich war um 11 Uhr alles fertig. Ludwig stellte nun vor, daß es ganz unnöthig seye, ihn das Zimmer ändern zu lassen, und begehrte den Befehl zu sehen. Man wies ihm denselben. Einige Minuten schien er unentschlossen, was er

thun sollte, bald aber ergrif er die Hand seiner Gemahlin und seiner Schwester, und drükte sie an sein Herz. — Beinahe wäre die Königin in Ohnmacht gesunken. Vor Schwachheit mußte sie sich an die Thüre lehnen. Zulezt fragten alle, ob es Ihnen erlaubt seye, am folgenden Morgen miteinander zu frühstücken. „Wie gewöhnlich,“ war die Antwort der Municipalbeamten. Sie schieden nun von einander. Der König war sehr bewegt. Sobald er in sein neues Logis kam, warf er einen Blick auf alles, was ihn umgab. Er schien mit dem Lokal zufrieden zu seyn. Da er aber die eiserne Stangen und Abats jours *) an den Fenstern erblikte, sagte er: „er würde ersticken.“ Die Königin und ihre Schwägerin weinten beinahe die ganze Nacht hindurch. In aller Frühe schikten sie ihre Kammermädchen zu den Kommissarien, und liessen fragen, ob sie zu dem König kommen dürften. „Nur über Tisch,“ war die Antwort, und alsdann sollten sie sich keiner unverständlicher Zeichen, oder Worte bedienen. Der Zwang, worinn die königliche Familie durch die Municipalkommissarien, die sie keinen Augenblik verliessen, gehalten wurde, hatte sie genöthigt, sich besonderer Worte und Zeichen zu bedienen, um sich ihre Gedanken gegenseitig vertraut mittheilen zu können, und auch dieses lezte Vergnügen raubten ihnen die Grau=

*) Läden von ausgespannter Leinwand vor den Fenstern, durch welche blos das Licht in das Zimmer fallen, durch die man aber weder hinein noch hinaus sehen kann.

Grausamen. — Um Mittagessenszeit wurde die königliche Familie zu Ludwig dem 16ten geführt. Gerührt umarmten sie sich, ohne sich sagen zu dürfen, was sie in der ersten schröklichen Nacht ihrer Trennung gelitten hatten.

Nach den Begebenheiten des 10ten Augusts und der Suspension des Königs berief die Nationalversammlung neue Deputirte unter dem Namen einer Nationalkonvention. Sie wollte sich gerne aus dem Labyrinth ziehen, in das sie Frankreich gestürzt hatte. In dem Suspensionsdekret sagt sie, es komme ihr zwar nicht zu, eine Verfügung wegen des Königs zu treffen, sie habe sich aber genöthigt gesehen, dem Willen des Volks, das heißt, der Jakobiner und des Pariser Pöbels nachzugeben, und berufe also eine neue Convention zusammen. Die Jakobiner waren dafür besorgt, daß lauter eifrige Demokraten zu Repräsentanten der Nation gewählt wurden, und der Erfolg entsprach ihren Bemühungen. Die ganze neue Konvention bestund aus lauter heftigen Leuten, die nach ihrem Temperament, ihrem Alter, und ihren grössern oder geringern Kenntnissen, mehr oder weniger wüthende Demokraten waren. Gleich am ersten Tag ihrer Zusammenkunft, zu einer Zeit, wo das Preußische Heer bis auf 40 Stunden von Paris vorgerükt war, erklärte die Convention die Königswürde in Frankreich für abgeschaft, die so gepriesene, so oft und heilig beschworne Constitution von 1789, 90 und 91 für

null und nichtig, und das Reich für eine Republik. Sie überlegte weder, ob eine solche Regierungsform auch dem wahren Besten Frankreichs angemessen seye, und ob sie wahrscheinlich Bestand haben könne. Sie kümmerte sich gar nicht um das Unglük, das sie dadurch unausbleiblich über ihr Vaterland brachte. Sie dachte nicht daran, daß sie dadurch alle Unterhandlungen zum Frieden, den Frankreich so nöthig hatte, unmöglich machte. Genug, wenn ihre Neigungen befriedigt waren. Gleichviel, Frankreich mochte dabei zu Trümmern gehen, oder nicht. — Drei Tage, nachdem die Nationalkonvention Frankreich zu einem Freistaat erklärt hatte, verfügte sich eine Deputation aus dem Gemeinderath zu Ludwig, und machte ihm das Dekret seiner Absezung bekannt. Schon lange darauf gefaßt, hörte er es ohne Erschütterung an, und legte gleich darauf alle Zeichen der königlichen Würde, die Orden ꝛc. vollends von sich.

Noch im August 1792 wurde im Jakobinerklub zu Paris vorgeschlagen, dem König den Proceß zu machen, aber die Annäherung des Preussischen Heers und der ungewisse Ausgang des Feldzugs war die Ursache, daß die Motion ajournirt, oder aufgeschoben wurde. Sobald aber Mangel an Lebensmitteln und Krankheiten den Herzog von Braunschweig zum Rükzug genöthigt hatten, da brach die Wuth der Jakobiner gegen die königliche Familie auf einmal von allen Seiten los. Sie hielten sich nun für schlechterdings unüberwindlich,

und

und eilten nun durch das längst ersehene Opfer ihre Blutgierde wieder auf eine Zeitlang zu sättigen.

Jezt bestürmten die Jakobiner die Nationalkonvention mit Aufforderungen und Adressen, den Proceß Ludwigs vorzunehmen. Der mit ihnen verbundene Pöbel drohte, und die Repräsentanten der Nation mußten gehorchen. Die wichtige Frage kam nun zur Entscheidung vor, ob Ludwig peinlich angeklagt werden, und wer sein Richter seyn könne? Der Berichterstatter entschied ganz nach dem Wunsch des grösten Theils der Nationalkonvention, daß Ludwig, und zwar durch die Nationalkonvention, gerichtet werden könne. In der darauf gefolgten Diskußion zeigten zwar einige Mitglieder aufs deutlichste, daß Ludwig wegen des von der Nation durch die Konstitution mit ihm eingegangenen Vertrags und der ihm dadurch zugesicherten Unverlezlichkeit unmöglich angeklagt werden, noch weit weniger aber die Nationalkonvention Ankläger und Richter zugleich seyn könne, diß würde, sagten sie, die höchste Ungerechtigkeit und den grösten Despotismus verrathen. Aber auf diese wahre und so gegründete Vorstellungen wurde keine Rüksicht genommen, sondern dekretirt: Ludwig solle von dem Nationalkonvent gerichtet werden. Mehrere Jakobiner in der Versammlung riefen damals: was man viele Umstände zu machen brauche, Ludwig seye des Todes schuldig, und in Zeit von 24 Stunden solle man ihn hinrichten lassen. Doch so wüthend und unmenschlich war der gröste Theil des Natio-

nalkonvents noch nicht, dagegen beschlos er, sich täglich gewisse Stunden mit Ludwigs Proceß zu beschäftigen, bis er geendigt seye. Sonst wurde noch in der Konvention die Motion gemacht, die ganze königliche Familie auszurotten, und darauf beschlossen, daß der Nationalkonvent sich unmittelbar nach dem Urtheil über Ludwig mit dem Schiksal seiner Familie beschäftigen wolle. —

Als Ludwig hörte, daß sein Proceß in der Nationalversammlung vorgenommen werden würde, war er anfänglich ziemlich niedergeschlagen, doch bald faßt' er sich wieder. — Im November überfiel ihn ein Fieber mit starkem Husten und Schnuppen. Auch die Königin und die Prinzeßin Elisabeth waren unpäslich. Man ließ ihnen den verlangten Arzt kommen. Municipalkommissarien mußten immer bei seinen Besuchen gegenwärtig seyn. Ludwig trank Molken, und befand sich, gleich seiner Gemahlin und Schwester, in kurzer Zeit wieder hergestellt.

Die Nationalversammlung dekretirte, daß Ludwig am 11ten Decembr. vor ihre Schranken gebracht, und da verhört werden sollte. In der Abendsitzung vom 10ten Decbr. wurde die Erzählungsakte der Vergehungen Ludwigs des 16ten verfertigt. Man kam mit dem ganzen Akt und den Fragen, die der König beantworten sollte, in dieser Abendsitzung nicht zu Stande, und man mußte daher noch am folgenden Tag daran arbeiten. Ludwig, der noch nicht wußte, was mit ihm vorgenommen werden sollte, stand am 11ten Decbr.

Mor=

Morgens um 7 Uhr auf. Er hatte einen langen Bart, rasirte und frisirte sich aber nicht, wie er sonst zu thun gewohnt war. Um 8 Uhr Morgens hörte er die Trommel rühren. — „Was gibts?“ fragte er den Municipalbeamten, der bei ihm im Zimmer war. — „Ich weiß es nicht,“ — war die Antwort. „Um diese Stunde hört man sonst „nichts dergleichen, ist es nicht der General„marsch?“ „ich weiß es nicht!“ — „Ich höre „Pferde im Hofe!“ — „Ich weiß nicht, was „es ist,“ versezte der Municipalbeamte. —

Die königliche Familie nahm zusammen das Frühstük ein, sie war sehr bestürzt, und das fortdaurende Geräusch vermehrte ihren Schrecken. — Man hörte deutlich, daß sich Truppen im Hof versammelten. — Ludwig allein blieb ruhig. —

Die Königin mit ihrer Tochter und der Prinzeßin Elisabeth mußte sich, wie gewöhnlich, nach dem Frühstück entfernen. — Statt daß Ludwig seinem Sohn den gewöhnlichen Unterricht in der Geographie gab, spielte er mit ihm das Spiel Siam. Der Dauphin konnte nie über die Zahl 16 kommen. — „Lieber Papa! diese Zahl ist sehr „unglüklich,“ sagte er. — „Nicht heute erst „weiß ich das,“ erwiederte der Vater. Nachdem das Spiel geendigt war, und das Geräusch immer stärker wurde, näherte sich der Municipalbeamte dem König, und sagte: „Mein Herr! ich „kündige Ihnen an, daß Sie einen Besuch vom „Maire bekommen werden.“ — Ludwig: „Ganz

„gut." — **Municipalbeamte:** „Ich muß Ih„nen voraussagen, daß er nicht in Gegenwart „Ihres Sohnes mit Ihnen sprechen wird. Dieser „wird sich also in das Zimmer seiner Mutter be„geben." — **Ludwig:** „Komm mein Sohn! „umarme mich! (ganz leise) umarme deine „Mutter in meinem Namen!" — Der Kammerdiener Clery erhielt Befehl, hinauszugehen, und das Kind zu seiner Mutter zu führen. — **Ludwig:** „Ich werde also den Maire sehen; ist es „ein dicker, grosser, junger, oder alter Mann?" **Municipalbeamte:** „Ich kenne ihn nur unvoll„kommen, ich weiß, daß er von mittlerem Alter, „mager und ziemlich groß ist." — Ludwig gieng eine Viertelstunde auf und ab. „Wissen Sie, „was er mir zu sagen hat?" **Municipalbeamte:** „Er wird es Ihnen selbst sagen." Der König blieb hierauf eine ganze Stunde in seinem Lehnstuhl sitzen, und war so in Gedanken vertieft, daß er den Municipalbeamten nicht sah, als derselbe vor ihn trat. „Was wollen Sie," sagte er, da er ihn bei'm Aufstehen erblikte. **Municipalbeamte:** „Ich habe nur sehen wollen, ob „Sie nicht unpäslich sind." **Ludwig:** „Nein, „mein Herr!" Hierauf sezte er sich wieder eine Zeitlang in den Armstuhl, und sagte: „Der „Maire läßt lange auf sich warten." Endlich erschien derselbe mit dem Stadtschreiber. „Ich „habe den Auftrag," sprach der Maire, „Ihnen „zu eröfnen, daß der Nationalkonvent Sie an „seinen Schranken erwartet, ich komme, um Sie

„da-

„dahin zu führen.“ — Der Stadtschreiber las hierauf folgenden Auszug aus dem Dekret des Nationalkonvents vom 6ten Decbr.: „Ludwig Ca-„pet soll an die Schranken geführt werden, um „auf die Fragen zu antworten, die ihm allein „durch den Mund des Präsidenten werden gemacht „werden.“ — Hierauf fragte der Maire den König, ob er sich hinbegeben wolle? Ludwig schien einen Augenblik anzustehen, und sagte endlich: „Ich heisse nicht Ludwig Capet, meine Vorfah-„ren haben zwar diesen Namen geführt, aber nie-„mals nannte man mich so. Diß ist übrigens ei-„ne Folge der gewaltsamen Behandlung, die ich „seit 4 Monaten erdulde. Diesen Morgen hat „man meinen Sohn von mir getrennt, und mich „dadurch eines Vergnügens beraubt. — Schon „seit 2 Stunden habe ich auf Sie gewartet.“ Ohne hierauf zu antworten, ersuchte der Maire den König, ihm zu folgen. Wie sie durch den Garten giengen, warf Ludwig noch einen Blick auf den Thurn. Unwillkührlich stürzten ein paar Thränen aus seinen Augen. Als er in den ersten Hof kam, zog die neue Reuterei der militaire Ecole seine Aufmerksamkeit auf sich. Der Maire, der Gemeindeprokurator und der Stadtschreiber sezten sich zu ihm in die Kutsche. 32 Municipalbeamten folgten ihr. 48 Gendarmes erdfneten den Zug, und eben so viele Reuter der militaire Ecole schlossen ihn. Drei Kanonen waren vor, und drei hinter dem Zug. 600 Nationalgarden marschirten drei Mann hoch zu beiden Seiten neben dem Wagen des

Königs, jedem von ihnen hatte man 16 scharfe Patronen gegeben. Der König beobachtete fast während der ganzen Zeit des Hinfahrens ein tiefes Stillschweigen. Die Kutsche wurde durch einen Zufall zwischen dem Thor St. Martin und St. Denis aufgehalten. Hier fragte Ludwig, ob man die Triumph-Bögen nicht abbrechen würde? Man antwortete ihm, der vor dem Thor St. Denis sey ein Meisterstük der Kunst, und man werde ihn daher zu erhalten suchen. Auf dem ganzen Wege herrschte das tiefste Stillschweigen. In den Gassen, durch welche der Zug gieng, durfte kein Fenster geöfnet werden. Um 1 Uhr war der König aus dem Tempel weggefahren, um 2 Uhr kam er vor dem Konvent an. General Santerre, der den ganzen Zug kommandirt hatte, erschien nun an den Schranken, und sagte: „Ich habe „Ihr Dekret vollzogen. Ludwig Capet ist da, und „erwartet ihre Befehle." Der Präsident befahl, ihn sogleich vor die Schranken zu führen. Die Municipalbeamten, die den König begleitet hatten, traten zuerst herein, ihnen folgte Ludwig. Das tiefste Stillschweigen herrschte in der Versammlung. Der Präsident sagte darauf: „Ludwig! die französische Nation klagt Sie an. Die „Nationalversammlung hat dekretirt, daß Sie von „ihr gerichtet werden sollen. Man wird Ihnen „die Klagschrift mit allen Punkten, deren man „Sie beschuldigt, vorlesen. — Sie können sich „setzen." — Ludwig sezte sich. — Ein Sekretair verlas nun die Anklagpunkte. —

Ludwig hörte sie mit Aufmerksamkeit an, ohne daß man auf seinem Gesicht irgend eine Bewegung bemerken konnte, welche die geringste Unruhe verrathen hätte. — Sobald die Vorlesung der Schrift geendigt war, fieng der Präsident an, solche Punkt vor Punkt zu wiederholen, mit der Aufforderung an Ludwig, auf jeden Punkt zu antworten.

Der Präsident spricht: Ludwig! „Das französische Volk klagt Sie an, eine Menge Verbrechen begangen zu haben, um die Nation zu zerstören, und auf deren Trümmern Ihre Tyrannei „zu gründen. Sie haben am 20sten Junius 1789 „einen Eingriff in die Souvrainität des Volks gewagt, indem Sie die Versammlung seiner Repräsentanten suspendirten, und mit Gewalt aus „dem Ort ihrer Sitzungen hinausstiessen. Den „Beweis gibt das Protokoll, welches die constituirende Nationalversammlung im Ballhaus zu „Versailles, ihrem Sitzungsort, verfaßte. Und „am 28sten Jun. haben Sie der Nation Gesetze „vorschreiben wollen. Sie haben die Repräsentanten derselben mit Truppen umringt. Sie haben der Versammlung 2 Erklärungen, welche alle Freiheit von Grund aus zerstören, vorgelegt, „und ihr befohlen, auseinander zu gehen. Ihre „Erklärungen und die Protokolle der Nationalversammlung bestätigen diese Attentate. Was haben Sie darauf zu antworten?“

Der König: „Es waren keine Gesetze vorhanden, die mich, jenes zu thun, hinderten.“

Präs.

Präs. „Sie haben eine Armee gegen die Bür„ger von Paris marschiren lassen; von diesen wur„den viele durch Ihre Miethlinge getödtet. Sie „entfernten die Armee nicht eher, als bis die Ein„nahme der Bastille und der allgemeine Aufstand „Sie lehrten, daß das Volk Sieger sey. Die „Reden, welche Sie am 9ten, 12ten und 14ten „Jul. an verschiedene Deputationen der konstitui„renden Nationalversammlung hielten, beweisen „Ihre Gesinnungen, und die Ermordete in den „Tuillerien zeugen gegen Sie.“

Der König: „Es stund damals rechtlich in „meiner Macht, Truppen marschiren zu lassen. „Blut zu vergiessen war aber nie meine Absicht.“

Präs. „Nach diesen Ereignissen, und trotz „den Versprechungen, welche Sie am 15ten in „der Nationalversammlung, und am 17ten auf „dem Rathhause zu Paris gaben, haben Sie auf „Ihren Entwürfen gegen die Freiheit der Nation „beharrt. Sie verzögerten lange die Vollziehung „der Dekrete vom 11ten Aug., welche die Leib„eigenschaft, die Abschaffung der Lehngefälle und „der Zehnten festsezten. Sie weigerten sich lan„ge, die Erklärung der Rechte des Menschen an„zuerkennen. Sie verdoppelten die Zahl Ihrer „Leibgarden, und beriefen das Regiment Flan„dern nach Versailles. Sie erlaubten, daß vor „Ihren Augen in Gastmalen die Nationalkokarde „mit Füssen getreten, die weisse Kokarde aufge„stekt, und die Nation beschimpft wurde. Sie „machten endlich einen 2ten Aufstand nothwendig,

„ver-

„verursachten den Tod vieler Bürger, und erst „nach der Niederlage Ihrer Garden veränderten „Sie die Sprache, und erneuerten Ihre treulose „Versprechungen. Die Beweise dieser Thaten ste- „hen in Ihren Bemerkungen vom 18ten Septbr. „über die Dekrete vom 11ten Aug. in den Pro- „tokollen der Nationalversammlung, in den Er- „eignissen zu Versailles vom 5ten und 6ten Okt., „und in der Rede, welche Sie am nemlichen Ta- „ge an eine Deputation der Nationalversamm- „lung hielten, da Sie sagten: Sie wollen Sich „durch derselben Rath belehren lassen, und Sich „von ihr nie mehr trennen."

Der König: „Ich machte über die beide er- „ste Gegenstände solche Bemerkungen, die ich für „recht hielt. Der Punkt wegen der Kokarde ist „falsch; vor meinen Augen ist diß nicht geschehen."

Präs. „Sie haben bei dem Bundesfest am „14ten Jul. einen Eid geschworen, den Sie nicht „hielten. Sie haben durch Talon in Paris und „durch Mirabeau in den Provinzen den Geist der „Nation verderben, und zu einer Gegenrevolution „bereiten lassen."

Der König: „Ich erinnere mich nicht mehr, „was damals geschah. Aber alles diß ist ja frü- „her geschehen, als ich die Konstitution ange- „nommen habe."

Präs. „Sie haben Millionen ausgetheilt, „um diese Bestechung zu bewirken. Sie haben „die Gunst des Volks zu erschleichen gesucht, um „es zu unterjochen. Diß ergibt sich aus einer

„Schrift

„Schrift von Talon, welche Sie selbst mit eigen„händigen Anmerkungen begleiteten, und aus ei„nem Brief, den Laporte am 19ten April an Sie „schrieb. In diesem berichtet er Ihnen eine Un„terredung, die er mit Rivarol hatte, und sagt, „daß die Millionen, welche man Sie auszu„theilen veranlaßt hatte, nichts gewirkt haben. „Seit langer Zeit hatten Sie an eine Flucht ge„dacht. Am 23sten Febr. wurde Ihnen in einer „Schrift die Anleitung dazu gegeben, und Sie „schrieben Ihre Bemerkungen dazu hin.“

Der König: „Ich kannte nie ein grösseres „Vergnügen, als denen Geld zu geben, denen „es daran fehlte. Diß hieng aber nie mit Pro„jekten zusammen.“

Präs. „Am 28sten Febr. versammelte sich ei„ne Menge Edelleute und Offiziere in Ihren Zim„mern in den Tuillerien, um diese Flucht zu er„leichtern. Sie wollten am 18ten Paris verlas„sen, um sich nach St. Cloud zu begeben.“

Der König: „Diese Beschuldigung ist absurd.“

Präs. „Aber der Widerstand der Bürger zeigte „Ihnen, daß das Mißtrauen groß sey. Sie such„ten dasselbe zu zerstreuen, indem Sie der Na„tionalversammlung einen Brief mittheilten, wel„chen Sie an die Gesandten der Nation bei frem„den Mächten schrieben, um ihnen anzukündigen, „daß Sie frei die Konstitutions-Artikel angenom„men haben, welche man ihnen präsentirt hatte, „und gleichwol nahmen Sie am 21sten die Flucht „mit einem falschen Paß. Sie liessen eine Er-

„klä-

„klärung gegen eben dieselbe Konstitutions-Arti-
„kel zurük. Sie geboten den Ministern, keinen
„Akt, der von der Nationalversammlung herkä-
„me, zu unterzeichnen, und verboten dem Justiz-
„Minister, die Staats-Siegel derselben auszu-
„liefern. Sie verschwendeten das Geld der Na-
„tion, um sich einen erwünschten Erfolg dieser
„Verrätherei zu versichern, und die öffentliche
„Macht mußte solche unter Bouille's Befehlen de-
„ken, welcher nachher auch mit dem Mord-Auf-
„tritt in Nancy beschäftigt und von ihnen ange-
„wiesen wurde, er solle doch ja seine Popularität
„zu erhalten suchen, damit er Ihnen nützlich seyn
„könnte. Diese Thatsachen sind theils durch eine
„Schrift vom 23sten Febr., welcher Sie mit eig-
„ner Hand Anmerkungen beifügten; theils durch
„Ihre Erklärung vom 20sten Jun., welche ganz
„von Ihrer Hand geschrieben ist, durch Ihren
„Brief vom 4ten Sept. 1790 an Bouille, und
„endlich durch eine Note von Bouille, worinn er
„Ihnen von der Verwendung der 993,000 Livres
„Rechenschaft gibt, welche er von Ihnen erhal-
„ten und zum Theil zur Bestechung der Truppen,
„welche Sie begleiten sollen, verwendet hat.“

Der König: „Von jener Schrift vom 23sten
„Febr. weiß ich nichts. Was meine Reise nach
„Varennes betrift, so berufe ich mich auf das,
„was ich damalen der konstituirenden National-
„versammlung gesagt habe.“

Präs. „Nach Ihrer Gefangennehmung zu
„Varennes war die Ausübung der vollziehenden
„Ge-

„Gewalt eine Zeitlang in Ihren Händen suspen„dirt, und doch sezten Sie Ihre Verschwörungs„Plane fort. Am 17ten Jul. wurde Bürgerblut „auf dem Marsfeld vergossen. Ein Brief von „Ihrer Hand von 1790 an la Fayette beweißt „zwischen Ihnen und la Fayette eine verbrecheri„sche Verbindung, welcher auch Mirabeau beige„treten war. Die Revision der Konstitution fieng „unter diesen grausamen Auspicien an. Alle Ar„ten von Bestechung wurden angewandt. Sie be„zahlten Pasquille, Winkel-Schriften, Journa„le, die bestimmt waren, um die öffentliche Mei„nung zu vergiften, die Assignaten um ihren Cre„dit zu bringen, und die Sache der Ausgewan„derten zu vertheidigen. Septeuil's Verzeichnisse „beweisen, welch' ungeheure Summen zu diesen „Freiheit-mordenden Manövres gebraucht wor„den sind."

Der König: „Was am 17ten Julius vor„gieng, kann mir nicht zur Last gelegt werden. „Von allem Uebrigen weiß ich nichts."

Präs. „Sie schienen am 14ten Sept. 1792 „die Konstitution anzunehmen. Ihre Reden kün„digten Ihren Willen an, solche zu handhaben. „Und doch arbeiteten Sie am Umsturz derselben, „noch ehe sie vollendet war. — Eine Konvention „ward zu Pillniz am 14ten Jul. zwischen Leo„pold von Oestreich und Friedrich Wilhelm von „Brandenburg verabredet. Diese hatten sich ver„bindlich gemacht, den Thron der unumschränk„ten Monarchie in Frankreich herzustellen, und

„Sie

„Sie haben von dieser Konvention bis zum Au„genblik, da sie in ganz Europa bekannt war, „geschwiegen."

Der König: „Ich habe davon sobald Nach„richt gegeben, als ich sie selbst erhalten hatte. „Uebrigens geht diß, kraft der Konstitution, den „Minister an."

Präs. „Die Stadt Arles hatte die Fahne der „Empörung aufgestekt. Sie schikten 3 Civil-Com„missarien hin, welche alles thaten, nicht nur die „Contrerevolution nicht zu unterdrücken, sondern „sie zu rechtfertigen."

Der König: „Ihre erhaltene Verhaltungs„befehle werden ihren Auftrag beweisen. Persön„lich kannte ich keinen von ihnen, da sie mir von „den Ministern vorgeschlagen wurden."

Präs. „Avignon und Venaissin hatten sich „mit Frankreich vereiniget. Sie liessen das De„kret erst nach einem Monat vollziehen; und wäh„rend dieser Zeit hat ein bürgerlicher Krieg diß „Land verheert. Die Kommissarien, welche Sie „nach einander dahin abschikten, trugen zur Ver„wüstung vollends alles bei."

Der König: „Ich erinnere mich nicht, wie „lange die Vollziehung verschoben worden. Ue„brigens kann diß persönlich nicht mich angehen. „Man halte sich an diejenige, die dahin abge„schikt worden sind, und an diejenige, so jene „abgeschikt haben."

Präs. „In Nismes, Montauban, Mende, „Jales hatten sich von den ersten Tagen der Frei-

„heit an grosse Gährungen ereignet. Sie haben „nichts gethan, um sie zu unterdrücken, bis zu „der Zeit, da Saillants Empörung öffentlich aus„brach.“

Der König: „Ich habe dißfalls alle Befeh„le gegeben, welche mir die Minister vorgeschla„gen haben.“

Präs. „Sie haben 22 Bataillone gegen die „Marseiller geschikt, welche marschirt waren, um „die Contrerevolution in Arles zu unterdrücken.“

Der König: „Um diß richtig zu beantwor„ten, sollte ich die Schriften selbst haben.“

Präs. „Sie haben das Kommando im Sü„den dem Wittgenstein gegeben, welcher Ihnen, „nachdem er zurükberufen worden war, am 21sten „April 1792 schrieb: „Nur noch einige Augenbli„ke, so werde ich für immer um den Thron Eu„rer Majestät tausende von Franzosen sammeln, „die Ihrer Wünsche für das Glük derselben wür„dig sind.“

Der König: „Dieser Brief ist später, als „seine Zurükberufung. Er ist seither nicht mehr „angestellt worden. Des Briefs erinnere ich mich „nicht.“

Präs. „Sie haben Ihre ehmalige Leibgarden „in Koblenz bezahlt. Diß beweisen Septeuil's Re„gister; und mehrere von Ihnen selbst unterzeich„nete Ordres bestätigen es, daß Sie beträchtliche „Summen an die Ausgewanderte, Bouille, Ro„chefort, Vauguyon, Choiseul-Beaupre, Ha„milton und die Frau Polignac geschikt haben.“

Der König: „Sobald ich erfuhr, daß sich „meine Gardes du Corps jenseits des Rheins for„mirten, verbot ich, irgend etwas an sie zu be„zahlen. Von allem übrigen erinnere ich mich „nichts.“

Präs. „Ihre Brüder, Feinde des Staats, „haben die Ausgewanderte unter ihre Fahnen ver„sammlet, Regimenter errichtet, Anlehen gemacht, „und Allianzen in Ihrem Namen geschlossen. Sie „haben nicht bälder erklärt, daß solches wider Ih„ren Willen und Wissen geschehe, als da Sie „überzeugt waren, daß sie den Entwürfen dersel„ben nicht mehr schaden konnten. Ihr Einver„ständniß mit ihnen ist durch ein Billet von der „Hand Ludwig Stanislaus Xaver bewiesen. Diß „ist von Ihren beiden Brüdern unterschrieben, „und enthält folgendes:

„Ich habe Ihnen geschrieben, aber durch die „Post, und da durfte ich mich nicht genug aus„drücken. Wir sind hier zwei, aber in der That „nur eins; einerlei Gesinnung, einerlei Grundsä„ze, gleicher Eifer, Ihnen zu dienen. Wir be„obachten das Stillschweigen, aber nur, weil wir „uns schaden würden, wenn wir zu früh losbre„chen wollten. Jedoch werden wir sprechen, so„bald wir der allgemeinen Unterstützung gewiß „sind; und dieser Augenblik ist nahe. Wenn man „von Seiten dieser Leute mit uns spricht, so wer„den wir nichts hören. Ist es aber von Ihrer „Seite, da werden wir hören. Wir gehen aber „unsern Weg gerade zu. Wenn man also ver-

„langt, daß Sie uns Etwas sagen sollen, so ge„nieren Sie Sich nicht. Seyen Sie ruhig we„gen Ihrer Sicherheit. Wir leben nur, um Ih„nen zu dienen; wir arbeiten mit Eifer, und al„les geht gut. Selbst unsere Feinde haben ein „zu grosses Interesse an der Erhaltung Ihres Le„bens, als daß sie ein unnützes Verbrechen be„gehen würden, das dieselbe vollends zu Grund „richten würde. —

Adieu. L. S. Xavier und Karl Philipp."

Der König: „Ich habe alle Schritte meiner „Brüder, der Konstitution gemäß, mißbilligt, „sobald ich davon Nachricht erhielt. Diß Brief„chen aber kenne ich gar nicht."

Präs. „Die Linienarmee, welche auf die Bei„ne gebracht werden sollte, enthielt am Ende De„cembers 1791 nur 100,000 Mann. Sie hatten „es also vernachläßigt, für die äussere Sicherheit „des Staats zu sorgen. Narbonne, Ihr Agent, „hatte die Aushebung von 50,000 Mann verlangt; „aber er hielt eine Rekrutirung von 25,000 Mann „auf, und versicherte, es sey alles bereit, und „doch war nichts bereit. Nach ihm schlug Ser„van die Errichtung eines Lagers von 20,000 „Mann bei Paris vor. Die Nationalversamm„lung beschloß es, Sie aber versagten die Bestä„tigung des Dekrets."

Der König: „Ich habe dem Minister alle „Befehle gegeben, um die Vermehrung der Ar„mee zu beschleunigen. Im December sind die „Etats der ganzen Armee der Nationalversamm-

„lung

„lung vorgelegt worden. Hat sie sich betrogen, „so ist diß nicht meine Schuld.“

Präs. „Ein Enthusiasmus von Vaterlands„liebe machte, daß die Bürger von allen Seiten „nach Paris eilten. Sie aber gaben Proklama„tionen, um dieselbe in ihrem Marsch aufzuhal„ten. Und gleichwohl fehlte es unsern Armeen „an Soldaten. Dumourier, Servans Nachfol„ger, hatte erklärt, daß die Nation weder Waf„fen, noch Munition, noch Lebensmittel habe, „und daß ihre Vestungen nicht im Stand seyen, „sich zu vertheidigen. Sie warteten aber, bis „Sie durch eine Aufforderung an den Minister „Lajard dazu gedrungen wurden. Diesen forderte „die Nationalversammlung auf, die Mittel anzu„zeigen, um äussere Sicherheit zu erhalten. Und „dann schlugen Sie die Aushebung von 42 Ba„taillonen vor. Den Kommandanten der Trup„pen gaben Sie den Auftrag, die Armee zu des„organisiren, ganze Regimenter zum Abfall und „zum Uebergang über den Rhein zu verleiten, wo „sie Ihren Brüdern und Leopold von Oestreich, „mit welchen Sie im Einverständniß lebten, die„nen sollten. Diß ist durch einen Brief des Kom„mandanten Toulongeon von der Franche Comte „erwiesen.“

Der König: „Davon weiß ich nichts. An „der ganzen Anklage ist nicht ein Wort wahr.“

Präs. „Sie haben Ihren Gesandtschafts„Männern aufgetragen, den Bund der fremden „Mächte und Ihrer Brüder zu unterstützen, und

„besonders Frieden zwischen der Türkei und Oest=
„reich zu bewirken, um diesem Haus den Vor=
„theil zu verschaffen, daß es nicht mehr seine
„Gränze an der Türkei zu bewachen Ursache hat,
„und dagegen eine grössere Zahl Truppen gegen
„Frankreich schicken kann. Ein Brief des franzö=
„sischen Gesandten Choiseuil Gouffier in Konstan=
„tinopel beweißt diß.“

Der König: „Choiseuil hat nicht die Wahr=
„heit gesagt. Es befindet sich nicht so.“

Präs. „Die Preussen zogen gegen unsre Grän=
„zen heran. Man forderte am 8ten Jul. Ihren
„Minister auf, über unsre politische Verhältnisse
„mit Preussen zu berichten. Sie antworteten am
„10ten, daß 50,000 Preussen gegen uns ziehen,
„und daß Sie hiemit von diesen bevorstehenden
„Feindseligkeiten, der Konstitution gemäß, Nach=
„richt geben.“

Der König: „Erst damals hatte ich selbst
„die Sache erfahren. Die ganze Korrespondenz
„gieng durch die Minister.“

Präs. „Sie haben die Stelle eines Kriegs=
„ministers dem Dabancourt, Calonne's Neffen,
„anvertraut, und der Erfolg Ihrer Verschwörung
„gieng so gut, daß Longwy und Verdun den Fein=
„den, sobald sie sich zeigten, überliefert wurden.“

Der König: „Ich wußte nicht, daß Daban=
„court ein Neffe von Calonne ist. Ich habe die
„Waffenplätze nicht der Mittel, um sich halten
„zu können, beraubt. Ich habe mir nie derglei=
„chen Dinge erlaubt. Ich weiß gar nichts da=
„von,

„von, wenn die Sache auch wirklich sich so soll-
„te ereignet haben.“

Präs. „Sie haben unsre Marine zernichtet;
„eine Menge Seeoffiziers war ausgewandert;
„kaum blieben noch einige zum Dienst der See-
„häfen. Gleichwohl bewilligte ihr See-Minister
„Bertrand noch täglich neue Pässe. Und als Ih-
„nen die Nationalversammlung am 8ten Merz
„seine strafbare Aufführung vorstellte, antworte-
„ten Sie, daß Sie mit seinem Dienste zufrieden
„seyen.“

Der König: „Ich that alles, um die Offi-
„ziere zurükzuhalten. Mit Bertrand aber wollte
„ich keine Veränderung vornehmen, weil die Na-
„tionalversammlung keine Beschwerde, weshalb
„man ein Anklagedekret gegen ihn geben könnte,
„vorzubringen wußte.“

Präs. „Sie haben in den Kolonien die Be-
„hauptung einer unumschränkten Regierung be-
„günstigt. Ihre Agenten haben überall auf Un-
„ruhen und Contrerevolution gearbeitet. Diese ist
„auch dort in eben dem Zeitpunkt ausgebrochen,
„da sie in Frankreich hätte ausbrechen sollen. Diß
„beweißt genug, daß Ihre Hand dort, wie hier,
„mit im Spiel war.“

Der König: „Wenn von meinen Agenten in
„den Kolonien die Rede ist, so haben Sie nicht
„die Wahrheit geredet. Alles so eben Gesagte
„paßt gar nicht auf mich.“

Präs. „Das Innere des Staats war durch
„Schwärmer in Unruhe. Sie erklärten sich als

„Beschützer derselben, und zeigten deutlich Ihre „Absicht, durch dieselbe Ihre ehmalige Macht wie„der zu erlangen.“

Der König: „Hierauf kann ich gar nicht „antworten; ich weiß von allem nichts.“

Präs. „Die gesezgebende Versammlung hatte „am 29sten Jan. ein Dekret gegen die aufrühre„rische Priester gegeben, und Sie haben dessen „Vollziehung suspendirt.“

Der König: „Die Konstitution ließ es mir „frei, die Dekrete zu bestätigen, oder nicht.“

Präs. „Die Unruhen hatten zugenommen; „der Minister erklärte, daß er in den vorhande„nen Gesetzen kein Mittel finde, um die Schul„digen zu treffen. Die gesezgebende Versamm„lung gab ein neues Dekret; Sie versagten wie„der die Vollziehung.“

Der König. Antwort wie zuvor.

Präs. „Der Mangel an Bürger-Sinn der „Garde, welche die Konstitution Ihnen gegeben „hat, machte deren Verabschiedung nothwendig. „Am folgenden Tag erliessen Sie an dieselbe ein „Schreiben, daß Sie mit derselben vollkommen „zufrieden seyen. Ja Sie zahlten derselben noch „immer den Sold.“

Der König: „Nur so lange bezahlte ich sie, „bis nach Ihrem Dekret die Garde neu errichtet „seyn würde.“

Präs. „Sie behielten die Schweizergarden bei „Ihnen. Die Konstitution verbot es Ihnen, und „die gesezgebende Versammlung hatte ausdrüklich „deren Abreise beschlossen.“

Der

Der König: „Ich habe alle Dekrete befolgt, „die dißfalls erlassen worden sind."

Präs. „Sie hatten in Paris besondere Kom„pagnien, welche zu ihren Contrerevolutions-Ent„würfen Unruhen erregen mußten. Dangremond „und Gilles waren 2 Ihrer Agenten, von der Ci„villiste bezahlt. Die Quittungen von Gilles, dem „die Anordnung einer Kompagnie von 60 Mann auf„getragen war, werden Ihnen vorgelegt werden."

Der König: „Von allen dergleichen Ent„würfen weiß ich nichts. Ich habe nie an eine „Contrerevolution gedacht."

Präs. „Sie haben durch beträchtliche Sum„men mehrere Mitglieder beider Nationalversamm„lungen zu Ihren Absichten erkaufen wollen. Brie„fe von St. Leon und andern Mitgliedern be„weisen diß."

Der König: „Viele Personen meldeten sich „bei mir mit dergleichen Entwürfen, wurden aber „alle von mir abgewiesen."

Präs. „Wer waren diese?"

Der König: „Es war alles so unbestimmt, „daß ich mich der Umstände ganz nicht mehr er„innere."

Präs. „Und wer sind die, welchen Sie Geld „versprochen, oder gegeben haben?"

Der König: „Keinem."

Präs. „Sie haben die französische Nation in „Deutschland, Italien und Spanien verächtlich „machen lassen, denn Sie verlangten nie, daß

„da, wo Franzosen beschimpft wurden, Genug-
„thuung gegeben werde.“

Der König: „Die diplomatische Korrespon-
„denz beweißt das Gegentheil. Uebrigens geht
„diß die Minister an.“

Präs. „Sie haben am 10ten August früh um
„5 Uhr über die Schweizer Revue gehalten, und
„die Schweizer haben zuerst auf die Bürger ge-
„schossen.“

Der König: „Ich sah alle Truppen nach,
„welche an diesem Tag um mich versammelt wa-
„ren. Die konstitutionsmäßige Gewalten waren
„bei mir; Departement, Maire und Municipali-
„tät. Ich habe sogar eine Deputation der Na-
„tionalversammlung zu mir erbetten, und habe
„mich hierauf selbst nebst meiner Familie in ih-
„ren Schoos begeben.“

Präs. „Warum hatten Sie Truppen im
„Schloß versammelt?“

Der König: „Alle konstituirte Gewalten ha-
„ben, was vorgieng, mit angesehen. Das Schloß
„wurde bedroht. Und da ich selbst konstituirte Ge-
„walt war, so war es meine Pflicht, mich zu
„vertheidigen.“

Präs. „Warum hatten Sie den Maire von
„Paris in der Nacht vom 9ten auf den 10ten
„August ins Schloß berufen?“

Der König: „Wegen der Unruhen, die sich
„verbreiteten.“

Präs. „Sie haben das Blut der Franzosen
„vergossen.“

Der König: „Nein, mein Herr! Ich war „es nicht.“

Präs. „Sie haben Septeuil bevollmächtigt, „in Hamburg sehr viel Korn, Zucker und Caffee „aufzukaufen. Diß beweißt ein Brief dieses Schaz„meisters.“

Der König: „Ich weiß gar nicht, was Sie „da sagen.“

Präs. „Warum haben Sie das Dekret, das „ein Lager von 20,000 Mann bei Paris anordne„te, mit Ihrem Veto belegt?“

Der König: „Die Konstitution überließ es „meinem eigenen Urtheil und Gutdünken, Dekre„te zu bestätigen, oder nicht. Und dann habe ich „ja von demselben Augenblik an die Zusammen„ziehung eines Lagers bei Soissons begehrt.“

Der Präsident wandte sich hierauf an die ganze Versammlung, und sagte ihr: „Nun sind alle „Fragen geendigt;“ und hierauf zu dem König: „Ludwig! Haben Sie noch etwas hinzuzusetzen?“

Der König erwiederte: „Ich verlange die schrift„liche Mittheilung aller Klagpunkte, die ich so „eben gehört habe, so wie auch der dazu gehöri„gen Schriften. Auch begehre ich, daß es mir „gestattet sey, einen Rath zu meiner Vertheidi„gung zu wählen.“

So beantwortete Ludwig alle Fragen mit Geistesgegenwart und ohne die geringste Furcht. Auf einem Tische, der vor den Schranken war, legte man ihm alle Briefe und Akten vor, die Rand-

bemerkungen von seiner Hand enthielten. Einige erkannte er für die seinige, von den andern und zwar von den meisten erklärte er, daß sie nicht von ihm seyen. — Hierauf sagte der Präsident, der Konvent erlaube ihm, sich in das Conferenz-Zimmer zu begeben. — Ludwig verlangte noch einmal, daß man ihm einen Vertheidigungsrath gestatten solle. In dem Conferenz-Zimmer aß der König ein wenig Brod, mit der Bemerkung, daß er noch nüchtern sey. Der Nationalkonvent beschloß nach lärmenden Debatten, dem König seine Bitte, in Betref eines Raths, zu bewilligen. — Nach 5 Uhr Abends fuhr der König in der nemlichen Begleitung und Ordnung wieder in sein Gefängniß zurük, in das er gekommen war. Auf dem Rükweg riefen viele Stimmen: „Es lebe die „Nation! Es lebe die Republik," und mit unter hörte man auch die Worte: „Unter die Guillotine!" Um halb 7 Uhr brachte man Ludwig wieder in sein Zimmer. In dem Augenblik, da sich der Maire entfernen wollte, bat ihn Ludwig mehrmals und dringend, ihm doch so bald als möglich das Dekret zu überschicken, das ihm einen Rath bewillige, den man Niemand verweigere. Nach der Entfernung des Maire's fragte Ludwig die Municipal-Commissarien, die bei ihm waren: „Glauben Sie wohl, daß ich einen Rath bekom-„men werde." Commissair: „Wenn Ihnen der „Konvent einen bewilligt." Ludwig: „Ich will „die Konstitution nachsehen. (Er las) Die Kon-„sti-

„stitution erlaubt mir einen. Kann ich meine Fa-„milie sehen?“ Commissair: „Ich will das „Templeconseil fragen. Mein College ersezt mei-„ne Stelle.“ (Dieser Commissair geht ab) Ludwig zum 2ten Municipalcommissair: „Lassen Sie „mir etwas Essen bringen, ich bin beinahe noch „nüchtern. — Werde ich mit meiner Familie Ge-„meinschaft haben?“ 2 Commissair: „Nein, „mein Herr! die Konvention wird darüber ent-„scheiden.“ Ludwig: „Nicht einmal mit mei-„nem Sohn?“ — Municipalcommissair: „So „eben sage ich Ihnen, daß Sie mit Ihrer Fami-„milie gar keine Gemeinschaft haben werden, und „dazu gehört ja auch Ihr Sohn.“ Ludwig: „Ach mein Sohn ist ja erst 7 Jahre alt, ich darf „also nicht zu ihm gehen, er kann nicht zu mir „kommen?“ Hierauf speiste Ludwig zu Mittag und Abend zugleich, er as 6 kleine Ripplein, ein klein wenig Geflügel, trank 2 Gläser weissen Wein und ein kleines Glas Alicantwein, und legte sich schlafen. (Diß ist der Bericht, den die Commissarien im Tempel dem Gemeinderath zu Paris abstatteten.)

Die Königin, die von ihrem Sohn gehört hatte, daß sein Papa von dem Maire einen Besuch bekommen werde, war mit ihrer Schwägerin in der grösten Angst, bis man ihr endlich sagte, der König seye vor die Schranken des Nationalkonvents gebracht worden, welches sie ein wenig beruhigte. Die Damen wurden aufs neue unruhig,

hig, da sie Ludwig so lange nicht wieder kommen hörten. Als die Königin endlich erfuhr, daß Ludwig zurükgekommen seye, verlangte sie durchaus ihren Gemal zu sehen, und als ihr diß abgeschlagen wurde, drang sie darauf, daß es wenigstens ihrem Sohn erlaubt seyn möchte, zu seinem Vater zu gehen, aber mit gleichem Erfolg.

Der Pariser Gemeinderath, dem, wie gedacht, die Verwahrung Ludwigs anvertraut war, hatte beschlossen, daß Ludwig mit seiner Familie keine Gemeinschaft haben sollte. Sein Kammerdiener solle mit Niemand anders, als allein mit ihm umgehen. Die Consulenten, die ihm der Nationalkonvent geben werde, sollen blos mit ihm und sonst mit Niemand anders communiciren, und das beständig in Gegenwart der Municipalbeamten. Der Kammerdiener solle sich entfernen, wenn die Consulenten eingeführt werden, blos die Municipalbeamte dürfen bleiben. Aus diesem wenigen kann man sich schon einen Begrif von der grausamen Verfahrungsart der Pariser Municipalität machen, die sich bei aller Gelegenheit in Betref des Königs äusserte — vom 5ten December an mußten in jeder Nacht 2 Gemeindecommissarien bei dem unglüklichen König im Zimmer schlafen. Man nahm ihm alle Rasirmesser weg, die er hatte, und mit welchen er sich den Bart selbst abzunehmen gewohnt war. Man gab den Befehl, daß ihm wie jedem Gefangenen in Zukunft der Bart durch den Gefangenwärter mit der Scheere abgeschnitten werden solle. Der ganzen königlichen Familie nahm

man alle schneidende Werkzeuge ab. Alle Menschen, die zur Bedienung der königlichen Familie in den Temple kamen, wurden aufs genauste durchsucht, und ihnen alles, was schneidend war, abgenommen. Alle Lebensmittel und alles Getränke mußten diejenige vorher kosten, die die königliche Familie als Köche, Keller, oder Mägde bedienten. Man that diß alles darum, damit nicht der König, oder die Königin in einem Anfall von Verzweiflung sich selbst verwunden, oder gar das Leben nehmen möchte. Man wollte sich das Vergnügen aufsparen, den Kopf des Königs auf dem Schaffot fallen zu sehen. Als man König Ludwig den Befehl brachte, alle schneidende Werkzeuge abzuliefern, zukte er die Achseln und während dem er seine Tasche selbst durchsuchte, sagte er: „O „von mir hat man nichts zu fürchten.“ Er bat, ein kleines Souvenir nebst einem Messerchen, das er schon seit 10 Jahren bei sich trage, behalten zu dürfen. Umsonst, er mußte es ausliefern. Die Königin sagte bei dieser Gelegenheit zu den Commissarien in einem bittern Tone. „Man muß uns „auch unsre Nadeln nehmen, denn diese stechen sehr „scharf.“

Nachdem die Nationalkonvention Ludwigs Bitte um einen Vertheidigungs-Rath beschlossen hatte, schikte sie 4 Commissarien aus ihrer Mitte in den Temple, um den König zu fragen, wen er zu seinem Beistand wähle. Ludwig bat sich den Rechtsgelehrten Target, und wenn dieser nicht könne den Tronchet aus, erlaube es aber die Konvention, so möch-

möchte man ihm beide schiken, wozu ihn ohne-hin schon das Gesez berechtigte. Die Commissa-rien der Nationalkonvention bemerkten, daß der Gemeinderath zu Paris dem Beklagten Federn, Dinte und Papier genommen habe. Der Natio-nalkonvent befahl, es ihm wieder zu geben und Ludwigs Bitte an Target und Tronchet gelangen zu lassen. Aus Furcht lehnte es Target unter dem Vorwand seines Alters und Kränklichkeit von sich ab, man nahm es ihm aber sehr übel, und er sah sich genöthigt, in einer gedrukten Schrift seine Mei-nung über Ludwigs Vertheidigung zu sagen. — Tronchet erklärte sogleich, daß die Menschlichkeit ihn verbinde, Ludwigs Vertrauen zu ihm zu ent-sprechen, übrigens thue er feierlich auf alle Be-lohnungen für jezt und in die Zukunft Verzicht! — Indessen meldeten sich von allen Seiten her Män-ner bei der Nationalkonvention, um Ludwigs Sa-che zu vertheidigen. Unter ihnen sind besonders merkwürdig, Narbonne, vormaliger Kriegsminister, der berühmte Neker, Malouet, ein bekanntes Mit-glied der constituirenden Nationalversammlung, und la Moignon Malesherbes ein 70 jähriger Greis der auch schon unter Ludwig dem 16ten eine Mi-nisterstelle bekleidet hatte, und von jeher in dem Ruf der grösten Rechtschaffenheit stund. Ludwig nahm den leztern noch zu seinem Beistand an. Der Gemeinderath beschloß, daß Ludwigs Consulenten, wenn sie zu ihm kämen bis auf die geheimste Or-te visitirt werden sollten. Die Nationalkonvention kassirte diesen Schluß, und befahl, Ludwigs Ver-

thei-

theidigern einen freien Zutritt zu gestatten. Dessen ungeachtet ließ sie der Gemeinderath, doch nicht mit so grosser Strenge, als er anfänglich beschlossen hatte, durchsuchen. Als Tronchet und Malesherbes zu dem König kamen, schloß er die Thür gerade zu, und unterhielt sich eine Zeitlang ungestört mit ihnen. Sie fanden aber hier keine Akten, keine Dokumente, nichts von all' dem, worauf sich Ludwigs Anklage gründete. Auf ihr Verlangen an die Nationalkonvention wurden ihnen durch Kommissarien derselben die Originale vorgewiesen und Abschriften davon gegeben. So gestattete ihnen auch der Konvent, daß sie zu ihrer Hülfe noch einen jungen sehr geschikten Rechtsgelehrten Deseze nehmen durften. — Es war von Wichtigkeit, die Aechtheit der Ludwig zur Last gelegten Unterzeichnungen und Randbemerkungen von seiner Hand durch Kunstverständige untersuchen zu lassen. Die Konvention verweigerte es: Der König verlangte auch von der Nationalkonvention Kraft des Gesezes, daß ihm der Umgang mit seiner Familie gestattet werden solle. Ein Dekret der Konvention erlaubte es, aber ein Mitglied derselben hatte die Unverschämtheit, laut zu rufen; „Euers Dekrets ungeachtet wird es der Gemeinderath nicht erlauben,“ und bald darauf ließ sich die Konvention bewegen, ihr Dekret dahin abzuändern, daß der König wohl seine beide Kinder sehen könne, diese aber mit ihrer Mutter und Tante keinen Umgang mehr haben sollten. Diß konnte der König nicht annehmen, weil er die meiste Zeit über mit seinem

Proceß beschäftigt war, und daher wenig Zeit hatte, sich mit seinen Kindern abzugeben. So wurde ihm abermals ein Recht entzogen, das die Geseze jedem Missethäter ohne Ausnahme einräumten. — Die Scheermesser wurden Ludwig wieder gegeben, da er sich den Bart schlechterdings nicht mit der Scheere abschneiden lassen wollte. — Am 14ten December wurde in der Nationalkonvention dekretirt, Ludwig am 26ten des nemlichen Monats zum leztenmal anzuhören und ihm seine Vertheidigung abzunehmen. Nur 12 Tage gab man Ludwig und seinen Beiständen Zeit zur Vertheidigung; in der That unglaublich wenig für einen solchen Proceß. Auch wurden weder Zeugen verhört, noch sonst genaue Untersuchungen über die Punkte, welche man dem König zur Last legte, angestellt. Man dürstete nach seinem Blut. — Am 26ten December frühe wurde Ludwig unter gleicher Begleitung und Anstalten wie am 11 December vor die Nationalkonvention gebracht. Da bei der Ankunft Ludwigs noch nicht viele Mitglieder des Konvents versammelt waren, so mußte der König noch eine Zeitlang ausser dem Saal verweilen. Endlich wurde er hereingerufen. Der Präsident erinnerte zuvor noch die Mitglieder und Zuhörer, kein Zeichen ihres Beifalls oder Misfallens zu geben, gleich darauf trat Ludwig, umgeben von seinen Vertheidigern, Malesherbes, Tronchet und Deseze, vor die Schranken. — **Der Präsident** sprach. „Ludwig! Die Nationalkonvention hat beschlossen, daß „Sie heute zum leztenmal gehört werden sollen.“

Der

Der König. „Mein Rath wird meine Verthei„digung lesen“ „Präsident. „Sie können sich „sezen.“ Der König und mit ihm Tronchet und Malesherbes sezten sich. Nun las Deseze stehend unter der grösten Stille die Vertheidigungsschrift ab, wegen ihrer Vortreflichkeit folgt sie hier ganz. Der Leser erhält dadurch einen deutlichen Begrif über die ganze wichtige Proceß=Sache des Königs, und die Nichtigkeit der ganzen Anklage ist darinn aufs unläugbarste bewiesen.

„Bürger! Stellvertreter der Nation! Der Augenblik ist endlich gekommen, da Ludwig im Namen des französischen Volks angeklagt, und umringt von dem Rath, welchen ihm Menschlichkeit und Geseze geben, seine Rechtfertigung hören lassen wird. Die Stille selbst, die mich umgiebt, zeigt mir, daß der Tag der übereilten Urtheile dem Tag der Gerechtigkeit hat Plaz machen müssen. Das Unglük der Könige hat etwas mehr anziehendes, mehr heiliges, als das Unglük anderer Menschen, und derjenige, der zuvor auf dem glänzendsten Thron des Welt-Alls saß, muß auch jezt noch eine weit mächtigere Theilnehmung erregen. Ihn haben Sie mitten unter diese Versammlung gerufen. Er ist gekommen, mit Ruhe, mit Würde, stark durch seine Unschuld, gestüzt auf das Zeugniß seines ganzen Lebens. Er hat Ihnen neulich sogar seine Gedanken eröfnet, indem er im ersten Verhör, ohne Vorbereitung, ohne Untersuchung, sich über Beschuldigungen verantwortete, die er nicht voraus sah, indem er so zu sagen, aus dem Stegreif seine Vertheidigung selbst gab. Ludwig hat nur von seiner Unschuld sagen können. Ich komme, um Sie davon zu **überzeugen**. Ich bringe die Beweise mit.

„Sie haben dekretirt, Ludwig solle von Ihnen gerichtet werden; vermuthlich, weil sie dachten, er dürfe seine Unverlezbarkeit nicht geltend machen. Sie haben sich zum Richter in eben der Klagsache erklärt, welche sie selbst als Kläger anhängig machten.“

„Nationen sind Souvrains. Es steht ihnen frei, sich jede beliebige Regierungsform zu geben. Aber eine Nation kann das Souvrainitäts-Recht nicht selbst ausüben, sie muß also irgend jemand dessen Ausübung auftragen. Im Jahr 1789 wollte die Nation eine monarchische Regierung, diese erforderte die Unverlezbarkeit ihres Anführens. Er mußte den Respekt einflössen, welcher den Gehorsam lieben macht, den das Gesez befiehlt. Es war zwischen der Nation und Ludwig dem 16ten ein wirklicher Vertrag, so lange solcher nicht widerrufen wurde. Oder, wenn man will, es war nur ein Auftrag. Aber der, dem man den Auftrag gab, konnte sich doch keine andere Bedingungen oder Strafen denken, als solche, die in der Auftrags-Urkunde bemerkt waren.

„Die Urkunde des Vertrags oder des Auftrags, die Konstitution sagt deutlich: der König ist unverlezbar. Dabei ist von keiner Ausnahme, von keiner Einschränkung dieser Eigenschaft die Rede. Nur sind mehrere Umstände ausdrüklich bemerkt, unter welchen er diesen Charakter der Unverlezbarkeit verliert; nemlich, wenn er die Konstitution nicht beschwören will; oder wenn er, nach dem er sie beschworen, seinen Eid zurük nimmt; wenn er sich an die Spize einer Armee stellt, und die Macht des Staats feindlich gegen die Nation gebraucht; oder wenn, falls eine solche feindliche Unternehmung von andern in seinem Namen gewagt werden sollte, er sich nicht derselben durch eine förmliche Erklärung entgegen sezen würde; wenn er aus dem Reich gegangen, und auf Einladung der Gesezgebenden Versammlung nicht zurükgekehrt wäre. In allen

ten diesen Umständen wird er nach den klaren Buchstaben der Konstitution angesehen, als ob er auf die Krone Verzicht gethan hätte."

„Von einem Gericht über den König, wenn er auf eine dieser gedachten Arten sich verfehlte, von einer wirklichen Strafe, von Absezung ist nicht die Rede, die Konstitution sagt nur: Der König wird angesehen, als habe er selbst dem Thron entsagt, sie spricht das Wort Absezung nicht aus. Nach dem schreklichsten Verbrechen, einem Krieg gegen seine Nation, erklärt sie nur, daß er in die Klasse der Bürger zurükkehre."

„Uebrigens muß das Gesez gleich seyn zwischen dem König und der Gesezgebenden Versammlung, auch diese konnte die Nation verrathen. Sie konnte die Souverainität der Nation an sich reissen, die Nation hat das Recht auch gegen die Deputirte eine Strafe zu bestimmen. Sie that es aber nicht — So wie nun eine Gesezgebende Versammlung, wenn sie auch wirklich die Nation verrathen, oder deren Souverainität an sich gerissen, oder die bestimmte Zeit ihrer Dauer verlängert hätte, weder im Ganzen, noch in einzelnen Gliedern von der Nation zur Verantwortung oder Strafe gezogen, sondern nur von ihrem Auftrage und Amt entlassen werden könnte, weil auf jene Fälle in der Urkunde des Vertrags, oder Auftrags der Nation gegen ihre Stellvertreter nichts bestimmt worden war; eben sowenig findet aus gleichen Gründen eine Strafe gegen den König statt. — Alle Verbrechen, um derenwillen der König angeklagt ist, sind durch den Konstitutionsakt entweder voraus gesehen, oder nicht voraus gesehen worden. Sind sie nicht vorausgesehen, so können sie ihn darum nicht richten: denn das heiligste Recht aller Menschen ist, nur nach Gesezen gerichtet zu werden, die noch ehe das Verbrechen begangen wurde, gegeben worden sind. Sind sie aber voraus gesehen worden, so kön-

nen sie keine andere Strafe über ihn verhängen, als die in dem Konstitutions-Gesez angegeben ist. — Die Nation konnte wohl ihre Regierungsform, aber nicht Ludwigs Loos ändern. Er kann ihnen sagen: Als die Nationalkonvention sich versammelte, war ich Gefangener der Nation: Ich war angeklagt wie heute, warum haben sie mich damals nicht gerichtet? Warum haben sie mich nicht abgesezt, ehe sie die königliche Würde und Regierungsform aufhoben. Also, weil sie mich des Königamts, da es nicht mehr vorhanden ist, jezt nicht berauben können, so wollen sie andere Strafen über mich beschliessen? Sie wollen eine andere Strafe aufsuchen, als die in der Konstitution angegeben ist. Sie wollen Ankläger, Gesezgeber und Richter seyn? Wahrlich nichts gleicht ihrer Gewalt, und nur eine Gewalt fehlt ihnen, die ungerecht seyn zu dürfen. —

„Ich sehe nicht, was sie auf diß antworten wollen, gleichwol versezen manche dagegen, die Nation könne, wenn sie nicht auf die Souvrainität Verzicht thun wolle, sich nicht darauf einschränken, Ludwig den 16ten nur mit der in der Konstitution festgesezten Strafe zu belegen. Nun weis ich zwar, daß die Nation sich selbst Konstitutions-Geseze geben konnte: ich weis, daß sie sich nicht das Recht, ihre Konstitution zu ändern, nehmen lassen konnte, ohne ihre Souvrainität zu verlezen. Aber sie könnte, ohne gegen sich den Unwillen und das Geschrei des ganzen Weltalls aufzureizen, heute nicht sagen: Ich will das Gesez, das ich mir selbst gegeben habe, nicht vollziehen, des feierlichen Eides unerachtet, welchen ich schwur, um es während der ganzen Zeit, da es vorhanden seyn würde, zu beobachten. Die Nation so sprechen zu lassen, hiesse das ganze französische Volk grausam verhöhnen, und aus der Konstitu-

tion

tion den schreklichsten Fallstrik machen, der je einem Menschen gelegt worden ist.“

„Man hat gesagt, Ludwig könne nach den Grundsäzen des Natur- und Völkerrechts gerichtet werden, hierauf antworte ich: Es wäre sehr sonderbar, wenn Ludwig nicht der traurigen Gunst, die jedem Menschen bewilliget wird, geniessen dürfte; des Rechts nemlich, nach den Gesezen des Landes, worinn er sich befindet, gerichtet zu werden. Ohne diß bestehen ja die Verbrechen, welche man ihm zur Last legt, darinn, an der Nation Verräther geworden zu seyn, und dieser Fall ist in dem Gesez vorausgesehen. — Ich spreche nicht davon, daß man gesagt hat, Ludwig müsse im Aufruhr (en insurrection) gerichtet werden. Vernunft und Gerechtigkeit verwerfen gleich stark eine solche Weise über das Schiksal eines Menschen zu entscheiden. Ohne hier einen Unterschied zwischen Insurrektionen eines ganzen Landes und denen eines Theils desselben zu machen, bemerke ich nur, daß jede Insurrektion eine öffentliche Widersezlichkeit gegen Unterdrükung ist, die man zu leiden glaubt. Eine solche Widersezlichkeit kann nicht eine ruhige und reiflich überdachte Bewegung seyn, und ist dann auch kein gerichtliches Urtheil. — Ich spreche nicht davon, daß einige sagen: König zu seyn, sei schon ein Verbrechen. Denn das Verbrechen fiele ja der Nation zur Last, welche gesagt hätte: Ich biete dir das Königsamt an: und hinten nach: Nun will ich dich strafen, weil du es angenommen hast. — Endlich hat die Konstitution auch den Fall ihrer eigenen Verlezung vorausgesehen, und zur Strafe nichts, als den Verlust des Königs-Amtes bestimmt. — Aus dieser Erörterung ergibt sich folgender Schluß; wo das Gesez nicht angewendet werden kann, da kann kein richterliches Urtheil seyn, wo kein richterliches Urtheil Statt findet, da findet keine Verur-

theilung statt. — Wenn Sie nun aber Ludwig als Bürger richten wollen, so frage ich; wo sind die conservirende Formen, welche jeder Bürger das Recht für sich anzurufen hat? Wo ist die Absonderung der Staats-Gewalten, ohne welche keine Konstitution bestehen kann? Wo ist das stille geheime Skrutinium, welches den Richter auffordert, sich zu sammeln, ehe er ausspricht; welches seine Meinung, so zu sagen, aus seinem Gewissen in das Gefäß, worin die Stimmen gesammelt werden (in die Urne) übergehen läßt? Wo sind alle die gewissenhafte Vorsichtsregeln, welche das Gesez vorschreibt, damit der Angeklagte sich rechtfertigen könne? Ich suche unter Ihnen Richter, und finde nur Ankläger. Sie wollen über Ludwigs Schiksal aussprechen, und Ihre Meinung, Ihre Stimme ist längst schon in aller Welt bekannt. Sie wolle ihn weder als Bürger, noch als König behandeln. — Ich will Ludwig nicht nur aus Grundsäzen vertheidigen, sondern auch beweisen, daß er nicht schuldig ist. Ich erörtere nun ihre Anklage-Schrift. Deren Punkte enthalten Dinge, die sich 1) vor Annahme 2) nach Annahme der Konstitution zugetragen haben sollen."

„Wie konnten Sie Ludwig anklagen, daß er am 20sten Junius die Nationalversammlung habe auseinander gehen heissen? Vergessen Sie, daß er sie aus freiem Willen selbst zusammenberufen hatte? Daß seit 150 Jahren die vorige Könige, eifersüchtig auf ihre Macht, immer die Reichsstände verabscheut und nicht zusammenberufen haben? Daß Er es war, der den Muth hatte, sie zusammen kommen zu lassen? sich mit dem Volk zu umgeben? dessen Beschwerden Gehör und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen? Vergessen Sie das Opfer, welches er mit seiner zuvor unermeßlichen Macht Ihnen gebracht hat. Denken Sie nie daran, daß ohne die edelmüthige Gesinnung dieses Fürsten, gegen welchen jezt so viele

Stimmen sich erheben, die Nation nicht versammelt wäre?"

„Sie werfen ihm die Gährungen im Monat Julius, die Kantonirung der Truppen um Paris vor — Aber diese waren ja nur herbeigerufen, um die Stadt gegen Gährung zu sichern, und die Nationalversammlung von Parthiemachern zu befreien. Nie wollte er sich der Truppen bedienen, um Ihre Berathschlagungen zu unterdrüken, oder zu beherrschen. Und bald darauf, am 4ten August rief die ganze Nation Ludwig als den Hersteller der Freiheit aus, und verlangte von ihm, daß er sich mit ihr vereinigen sollte, um der Gottheit zu huldigen.

Er berief das Regiment Flandern nach Versailles, weil es die Municipalbeamten dieser Stadt ausdrüklich verlangt hatten. — Die Nationalkokarde ist nie in seiner Gegenwart beschimpft worden. Er würde es nie gedüldet haben. — Die Vorwürfe wegen der Begebenheiten des 5ten und 6ten Oktobers kann Ludwig nicht besser beantworten, als wenn er nicht davon spricht. Seine und Seiner Familie Leiden an diesem Tag kennt Jedermann, und sein Betragen wird kein Vernünftiger tadeln. Denken Sie vielmehr an den 4ten Februar, da Ludwig selbst in die Nationalversammlung kam, seinen Eifer für die neue Geseze und für alles, was die Nation glüklich machen kann, bezeugte. Erinnern Sie sich des Zutrauens, womit er im Julius beehrt wurde, da man ihn zum Chef der National-Konföderation erklärte. —

Talon's sogenannte Contrerevolution und die damit verbundene Papiere können nie im Ernste zur Sprache kommen. Denn hat man je in der Welt irgend einen Menschen wegen Papieren gerichtet, die man nach einem gewaltsamen Einbruch in seinem Haus gefunden

haben will, ohne in Gegenwart obrigkeitlicher Personen und glaubwürdiger Zeugen ein Inventarium über die vorhandene Papiere gemacht und die Siegel angelegt zu haben? Ludwigs Wohnung war überfallen, seine Schränke und Kommode waren zerschlagen, nirgends aber ein Inventarium verfaßt, nirgends etwas versiegelt worden. Da konnte man Schriften hinwegschaffen, besonders solche, wodurch diejenige, die man jezt anführt, widerlegt worden wären. Man führt jezt Briefe eines Verstorbenen gegen den König an: Briefe eines Todten können aber nichts beweisen. Darinn ist von ausgestreutem Geld die Rede. Wenn die Sache wirklich wahr wäre, so würde sie nichts beweisen, als wie leicht es ist, empfindsamen wohlthätigen Königen durch Vorstellungen derer, die um sie sind, Geldsummen unter allerlei löblichem Vorwand abzunehmen. — Ein Concept eines Briefs an Mirabeau und la Fayette soll vorhanden gewesen seyn. Aber der Brief war nicht fortgeschikt worden. Mirabeau und la Fayette genossen damals die gröste Gunst des Volks und liebten die Konstitution; und in den Briefen war nur von dem Wohl des Staats die Rede. — Man wirft dem König seinen Brief an Bouille vor; da hat er sich aber gar nicht zu rechtfertigen, denn eben damals hatte die Nationalversammlung für Bouille öffentliche Danksagungen von Seiten des Staats beschlossen. Ludwig durfte also auch dem Bouille für sein Betragen bey Nancy danken."

Ludwig sollte durch ausgestreutes Geld, durch bezahlte Pasquille und durch verläumderische Anschlagzettel gegen die Konstitution die Assignaten ꝛc. ꝛc., diese verhaßt und verächtlich zu machen, und den Gemeingeist zu vergiften getrachtet haben? Aber alle jene diese Anklage beweisende Quittungen sind ja nicht bei dem Verwalter der Civil-Liste, sondern bei dessen Sekretair, den aber Ludwig nicht zu kennen

nen versichert, gefunden worden. Und dann, wenn auch Ludwig wirklich für sein Geld dergleichen Dinge hätte schreiben, druken und in der Stadt anheften lassen, nicht um den Gemeingeist zu verderben, sondern um ihn zu verbessern und auf den rechten Weg zu leiten; so hätte er nichts gethan, als was so viele Parthieführer damals und seither gethan haben.

„Die Versammlung in den Tuillerien am 28sten Febr. kann ihm nicht zur Last gelegt werden. Er war nicht Urheber. Volks-Gerüchte, daß Ludwig in Gefahr sey, hatten eifrige Hofleute in das Schloß gezogen, und Ludwig befahl ihnen sogleich, die Waffen abzulegen. Die Mordszene im Merzfeld fällt nicht ihm zur Last, denn er war damals von Amt und Würden suspendirt, gefangen und so scharf bewacht, daß er mit Niemand kommuniziren, also auch jene Auftritte nicht veranlassen konnte. Wenn nun aber Ludwig auch wirklich damals das Interesse der Nation verrathen, und dessen Zutrauen misbraucht hätte, so wäre er zwar zu bedauren, man müßte das Schiksal der Könige beklagen, allein man könte ihn deßhalb nicht richten. Denn die ganze, bis hieher reichende Kette von Anklagen zerfällt in ein Nichts. Ludwig nemlich nahm hierauf die Konstitution an. Diese war die Bundes-Urkunde zwischen Volk und König. Nach diesem feierlichen Vertrag blieb kein Schatten von Vorwürfen auf beiden Seiten übrig. Alles ward vergessen, und mußte es werden, weil es eben diese neue Allianz und der ausdrükliche Wille der Nation so wollte."

„Nach Annahme der Konstitution wird Ludwig wegen Vorfällen angeklagt, deren Verantwortlichkeit 1) theils allein auf den Ministern 2) theils auf ihm persönlich liegt. — Zuerst jene. — Den Pilnizer Vertrag hat Ludwig dem diplomatischen Ausschus-

se mitgetheilt, so bald er ihn kannte. Man hielt ihn sehr geheim, und man konnte nur unvollkommene Auszüge davon bekommen. Delessart würde diß, und warum er nicht bälder, die Distrikte von Avignon organisirt habe, in seiner Vertheidigung entwikelt haben, wenn er nicht umgekommen wäre. — Die Contrerevolution zu Arles, Avignon, Jales sollten die Minister durch allerlei Mittel, besonders dahin geschikte Kommissarien begünstigt haben. Das Ministerium konnte man aber nur für die den Kommissarien gegebene Aufträge, nicht für ihr Thun verantwortlich machen. Und wer kann es auf Rechnung des Königs oder seiner Minister schreiben, wenn da oder dort, besonders im Süden, wo die Köpfe mehr erhizt sind, unruhige Auftritte sich ereignen. — Wenn Dusaillant sich mit den Brüdern des Königs in Contrerevolutions-Plane einlies, so folgt nicht daraus, daß Ludwig Theil daran gehabt habe. Wäre er Mitverschworner gewesen, so würden nicht jene Geld zu entlehnen gesucht haben, ohne Sicherheits-Pfänder geben zu können. Ludwig würde ihnen selbst Geld verschaft haben. Er zeigte vielmehr die Verschwörung, so bald er sie erfuhr, der Nationalversammlung an, und traf Masregeln dagegen — Wittgenstein hat von Contrerevolution an Ludwig geschrieben. Aber Er konnte es eben so wenig, als irgend Jemand verwehren, daß nicht jeder Mensch sich schriftlich an ihn wende, Ludwig thät aber, was er konnte. Er stellte den Wittgenstein nirgends mehr an, auch nicht im Korsika. Es ist zwar möglich, daß la Fayette ihn in Norden anstellte, wie Briefe zeigen. Aber das Anstellungs-Patent ist nicht aus der Kriegs-Kanzlei an den König gekommen.

„Narbonne's Verwaltung kann nicht dem ehmaligen König zur Last gelegt werden, da mehrere Dekrete

krete der Nationalversammlung erklären, daß Narbonne das Zutrauen der Nation sich erworben habe — Die Zugrundrichtung der Marine kann kein Klagepunkt seyn. Der Seeminister Bertrand hat dißfalls jedesmal widerlegt, wessen er beschuldigt wurde. Und da ihn die Nation nicht anklagte, so konnte Ludwig nicht mehreres thun. — Vom Unglük der Kolonien kann Niemand im Ernst Ludwig als Urheber anklagen; ihn, der jederzeit alles, was er erfuhr, der Gesezgebenden Versammlung anzeigte, und alle mögliche Anstalten zu Hemmung des Unglüks in den Kolonien traf, der keine Möglichkeit kennt, in seiner Lage die Kolonien zu verderben."

„Die Uebergabe von Verdun und Longwy geschah durch die Bürger dieser Orte, nicht durch die Garnison. Und Ludwig war es, der den durch seinen Patriotismus und Heldentod berühmt gewordenen Beaurepaire als Kommandanten in Verdun anstellte. — Wegen Beibehaltung der Schweizer-Garden ist folgendes zu bemerken. Ein Dekret der Nationalversammlung wollte, daß das Regiment Schweizer-Garde neu organisirt, das bisherige aber einstweilen bis zur Umänderung bezahlt werde. Am 3ten Jul. befahl die Nationalversammlung den Abmarsch der 3 Bataillone dieses Regiments. Am 17ten machte Affry, kraft der Kapitulation mit den Schweizern, schriftliche Vorstellung gegen diesen Befehl. Ein neues Dekret gebot den Abmarsch von 2 Bataillonen. Affry, in der Klemme zwischen der Kapitulation und dem Dekret, machte neue Vorstellungen an die Nationalversammlung. Diese übergeht die Sache als ausgemacht, und nun giengen die 2 Bataillons von Paris ab."

„Für Mishandlungen reisender Franzosen in Deutschland, Spanien, Italien ꝛc. ꝛc. wurden

den durch Ludwig, wenn er sie erfuhr, jedesmal Genugthuung von den Regierungen jener Länder verlangt und erhalten."

„Bis hieher Dinge, wofür nach Innhalt der Konstitution allein die Minister verantwortlich sind. Ludwig hätte mit Recht deren Beantwortung unterlassen können. Aber ich erkläre mich auch hierüber, um zu beweisen, daß Ludwig auch in diesen Vorfällen eben so handelte, als ob Er sie der Nation verantworten müßte."

„Ihm persönlich wirft man vor: Er sanktionirte das Dekret nicht, welches die Errichtung eines Lagers von 20,000 Mann bei Paris anordnete. Aber die Konstitution stellte es ja dem König frei, jedes Dekret zu sanktioniren oder nicht. Wenn er nun nach seinem eigenen Gutachten, in dem er ein Dekret nicht bestätigte, weil Er es für das Wohl des Staats nicht zuträglich hielt, auch wirklich irrte, so kann man ihn wegen seines Irrthums nicht zur Rechenschaft fordern, nicht anklagen. Gedachtes Dekret erregte in Paris Unruhen, die Pariser Nationalgarde schien dadurch veranlaßt, sich in Parthien absondern zu wollen, dem grössern Theil der Bürgerschaft misfiel das Dekret, im Ministerium äusserten sich verschiedene Meinungen darüber. Mitten unter diesen Gährungen hielt Ludwig es für vorsichtig, die Sanktion zu verweigern. Um inzwischen nicht die Ruhe des Staats aufs Spiel zu sezen, schlug er die Errichtung eines Lagers bei Soissons vor. Und diß Lager war, wie Jedermann überzeugt ist, dem Staat und besonders unsern Armeen nüzlicher, als jenes bei Paris hätte seyn können."

„Auch das Dekret gegen die Priester wurde von ihm nicht sanktionirt. — Aber man legt keinem Gewissen Zwang an. Ludwig konnte ohne Zweifel aus Gewissenhaftigkeit irren. Aber sein Irrthum war Tu-

gend.

gend. Erinnern Sie sich des merkwürdigen 20sten Junius, und wie Er so fest an seiner Meinung hielt, troz alles Widerstandes. Und wenn irgend etwas seine Weigerung rechtfertigen kann, so war es, ich darf es sagen, selbst seine Beharrlichkeit in der Weigerung. Jedoch über jenes Dekret dachte Er nicht allein so: auch der damalige Minister Morgues sagte, daß es mit seinen Grundsätzen und mit seinem Herzen streite."

„Ein Brief des Pabsts bei Gelegenheit der Einverleibung des Landes Avignon mit Frankreich kam an Ludwig an. Diß ist wahr. Aber konnt' er es verhindern, daß der Pabst an ihn schrieb?"

„Ludwigs Brief an den Bischof von Clermont, worinn er sein Vorhaben äussert, die Religion herzustellen, sobald er seine Macht wieder erhalten werde, wird ihm vorgeworfen. Aber diß ist eine blos religiöse Meinung, die nach den ausdrüklichen Worten der Erklärung der Rechte des Menschen vollkommen frei seyn muß. Uebrigens konnte er auch eine legale, konstitutionsmäßige Reform hoffen. Und von dieser Hofnung bis zu dem Gedanken, die Konstitution umzustürzen, ist es noch weit. Ohnediß war der Brief vor Annahme der Konstitution geschrieben: und bei der Annahme derselben hielt weder die Nationalversammlung noch Er die Konstitution für fehlerfrei. Vielmehr sprach der Schluß der Konstitution selbst und seine Annahme von legalen Reformen."

„Ludwig hat seine Garden noch besoldet, da sie schon verabschiedet waren. Ja. Aber zuerst liesse sich der Nationalversammlung das Recht streitig machen, die konstitutionsmäßige Garde des Königs zu verabschieden. Jedoch, Er willigte ein, um Unruhen zu verhindern. Und da das Dekret es seinem freien Willen überließ, aus demjenigen Theil seiner bisherigen Garde,

de, auf welchen das Dekret nicht anwendbar war, dieselbe aufs Neue zu errichten, so war es ganz natürlich, daß er diejenige, die wieder eintreten sollten, zu besolden fortfuhr. Und Menschenliebe hieß ihn auch die übrige, da sie sich ihm durch nichts mißfällig gemacht hatten, und nicht für schlimme Bürger erklärt worden waren, noch ferner bezahlen. Uebrigens war die Bezahlung nicht heimlich, sondern durch eine öffentliche Ordre geschehen.“

„Er soll die Ausgewanderte unterstüzt, und den Wiener-Hof durch Gesandten für sie gewonnen haben. — Aber Ludwig hat ja in allen öffentlichen Schriften sich immer der Auswanderung widersezt. Man suche deshalb in der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten nach. So hatten z. B. die Ausgewanderten im Monat November 1791 von Frankfurt Kanonen, Waffen und Munition kaufen wollen. Er erfuhr es durch den französischen Residenten, und befahl diesem sogleich, dem Magistrat von Frankfurt für seine Weigerung gegen die Ausgewanderte zu danken, und ihn zu gleicher Wachsamkeit und Beharrlichkeit aufzufordern. Nicht ein wirklicher Ausgewanderter hat von ihm Hülfe erhalten. Zwar hat er zur Unterhaltung seiner Neffen (Söhne des Grafen von Artois) Gelder geschikt. Der ältere war 14, der 2te noch nicht 11 Jahre alt. Damals war noch durch kein Gesez das Alter bestimmt, worinn die Auswanderung ein Verbrechen wurde. Erst inzwischen hat die Konvention deshalb ein Gesez gegeben. Ludwigs Neffen waren, weil der Staat ihrem Vater alles Vermögen und Einkommen weggenommen hatte, ohne Rettungsmittel. Sollte da der Oheim alle Gefühle von Menschlichkeit ersticken? Durfte er denn, weil er König war, nicht mehr Verwandter seyn? Eben so hat Ludwig auch die Erzieherin seiner Kinder, weil sie sich als solche verdient ge-

macht

macht hatte, beschenkt. Sie war schon seit 1789 aus Frankreich entfernt. Eben so war Choiseuil Beaupre, der vom König beschenkt wurde, seit 1789 in Italien, und hatte nie die Waffen gegen Frankreich geführt. Und Rochefort, der auch Unterstützung erhalten hatte, war nicht ausgewandert. Doch man wirft Ludwig vor, er habe Geld an Bouille geschikt. Bouille's Brief sagt: „Gegeben an Monsieur, Bruder des Königs, auf seine Ordre.“ Die Wahrheit ist, daß Ludwig nie Geld an Monsieur geschikt hat, und daß diese Ordre, wovon die Rede ist, eine von Monsieur, nicht von Ludwig gegebene Ordre war. Denn in fremden Ländern erließ Monsieur dergleichen Ordres. Alles, was Ludwig gethan hat, ist, daß er für seinen andern Bruder noch im Jahr 1789 aus Mitleiden für 400,000 Livres Bürgschaft geleistet hat. Eben so hat er auch für einige Buchhändler, aus Mitleiden, und um den Handel nicht sinken zu lassen, sich verbürgt.“

„Du Moustier's Betriebsamkeit am Berliner Hofe, um eine Contrerevolution zu bewirken, kann nicht Ludwig zur Last gelegt werden. Jener war nicht Ludwigs, sondern seiner Brüder Agent, wie alle aufgefangene Briefe desselben bezeugen.“

„Die Briefe von Choiseuil-Gouffier beweisen nur, daß dieser zwei Monate, ehe er als Gesandter aus Konstantinopel zurükberufen ward, seine Dienste den Prinzen angeboten hat, und daß er ihre Antwort drei Tage vor seiner Zurükberufung erhalten hat. Und um dieser Zurükberufung willen hat er alsdann seine Dienste aufs neue den Prinzen angeboten und Intriguen gegen den Nationalgesandten Semonville, der seine Stelle dort ersetzen sollte, angelegt. Seine Briefe beweisen, daß er allein handelte, und daß Ludwig in ganz keinem Verhältniß mit ihm stund.“

„Ein vorhandenes Briefchen von Monsieur eigenhändig geschrieben beweißt nur, daß seine Brüder damals sich an Ludwig gewendet haben, aber nicht, daß sie mit ihm in Verbindung stunden. Denn aus dem Innhalt desselben läßt sich nicht schliessen, daß Ludwig zuvor von ihnen Neuigkeiten erhalten habe, oder daß sie eine Antwort erwarten.“

„Einen Handel mit Korn, Zucker und Kaffee hat Ludwig nie getrieben. Jährlich hat Er, wie seine Vorgänger, eine bestimmte Summe zu Gutthaten ausgesezt. Diese vertraute er im Jahre 1790 seinem Schazmeister Septeuil an, welcher sie in Effekten auf Paris, und nachher auf die Fremde anlegte, und es scheint, Septeuil, als Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens habe eine Speculation gemacht. Dieser hat auch in einer öffentlichen Erklärung gesagt, daß seine Speculationen nicht Ludwigs Sache seyen.“

„Contrerevolutions-Absichten hatte Ludwig nie. Kompagnien und Journale, die auf diesen Zwek arbeiteten, zu bezahlen, wie man ihm vorwarf, dazu erniedrigte er sich nie. Sollten aber Ministers Journale, welche sie für nüzlich hielten, besoldet haben, so hat Ludwig nie etwas davon erfahren.“

„Ludwig soll Mitglieder der Nationalversammlung zu bestechen und in seine Parthie zu ziehen gesucht haben! Wer sollte aber je glauben können, daß sich nur Ein Mitglied der gesezgebenden Versammlung so zu verkaufen fähig wäre. Man führt bei jener Beschuldigung einen Brief des Verwalters der Civilliste an Septeuil an, worinn er ihn um anderthalb Millionen Livres auf den folgenden Tag bittet. Zuerst fragt sich, ob dieser Brief ächt sey. Aux könnte ich fragen, ob man jezt, da dieser Verwalter todt ist, zu seinem Nachtheil einen Ausdruk eines Briefs auslegen dürfte, den er vielleicht,

leicht, wenn er lebte, deutlich erklären würde. Uebrigens ergibt sich aus dem Ganzen, daß Ludwig allein es war, der den Entwurf eines Dekrets verhinderte; daß er seinen Zorn darüber äusserte, als man ihm davon sagte. Und was war denn der Grund zu diesem Projekt? Wenn er sich von den Pensionen, welche auf die Civilliste gelegt worden waren, hätte befreien wollen, so hätte er denselben ja nur erklären dürfen, daß er sie nicht mehr bezahlen werde. Würde er nicht eine gerade Aeusserung seines freien Willens einem solchen Mittel, das ihn in Verlegenheit setzen konnte, vorgezogen haben?"

„Ludwig soll seine Garde du Corps zu Koblenz besoldet haben! Hier habe auch ich, so wie Sie, Ludwigs Aufrichtigkeit und Glauben im Verdacht gehabt. Aber seine Vertheidigung hat mir die Sache erläutert. Der Verwalter der Civilliste, Laporte, hat am 24sten Dec. 1791 an Septeuil geschrieben: „Die Absicht des Königs ist, daß die Gardes du Corps ihren Sold so lange, bis ein weiteres deshalb beschlossen werden wird, erhalten. Er will aber, daß die Masse nicht mehr an den Staab, sondern der Sold an jeden einzelnen Mann bezahlt werde; und zwar so, daß Jeder selbst jedesmal eine Quittung dafür ausstelle, und zuvor durch einen gesezlich bestimmten Schein beweise, daß er sich bisher in dem Königreich aufgehalten habe: und vom neuen Jahr an sollen alle Ausgaben auf die Gardes du Corps aufhören." Dieses wichtige Aktenstük zerstreut allen Verdacht. Alle andere Papiere, die sich auf diesen Gegenstand bezogen, waren überall abgedrukt und in der ganzen Welt bekannt worden. Und nur diese Schrift allein, welche alles andere über diesen Gegenstand Gesagte und Verbreitete rechtfertigen konnte, blieb bis daher unbekannt. Diese Schrift mußte sich in Septeuils Papieren finden, denn

sie war ihm als Beweis zur Rechtfertigung seiner Zahlungen nothwendig. Und gleichwohl findet sie sich nicht da. Endlich aber ist es Ludwig doch noch gelungen, aus der Kanzlei eine beglaubte Abschrift davon zu erhalten. Urtheilen Sie nun selbst! Wenn Ludwigs Papiere in seiner Gegenwart versiegelt und wieder eröfnet worden wären; welche befriedigende Belehrungen hätte man sich dadurch verschaft? Wie glüklich man gewesen wäre, sich in Allem zuverläßig unterrichten zu können, und nicht in der wichtigsten Sache im Finstern tappen zu müssen?"

„Endlich kommen wir an den wichtigen 10ten August 1792. Wenn wir Ludwig der Verbrechen dieses Tags schuldig gehalten hätten, so würden Sie uns nicht als seine Beistände mit unserer muthvollen Wahrheitsliebe auftreten sehen. Sie zwar könnten, da Ihnen seit gedachtem Tage alles gelingt, sich grosmüthig zeigen, wir fordern jedoch nur, daß Sie gerecht seyn mögen. Sie erinnern sich des 20sten Junius und des Widerstandes, den Ludwig dem Volk entgegensezte. Man zog daraus einen Vorwand, um dasselbe in Unruhe zu setzen. Man sprach von Flucht und Zurüstungen zur Vertheidigung, von verstekten Waffen, von zusammengehäuften Montirungen. Die Gährung wächst immer, und so vergeht endlich der Monat Julius. Am 26sten Jul. schrieb Ludwig an den Maire, er möchte kommen und sein Haus durchsuchen, ob er Waffen rc. fände. Dieser antwortet: er werde 9 Municipalbeamte dazu schicken. Viele Tage vergehen, und die Durchsuchung des Wohnschlosses des Königs geht nicht vor sich. Ludwig schreibt dann der Nationalversammlung die Lage, worinn er sich befindet. Sie beschließt nichts. Die Gährung steigt immer. Man spricht von Absetzung des Königs, man verlangt sie überall. Eine Adresse wird deshalb aufgesezt. Kommissarien der Abtheilungen der Stadt Paris mit dem Maire an der Spize erscheinen

vor

vor der Nationalversammlung, man kündigt an, daß, man, wenn von ihr die Absezung nicht am 9ten August ausgesprochen seyn würde, in der folgenden Nacht die Sturmglpke läuten, und das Volk in vollem Aufruhr seyn werde. Täglich erfährt Ludwig diese Stürme unter dem Volk, anfänglich verachtet er diese Gerüchte; bald aber befürchtet er in seiner Wohnung überfallen zu werden. Er besezt sein Schloß mit Schweizern und Nationalgarden, er unterhält den emsigsten Briefwechsel mit allen Amtsstellen des Volks. Der 9te August bricht an, und bringt neue Besorgnisse, Ludwig verdoppelt die Vorsichts-Anstalten; er versammelt alle Staats-Gewalten um sich her, besonders alle die Stadtobrigkeitliche Personen, die am meisten über den Geist des Volks vermochten; und diese fordern die Truppen auf, das Schloß nicht forçiren zu lassen, gegen Morgen marschirt das Volk auf, die Kolonnen rüken vor. Kanonen werden abgefeuert; der Generalprokurator Syndikus und die Municipalbeamte sprechen mit dem Volk, aber ihre Zuredungen sind fruchtlos, die Bewegung wird immer stärker. Die Gefahr wächst, der Generalprokurator-Syndikus fordert die Truppen aufs neue auf, die Wohnung des Königs zu schüzen, er las ihnen das Gesez vom 5ten Oktober (das Gewalt mit Gewalt abzutreiben bevollmächtigt) vor. Statt einer Antwort feuren die Kanoniere vor seinen Augen ab, er geht zurük, und sagt dem König, was vorgeht. Dieser zeigt der Nationalversammlung seine Lage an, diese erklärt sich nicht. Die Mitglieder des Departements rathen dem König an, sich in die Nationalversammlung zu begeben. Er willigt ein, eine Stunde nachher... Da fängt unser Unglük an... Hier haben sie die Thatsachen."

„Und nun, gerechte Männer! Vergessen sie die schreklichen Erfolge dieses Tags, und sagen sie mir, wo finden sie Ludwigs Verbrechen? Nach seinem Hingang in die Na-

tionalversammlung? Oder vorher? Nachher kann es nicht seyn, denn Ludwig hat keine Befehle gegeben. Wie hat sich denn das Gefecht ereignet? Er weis von nichts; und ohne Zweifel wird es auch die Geschichte nicht wissen."

„Auch zuvor entdekte ich nichts. Ich sehe Vertheidigungs- aber nicht Angrifs-Anstalten. Er hatte die Schweizer beibehalten, weil sich die Nationalversammlung nicht hinlänglich darüber, daß sie abmarschiren sollen, hatte erklären wollen. Er blieb bei dem Dekret vom 17ten September stehen: nach diesem konnte er Schweizer zu seiner Leibwache haben. Sie werfen ihm vor, er habe über die Truppen in jener Nacht Revue gehalten. Warum werfen sie nicht auch dem Maire vor, daß er die Posten visitirt hat? Ludwig war eine Staats-Gewalt, er mußte sich Respekt erhalten. Und die Gewalt, die ihm die Konstitution zutheilte, legte sie ihm nicht die Pflicht auf, sich nicht angreifen zu lassen? Sie werfen ihm vor, er habe das Blut der Bürger vergiessen gemacht; ihm, der keinen Befehl dazu gegeben hat, der am 6ten Oktober seinen Garden gebot, sich nicht zu vertheidigen; der lieber als Gefangener aus Varennes zurük wandern, als den Tod eines Menschen verursachen wollte; der am 20ten Jun. sein Leben mitten unter dem Volk der Gefahr Preis gab und allen Beistand seiner Getreuen nicht annahm."

„Wer kann Ihm nun die Schuld dieses Tags beimessen; in diesem Saal, wo viele unter ihnen, so wie ganze Deputationen der Stadt sich als die Männer vom 10ten August gerühmt haben: zu einer Zeit, da Jedermann weis, daß und durch wen der ganze Vorgang künstlich vorbereitet, daß der ganze Aufstand durch ein Direktorium, einen zahlreichen Rath und viele Agenten betrieben, daß schriftliche Akkorde und Verabredungen deshalb gefaßt und unterzeichnet worden? Und von diesem Vorgang wollen sie

Lud-

Ludwig als den Urheber erklären, und ihm ein Verbrechen daraus machen?"

„Hören sie die Geschichte sprechen, Ludwig besteigt im 20ten Jahr den Thron. Er war ein Beispiel von Sitten, Gerechtigkeit und Oekonomie, er schaffte die Leibeigenschaft in seinen Domänen ab. Das Volk wollte die Freiheit, er gab sie ihm. Man kann Ludwig den Ruhm, den Wünschen des Volks immer entgegengegangen zu seyn, nicht absprechen.... Die Geschichte wird das Urtheil dieser Versammlung richten."

Als Deseze fertig war, sprach Ludwig selbst folgende rührende Worte: „Bürger, ihr habt meine Vertheidigung gehört; mein Gewissen wirft mir „nichts vor; allein ehe ich diese Versammlung verlasse, wo ich vielleicht zum leztenmal gesprochen „habe, muß ich noch erklären, daß ich nie einen „blutigen Befehl gegeben, nie Bürgerblut verspritzt „habe, und daß meine Wünsche für das Glük des „Volks immer warm und aufrichtig gewesen sind." Ludwig bezeugte noch ferner laut, daß alles von Deseze gesagte seine Meinung seye, hierauf dekretirte die Nationalkonvention, daß die Schrift von dem Angeklagten und seinen Vertheidigern unterschrieben, und gleich allen andern Schriften dieses Prozesses gedrukt werden solle. — Der König wurde nun in den Temple zurükgeführt. — In der darauf befolgten Berathschlagung sagte Lanjuinais, ein Mitglied des Gesezgebungs-Comité, „laßt uns „unser neuliches Dekret, das die Nationalkonvention zum Richter in des Königs Prozeß-Sache „erklärt zurüknehmen, wir sind ja Ludwigs An-

„kläger. Unsere Gesinnungen über den Angeklag-
„ten sind bereits dem ganzen Europa bekannt,
„unmöglich können wir Richter seyn.“

Manuel, zuvor Gemeindeprokurator von Paris, bekanntlich einer der eifrigsten Republikaner, verlangte darauf, daß man 3 Tage, nachdem die Vertheidigungsschrift des Königs gedrukt und ausgetheilt seyn werde, diese Prozeß-Sache wieder vornehmen solle. Ueber diesen Aufschub erbittert, schrien und tobten die Mitglieder des Bergs *) auf eine fürchterliche Art, viele von ihnen schrien. „Verrätherei! Gefahr des Vater-
„lands! Ehe werden wir nicht von der Stelle ge-
„hen, bis Ludwig sein Urtheil gesprochen ist.“
Und solche Leute waren seine Richter! Der Lärmen ließ nicht eher nach, als bis dekretirt war, daß die Nationalkonvention so lange ganz keine Geschäfte mehr vornehmen wolle, bis der Prozeß des Königs geendigt seyn werde. Es wurde zugleich ausgemacht, daß jedes Mitglied der Nationalkonvention über die Prozeß-Sache des Königs seine Meinung vortragen könne. — Unter den gehaltenen Reden zeichnen sich manche durch gemässigte Vorschläge, mehrere aber durch ihre Wuth und Tollheit aus. „So wurde z. B. unter
„andern gesagt, Ludwig müsse deswegen unverzüg-
„lich mit dem Tod bestraft werden, weil er Kö-
„nig gewesen sei, und als solcher in die Souvrai-
„nität

*) Der Plaz in dem Saal der Nationalkonvention, wo die wütende Jakobiner sizen.

„nität der Nation Eingrif gethan habe.“ — Rabaut von St. Etienne sagte in seiner Rede: „wie kann die Nationalkonvention Ankläger, das „Anklag-Geschworne-Gericht und Urtheils-Geschworne-Gericht zugleich seyn? Nur 2 dieser Verrichtungen zu vereinigen wäre Tirannei, aber „die Vereinigung aller dieser Gewalten ist die monstruoseste aller Tiranneien.“ Als Cromwell König Karl I den Prozeß machen ließ, um seine Stelle einzunehmen, verlezte er alle Formen, und bald darauf lief das Volk, um Karls Richter hinzurichten. Es rief Karls Sohn zurük, krönte ihn, die Republik ward verbannt und die königliche Würde hergestellt. O höre diß, Volk von Paris! Merke dir diese Worte! — Am 28ten December wurde auch der Nationalkonvention ein Schreiben vom Spanischen Hof übergeben, worinn sich dieser als einen Freund der französischen Nation erklärt, und als solcher für das unglükliche Haupt der Bourbonischen Familie ein Vorwort einlegt. Der König von Spanien bittet darinn die Konvention sich nicht durch die Grausamkeit einzelner Menschen zu einer abscheulichen Handlung verleiten zu lassen. „Denn,„ sagt er, „die ganze Welt müßte sich durch Ludwigs Tod überzeugen, daß einige Personen in Frankreich mächtiger seyen, als die ganze französische Nation und „die französische Regierung. Auf diesen Fall würde nie ein fremdes Volk auf Versicherungen der „französischen Nation, auf ihre Friedens-Allianz-„Handlungs-Verträge sich verlassen können. —

„Europa würde unaufhörlich neuen Unruhen und „Gährungen ausgesezt seyn.“ Zulezt noch macht der König von Spanien den Vorschlag, Ludwig mit seiner Familie in ein fremdes Land ziehen zu lassen. — Aber die Nationalkonvention beschloß auf diesen Brief weder Rüksicht zu nehmen, noch darauf zu antworten. — In der Nationalkonvention zeigten sich durch die gehaltene Reden bei diesem Proceß besonders 2 Parthien. Die eine verlangte die Appellation von dem Urtheil des Konvents an das Volk, die andere bestand hartnäckig auf dem Gegentheil, und unter dieser 2ten Parthie waren besonders diejenige, die Ludwigs Tod verlangten, weil sie sehr wohl einsahen, daß der grössere Theil der Nation schwerlich ihren Willen erfüllen würde. In Ansehung der Strafe theilte sich die Konvention vorzüglich in dreierlei Meinungen, nemlich Tod, lebenslängliche Gefangenschaft und Verbannung.

Am 14ten Januar 1793 endlich fieng das merkwürdige Gericht über Ludwig den 16ten an. Nach heftigen Debatten und grossem Lärmen kam die Nationalkonvention erst noch spät in der Nacht über folgende Punkte überein, über die an den folgenden Tagen jedes Mitglied der Nationalkonvention namentlich aufgerufen werden sollte:

1) Ist Ludwig schuldig?

2) Soll eine Appellation an das Volk statt finden?

3) Welches soll die Strafe seyn?

Die

Die erste Frage wurde in folgenden Worten vorgelesen: „**Ist Ludwig Capet einer Verschwö„rung gegen die Freiheit der Nation und ei„nes frevelhaften Angrifs gegen die allgemei„ne Sicherheit schuldig?**“ Jedes Mitglied der Konvention bestieg den Rednerstuhl. Im Votiren legten einige Mitglieder die Hand auf die Brust, andere hoben die rechte Hand auf. Alle sprachen laut, während dem in der Nationalkonvention und auf den Gallerien strenge Stille herrschte. Von 749 Mitgliedern, woraus die Nationalkonvention besteht, beantworteten 693 die erste Frage einstimmig mit **Ja.** 26 Mitglieder gaben ihre Stimme nur bedingungsweise. Die meiste von ihnen erklärten nemlich, sie hielten sich nicht berechtigt, als Richter über Ludwig zu sprechen. Alle übrige Mitglieder waren entweder als Kommissarien verschikt, oder krank. Die Sekretairs der Nationalkonvention schrieben eines jeden Stimme in das Protokoll. Hierauf las man sie laut vor. Die feierliche Stille, womit jeder sein Votum ablesen hörte, bestätigte dasselbe. Der Präsident (Vergniaux) sprach hierauf laut folgende Worte aus: „**Ich erkläre im Namen der „Nationalkonvention Ludwig Capet als „überwiesen einer Verschwörung gegen die „Freiheit der Nation, als überwiesen eines „Attentats gegen die allgemeine Sicherheit des „Staats.**“ Nun kam es an die 2te Frage: „**Soll „das Urtheil, welches die Nationalkonvention „fällen wird, dem Volk zur Bestätigung vor„gelegt**

„gelegt werden?“ 283 Mitglieder stimmten für und 424 wider die Appellation an's Volk. Der Präsident sprach daher: „Ich erkläre im Na„men der Nationalkonvention, daß das De„kret, welches die Nationalkonvention geben „wird, nicht der Appellation an das Volk „unterworfen seyn soll.“

Am folgenden Tag, den 16ten Januar, kam endlich die wichtige Frage über Ludwigs Leben und Tod vor. Der Morgen verstrich unter den nöthigen Sicherheits-Masregeln. Der vollziehende Rath, der Maire und die Municipalität wurden gefragt, ob man auf die Ruhe von Paris zählen könne. — Viele Mitglieder der Nationalkonvention wurden bei ihrem Eingang in den Versammlungssaal von dem haufenweise von den Jakobinern auf die Strasse gestellten Pöbel mit dem Tod bedroht, wenn sie nicht auf Ludwigs Tod stimmen würden. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dadurch manche Mitglieder bewogen wurden, ihre Stimme zum Todes-Urtheil zu geben, welches sie sonst nicht gethan haben würden. Vorläufig wurden die Arten von Strafen bestimmt, auf welche votirt werden solle. Sie waren Tod, Einsperrung, oder Verbannung. Abends um 7 Uhr fieng über diese Frage das Stimmengeben an, welches unausgesezt 23 Stunden fortdauerte, so daß man erst am 17ten Jenner Abends um 6 Uhr damit zu Ende kam. Es verzögerte sich deswegen so lange, weil jedes Mitglied auf der Rednerbühne ganz kürzlich die Gründe seines Votums

angab. Von den 749 Mitgliedern der National-konvention stimmten 366 für den baldigen Tod, (viele sezten hinzu, innerhalb 24 Stunden) 23 für den Tod mit Vorbehalt einer Berathschlagung über die Zeit der Hinrichtung, 1 für den Tod mit Vorbehalt einer Verwandlung der Strafe in irgend eine andere, 8 für den Tod mit Vorbehalt, daß die Hinrichtung erst alsdann geschehen solle, wenn auswärtige Feinde in Frankreich eindringen, 2 für den Tod nach dem Frieden, 2 für Galeerenstrafe in Eisen, 319 für Einsperrung, so lang der Krieg daure, und dann Verbannung. Ferner waren 6 Mitglieder krank, 1 todt, 2 ohne Ursache abwesend, 15 als Kommissarien verschikt, und 4 votirten gar nicht. Bei der Zählung der Stimmen entstand ein fürchterlicher Tumult. Einige schrien: „Die Sekretairs betrügen, sie zählen nicht richtig.“ Die Unruhe, das Durcheinanderlaufen im Saal und der Lärmen wurde so groß, daß der Präsident den Hut aufsetzen und Stille gebieten mußte. Endlich wird die ebengemeldte Stimmenzahl laut ausgesprochen, und der Präsident sprach hierauf folgende Worte aus: „Im Namen der National-„konvention erkläre ich, daß die gegen Lud-„wig ausgesprochene Strafe der Tod ist.“ — Noch während des Votirens hatte der Spanische Geschäftsträger ein Schreiben von seinem Hof überschikt, und dringend um unverzügliche Beherzigung gebeten; aber es wurde unerdfnet bei Seite gelegt. — Unmittelbar, nachdem das Todes-Urtheil

theil über Ludwig ausgesprochen worden war, wurden die 3 Vertheidiger Ludwigs auf ihr Verlangen vor die Schranken gelassen. Deseze spricht im Namen aller: „Bürger Repräsentanten! Lud„wig hat uns aufgetragen, Ihnen eine von sei„ner Hand unterzeichnete Schrift zu übergeben.“ Sie ward vorgelesen, wie folgt:

„Ich bin es meiner Ehre und meiner Fa„milie schuldig, daß ich eine Anklage nicht un„terzeichne, welche ich nicht verdient habe. „Ich erkläre daher, daß ich von dem Urtheil, „das gegen mich gefällt seyn wird, an die gan„ze Nation appellire; und gebe meinen Ver„theidigern alle Vollmacht, daß diese Appel„lation sogleich in das Protokoll eingezeichnet „werde.“

Deseze sagte: „Es ist von der Grosmuth und „Gerechtigkeitsliebe der Nationalkonvention zu er„warten, daß sie die Stimme des Angeklagten „höre, da das Urtheil gegen ihn nur mit einer „Stimmen-Mehrheit von 5 gegeben worden ist. „O verschliessen Sie doch Ihre Ohren nicht vor „dem Geschrei der Menschheit und der Gesetze! „Hören Sie doch Vernunft und Vaterlandsliebe! „Denken Sie doch an alles Unheil, das Frank„reich bevorsteht, wenn Ludwigs Kopf fällt.“

Tronchet sezte hinzu: „Bei allen geschwor„nen Gerichten unsers Vaterlandes gehören zwei „Drittheile der Stimmen zu einem Todes-Urtheil. „Und Sie beschlossen gestern, daß bei Ludwig Ei-

„ne

„ne Stimme mehr, als die Hälfte über Tod und „Leben entscheiden soll! Dazu sind Sie nicht be„rechtigt. Ich bitte im Namen der Gerechtigkeit „und Menschheit, jenes Dekret zurükzunehmen.“

Die Jakobiner in der Konvention widersezten sich diesem gerechten Begehren mit allen ihren Kräften, und der so wohl gegründeten Vorstellungen ungeachtet beschloß die Nationalkonvention: „daß die Appellation Ludwigs an die Nation nicht „anzunehmen sey, und daß man am folgenden „Tag entscheiden werde, ob die Hinrichtung ver„schoben oder sogleich vollzogen werden solle.“

Unter den am Tage des Todes-Urtheils Stimmengebenden sind besonders nachstehende merkwürdig:

Der schon öfters angeführte **Manuel** sagte bei dieser Gelegenheit: „Noch nie hatte die Na„tionalkonvention das Ansehen eines Gerichtshofs. „Richter sind kalt, wie das Gesetz. Sie murren „nicht, sie klatschen nicht, sie schimpfen nicht, „sie verläumden nicht. Richter würden nie zuge„geben haben, daß unter ihnen der nächste Bluts„verwandte des Angeklagten (der ehemalige Her„zog von Orleans) als Mitglied sitze und spreche. „Wenn er so sehr alles Gewissen, alle Ehre und „Schamhaftigkeit abgelegt hat, so würden die „Richter ihn wenigstens für diesen Fall aus ihrer „Mitte verstossen haben.“

Egalite' (Herzog von Orleans) gab sein Votum mit folgenden Worten: „Tod für den Despo-

„spoten Ludwig, und für alle, die ferner noch „nach Despotismus streben

(Tiefer Unwille bemächtigte sich bei diesen Worten aller Mitglieder, die noch einiges Gefühl hatten, und äusserte sich durch ein heftiges Murren.)

Lanjuinais: „Ich bin nicht Richter, aber „als Gesezgeber stimme ich für die Einsperrung, „und glaube nicht, daß das Volk das Recht ha= „be, einen überwundenen Gefangenen zu morden."

Anacharsis Cloots (der bekannte Schwärmer): „Im Namen des ganzen Menschengeschlechts stim= „me ich auf Tod."

Rabaud de St. Etienne: „Der Tod der Ty= „rannen ist wie die Asche der Religionsmärtyrer; „aus ihrer Asche entstehen neue."

Brissot: „Jede Entscheidung zieht unübersehbares „bares Unglük nach sich. Ludwigs Einsperrung „ist der ewige Zunder zu innerlichen Unruhen; „sein Tod aber das Zeichen zu einem allgemeinen „Krieg. Ich stimme auf Tod, aber das Urtheil „soll verschoben werden."

Barrere: „Der Freiheitsbaum wächst nur „empor, wenn er mit Tyrannen=Blut begossen ist."

Am 18ten Jenner traten mehrere wüthende Jakobiner auf, und verlangten, daß man am folgenden Tag den König öffentlich hinrichten solle. Die Gallerien klatschten Beifall. Der Präsident mußte den Unmenschen Stille gebieten. **Robespierre** und **Tallien** wiederholten im Namen der

Mensch=

Menschlichkeit die Bitte, um unverzügliche Hinrichtung; sie, die unmöglich ein Gefühl von Menschlichkeit haben können.

Endlich wurde doch noch nach einem tobenden Lärm en die Entscheidung der Frage, ob das Urtheil gleich vollzogen werden solle, oder nicht? auf den 19ten Januar verschoben. Noch suchten Männer von Einsichten das Unglük, das Frankreich drohte, durch den Aufschub der Vollziehung des Urtheils zu hindern. Sie suchten die Entscheidung so lang als möglich zu verzögern, überzeugt, daß die Vernunft wieder bei manchen Mitgliedern die Oberhand gewinnen, und sie ihrer Parthie dadurch wieder das Uebergewicht verschaffen würden.

Doch bald sahen sie sich am folgenden Tag in ihrer Hofnung betrogen. Viele Mitglieder wollten über den Aufschub des Todes-Urtheils öffentliche Reden halten, aber die Blutdürstige schrien: „Gestimmt, gestimmt," ihres Siegs zum voraus gewiß. — Marat sagte: „Die Republik „wird nur ein Karteuhaus seyn, so lange der „Kopf des Tyrannen nicht abgeschlagen ist. Lud„wig muß innerhalb 24 Stunden sterben."

Büzot, einer der eifrigsten Republikaner, der selbst auch auf Ludwigs Tod, doch mit Vorbehalt des Aufschubs, gestimmt hatte, sagte: „Ich be„haupte, daß die Vollziehung des Urtheils ver„schoben werden muß. Die Stimmen-Mehrheit „ist zu gering, Leidenschaften haben es ausgespro„chen, fremde Mächte fallen über uns her, Strö-

„me Bluts werden vergossen, und unsere Finan„zen zernichtet werden. Handlung und Gewerbe „können in der Unordnung nicht gedeihen. All' „diß Unglük wird man uns, und unserm Todesur„theil zuschreiben. Ich bin vollkommen überzeugt, „daß gewisse Leute wieder einen König haben wol„len, so bald Ludwig todt ist, daß man diesen „wegschaffen will, damit er dem Andern *) Plaz „mache."

Brissot sagte: „Der Aufschub kann einen „allgemeinen Krieg verhindern. Die schnelle Voll„ziehung aber bewirkt die Vereinigung aller Mäch„te Europens gegen uns. Die Vollziehung macht „alle Völker aufs neue zu Freunden der Könige „und zu Feinden von uns." (Die Geschichte hat seine Muthmassungen vollkommen bestätigt.)

Thomas Payne (der Engländer): „Schnelle „Vollziehung des Urtheils würde mehr eine Hand„lung der Rachbegierde, als der Gerechtigkeit seyn. „Schenken Sie doch dem König von England das „Vergnügen nicht, den Mann auf dem Schaffot „zu sehen, der ihm seine Amerikanische Untertha„nen entries, und sie frei machte."

Während dieser Berathschlagung schikte Manuel in einem Brief seinen Abschied, weil er mit gutem Gewissen nicht mehr Mitglied einer solchen Versammlung seyn könne. Zwei Tage zuvor war er von einer Horde seiner Kollegen aussen vor dem Versammlungs-Saal der Nationalkonvention aufs ab-

*) Er verstund darunter den Herzog von Orleans.

abscheulichste mißhandelt worden, weil er nicht auf Ludwigs Tod gestimmt hatte.

Um halb 9 Uhr Abends brachten es endlich die Jakobiner dahin, daß die Berathschlagung geendigt, und über die Frage: „Soll die Exeku„tion verschoben werden, oder nicht?“ gestimmt wurde. Jedes Mitglied wurde abermals namentlich aufgerufen, und gab laut seine Stimme. Von 690 wirklich Stimmgebenden Mitgliedern waren 310 für und 380 wider den Aufschub. Der Präsident sprach hierauf folgende Worte aus: „Ich erkläre im Namen der Nationalkonven„tion, daß die Vollziehung des Urtheils über „Ludwig den 16ten nicht verschoben werden „solle.“ Hierauf wurde noch beschlossen, der Vollziehungs-Rath solle Ludwig das Todesurtheil ankündigen, und dasselbe an ihm innerhalb 24 Stunden, von der Ankündigung an gerechnet, vollziehen lassen. — Als dem König seine drei Vertheidiger mit innigster Wehmuth die Nachricht brachten, daß seine Appellation vom Urtheil des Nationalkonvents an die ganze Nation nicht angenommen worden sey, sagte er zu ihnen: „Wä„re ich nicht innigst überzeugt gewesen, daß mein „lezter Brief an den Nationalkonvent (um die „Appellation) dem Volk nüzlicher gewesen wäre, „als mir, wahrlich ich hätte ihn nicht geschrieben. „Da aber der Konvent nicht geglaubt hat, daß „seine Gerechtigkeit es erfordere, auf meine Ap„pellation an das französische Volk Rüksicht zu

„nehmen, so bin ich bereit, den Tod zu leiden. Möch-
„te derselbe meinem Volk nüzlich seyn, das ich
„noch im Tode lieben werde!“ — Blos die Reli-
gion war vermögend bei dem König solche Aeusse-
rungen hervorzubringen. Sein Todes-Urtheil, das
ihm am 20ten Januar Nachmittags um 2 Uhr
vorgelesen wurde, hörte er mit der grösten Fassung
an, keine Spur von Unruhe entdekte sich auf sei-
nem Gesicht, statt aller Antwort nahm er aus sei-
ner Brief-Tasche ein Papier und las es ab. Sein
Inhalt war folgender: „Ich begehre eine Frist
„von drei Tagen, damit ich mich vorbereiten kan
„um vor Gottes Angesicht zu erscheinen; ich
„begehre die Erlaubniß, einen Geistlichen, der in der
„Strasse du Bacq Nro 483 wohnt (einen irrlän-
„dischen Priester) kommen zu lassen, und gänzliche
„Sicherheit für diesen Geistlichen, damit er wegen
„der Liebespflicht, die er gegen mich erfüllt,
„im geringsten nicht beunruhigt werde. Ich be-
„gehre, daß man mich von der immerwährenden
„Wache, welche der Gemeinderath seit einiger
„Zeit mir zugegeben hat, befreie. Ich begehre
„meine Familie frei, so oft ich will, und ohne
„Zeugen, bis zu meiner Hinrichtung sprechen zu
„dürfen. Ich wünsche, daß der Nationalkonvent
„sich ohne Verzug mit dem Schiksal meiner Fami-
„lie beschäftige, und ihr vergönne, sich wegzube-
„geben, wohin sie will. Endlich so empfehle ich
„auch dem Nationalkonvent alle Personen, die mir
„gedienet haben. Es sind mehrere darunter, wel-
„che alles ihr Vermögen für ihre Stellen hinge-

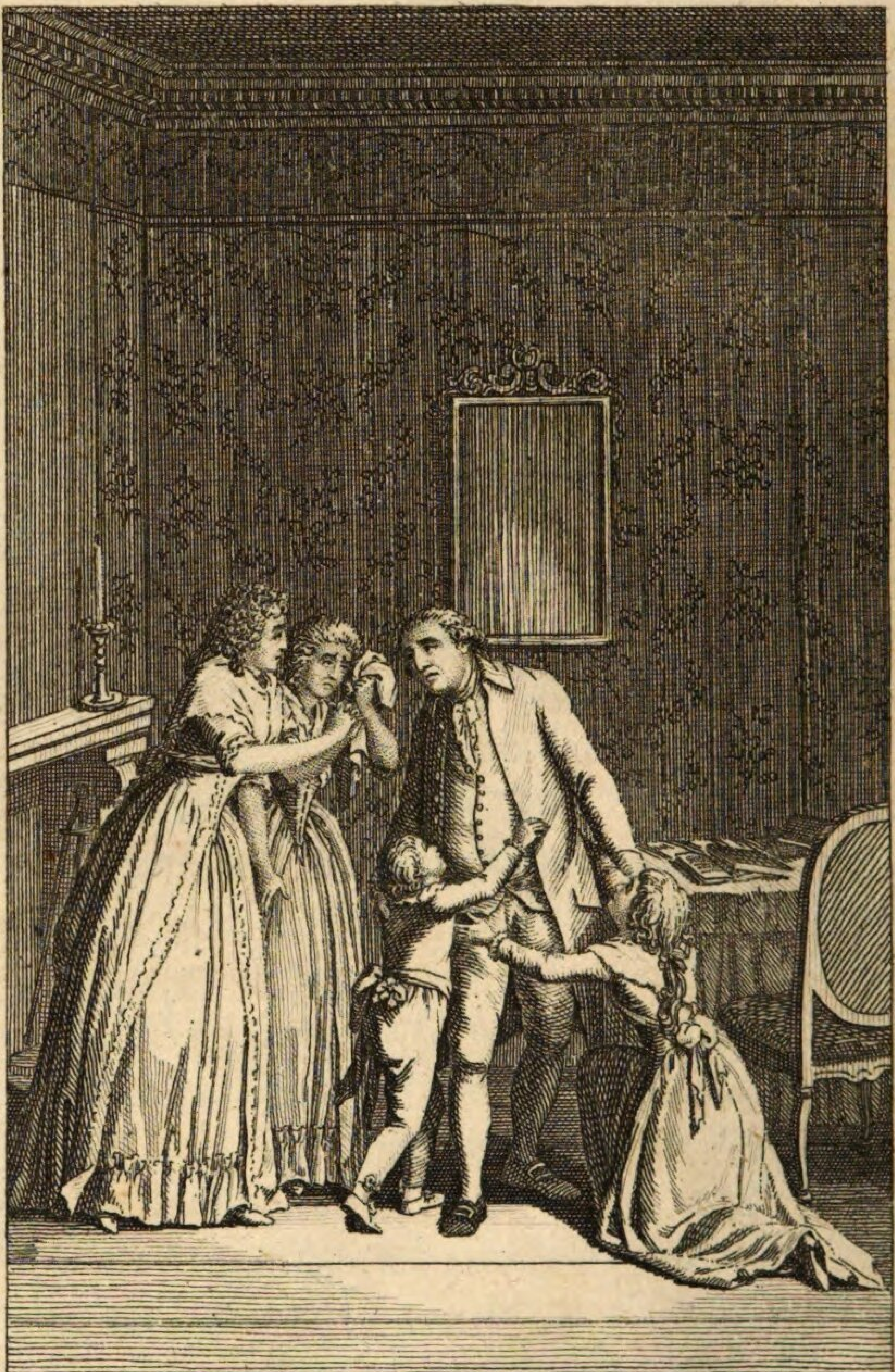
„geben

„geben haben, und die nunmehr Mangel leiden „müssen. Unter denjenigen, denen ich Pensionen „gegeben, sind Greise, welche nichts anders hat„ten, um zu leben. Geschrieben in dem Tem„pelthurm den 20ten Januar 1793. Unterschrie„ben Louis.“

Nach einiger Berathschlagung der Kommissarien unter sich glaubten sie es nicht auf sich nehmen zu dürfen, auf des Königs Begehren selbst zu antworten. Die Sache wurde also der Nationalkonvention überbracht und zur Entscheidung vorgelegt, diese beschloß sogleich, daß die verlangte Frist von 3 Tagen, weil sie einem vorhandenen ausdrüklichen Dekret zuwider sei, nicht statt haben könne. Die zur Aufsicht bestellte Kommissarien der Municipalität von Paris sollten sich nur in einem Nebenzimmer aufhalten, Ludwig dürfe mit seiner Familie freien Umgang haben. Auch sein Gesuch wegen eines Beichtvaters wurde bewilligt, wegen der übrigen Punkte solle das Gesezgebungs = Comite berichten, wo alsdann die Nationalkonvention nach Erforderniß des Wohls des Staats darüber beschliessen werde. — An eben diesem Tag schikte auch Kersaint, ein Mann von grossen Kenntnissen, besonders in dem Seewesen, ein eifriger Patriot und Republikaner, aber von edlem Herzen und strenger Rechtschaffenheit, der Nationalkonvention seine Demission wegen Ludwigs Todes = Urtheil zu. In seinem Schreiben an die Nationalkonvention sagt er: „Es ist mir ganz unmöglich, die Schande zu er-

„tragen, im nemlichen Saal neben Leuten, die mit „Blut besudelt sind, zu sizen, und zu hören, wie „ihre Meinung mit Hülfe des Schrekens, der vor „ihnen hergeht, über die Meinung ehrlicher Leu„te, wie Marats Stimme über einen Pethion „siegt. — Wenn ich auch aus Liebe zu meinem „Vaterland mich hart genug zu jenem unglükli„chen Schiksal machen könnte, der Amts-Bruder „jener Lobredner und Gehülfen der Mordthaten „vom 2ten und 3ten September zu seyn, so muß „ich wenigstens mein Andenken von der Schande „retten, ihr Mitschuldiger zu seyn, dazu bleibt mir „nur noch ein Augenblik, der jezige nemlich übrig.— „Morgen würde es zu spät seyn.“ — So sprach und urtheilte ein Mann, dessen glühendem Patriotismus und dessen Liebe zur Freiheit gewiß wenige gleich kommen werden. — Die Einziehung und Bestrafung der Mörder vom 2ten September wurde nun zwar auf dringendes Verlangen des bessern Theils der Nationalkonvention dekretirt, aber sie blieb nur dekretirt, und das Dekret wurde bald darauf förmlich zurükgenommen. Die Mitglieder des Konvents, welche es verlangt hatten, mußten sich zufrieden geben, wollten sie anders nicht selbst septembrisirt werden.

Kaum hatte Ludwig Sonntag Morgens am 20ten Jenner bestimmt die Stunde seiner Hinrichtung erfahren, so äusserte er ein Verlangen, seine Familie zu sehen. Er wollte zu ihr gehen. Die Kommissarien der Pariser Municipalität, welche



Der König sieht seine Familie zum leztenmal.

che bei ihm die Aufsicht hatten, zeigten hierüber einige Verlegenheit, und machten ihm den Vorschlag, seine Familie zu sich kommen zu lassen. Der König nahm es an, seine Gemahlin, seine Schwester und seine beide Kinder kamen. Von dieser Zusammenkunft, bei der keine Zeugen zugegen waren, weis man nur so viel, daß alle bei ihrem Eintritt sich dem König zu Füssen warfen, und unter dem heftigsten Schluchzen seine Knie umfaßten. Man hörte die Königin öfters im Affekt rufen. „Die Henker! die Henker!“ womit sie ohne Zweifel Ludwigs Richter meinte. Man hörte sie, da sie endlich ruhiger wurde, zu ihrem Sohn sagen: „wir dürfen nicht die Unschuldige mit den „Schuldigen vermengen. Lerne durch deines Va„ters Leiden, dich nicht wegen seines Todes zu „rächen“ — Die ganze königliche Familie blieb drithalb Stunden in des Königs Speiszimmer, und so sehr auch die Municipalkommissärien im Vorzimmer lauschten, so konnten sie doch ausser dem Gesagten nichts von der Unterredung verstehen —

Nachdem sich die Familie zurükbegeben hatte, sagte der König zu dem Municipalkommissär, *) er habe seiner Frau noch ein wenig den Text gelesen **)

Wie der Dauphin am 20ten Jenner hörte, daß sein Vater, den er ausserordentlich liebte, hingerich-

*) So hat dieser wenigstens in seinem Bericht an den Pariser Gemeinderath erzählt.

**) Qu'il lui avoit donné une bonne mercuriale.

gerichtet werden solle, lief er zu den Kommissarien des Temple, und bat sie schluchzend, sie möchten ihm doch erlauben, in die Sektionen von Paris zu gehen, bei jeder wolle er kniend für seinen armen Vater um Gnade flehen. An eben diesem Abend warf sich Malesherbes, der schon öfters gedachte Vertheidiger Ludwigs in Thränen schwimmend zu den Füssen seines ehmaligen Monarchen. Ludwig hob ihn mit innigster Rührung auf, drükte ihn an sein Herz, er wollte den würdigen Greis trösten, aber seine Empfindungen erstikten seine Worte; lange war er nicht im Stand, nur ein Wort hervorzubringen, endlich sagte er: „Warum beneiden Sie mich um den einzigen Zufluchts-Ort, der mir nach so vielen Unglüksfällen noch übrig bleibt. „Ach mein König„ (erwiederte Malesherbes, der vor Wehmuth kaum sprechen konnte„) „Noch ist Hofnung da, das Volk ist großmüthig „und gerecht." „Nein, Nein! es ist keine Hoff„nung mehr vorhanden. Sie wollen meinen „Tod, und ich bin bereit. Weinen sie nicht, „mein lieber Malesherbes! in einer bessern „Welt werden wir uns vielleicht wieder sehen.

Der König aß mit gutem Appetit zu Nacht, und schlief sehr ruhig. An seinem Todes-Tag erwachte er erst um 7 Uhr, sprang sogleich zum Bett heraus, und kleidete sich an, ohne ein Wort zu sprechen. Vom Frühstük nahm er nichts zu sich. Er verlangte eine Scheere, um sich die Haare abzuschneiden. Man verweigerte ihm seine Bitte; als man ihm darauf auch noch sein Messer abforderte;

derte, sagte er: „Hält man mich denn für so feig, „daß man glaubt, ich würde mich selbst vernich„ten?“ Die Königin schikte noch an diesem Morgen zu ihrem Gemahl und ließ ihn fragen, ob sie ihn noch einmal mit ihrer Familie sehen dürfe. Der König antwortete weder Ja noch Nein, er wollte sich und den Seinigen die Bitterkeit der Trennung ersparen, und der Besuch unterblieb.

Der Generalkommandant Santerre und die Kommissarien der Stadt Paris kamen Morgens um halb 9 Uhr in Ludwigs Zimmer; Santerre kündigt ihm den Befehl an, den er erhalten habe, ihn aufs Schaffot zu begleiten. Der König verlangte noch drei Minuten Zeit, um sich mit seinem Beichtvater zu unterhalten, sie wurden bewilligt. Nach Verfluß dieser Zeit übergab Ludwig einem von den Kommissarien Jakob Leroux ein Paket, welches das nachher folgende Testament enthielt, und ersuchte denselben, er möchte es dem Gemeinderath übergeben. Leroux antwortete, er könne es nicht selbst besorgen, weil er mit zur Hinrichtung beordert sey; mit des Königs Einwilligung aber gab er es einem seiner Kollegen, der es auch besorgte. Alsdann sprach der König zu dem Generalkommandanten: „Ich bin bereit.“ Im herausgehen bat er noch die Municipalbeamten, der Commune Paris diejenige Personen, welche in seinen Diensten gestanden waren, zu empfehlen. „Auch „bitte ich, „ fuhr er fort, „ daß mein Kammer„diener Clery bei der Königin — ich wollte sagen — „bei meiner Frau angestellt werde.“ — Der Kö-

nig erhielt zur Antwort, daß man von allem, was er begehre, dem Gemeinderath Bericht abstatten würde.

Beinahe eben die Anstalten, welche zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Paris schon zweimal bei Ludwigs Verhören in der Nationalkonvention gemacht worden waren, wurden auch an dem Hinrichtungstage des Königs getroffen. Die ganze Pariser Nationalgarde war aufgeboten. Alle Staats-Magazine, Kassen ꝛc. erhielten starke Detaschements zur Bewachung, auf allen öffentlichen Pläzen waren geladene Kanonen aufgeführt, zahlreiche Reserve-Corps stunden in jedem Quartier bereit. Jede der 48 Sektionen von Paris hatte 25 Nationalgarden, lauter ausgesuchte Patrioten, abgeben müssen, um daraus ein Corps von 1200 Mann zu bilden, die vor, auf beiden Seiten, neben und nach dem Wagen, worin der König fuhr, hergehen sollten. Jeder von diesen 1200 Mann hatte 16 scharfe Patronen bekommen, Kavallerie began und schlos den Zug. So lange, bis die Exekution geendigt war, durfte sich kein Frauenzimmer und kein Kind in der Strasse sehen lassen, es war streng verboten, ein Fenster in den Strassen, durch welche der Zug gieng, zu öfnen. Nur solche Mannspersonen sollten sich ausser dem Hause zeigen, die Militärdienste verrichteten. Aber dennoch erblikte man auf dem Richtplaz viele Personen, die nichts dabei zu thun hatten. — Gnade zu rufen, war bei Lebensstrafe verboten. —

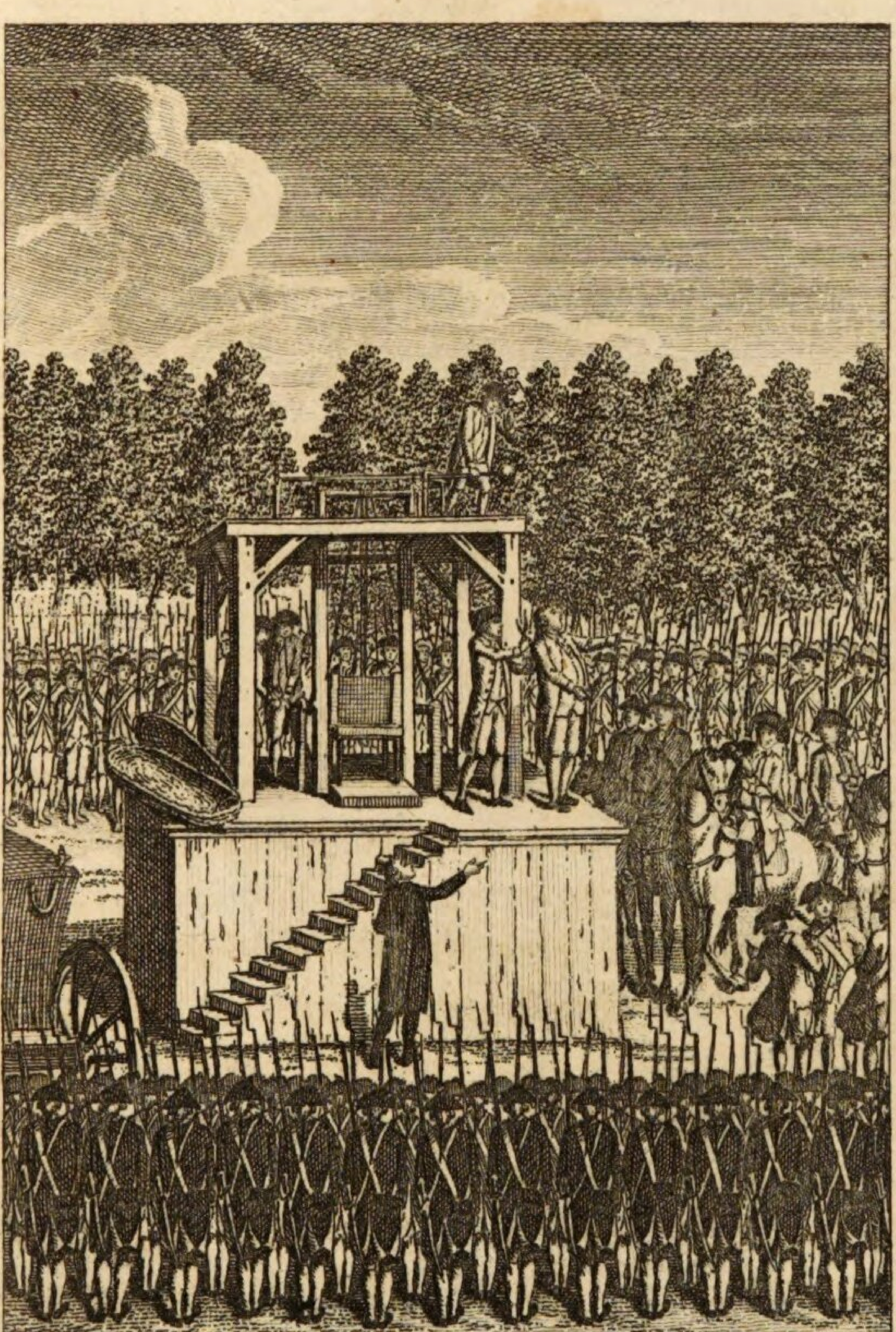
Lud-

Ludwig ging zu Fuß durch den ersten Hof des Temple. Im zweiten stieg er in den Wagen des Maire, den nemlichen, worinn er bei seinem Verhör in die Nationalversammlung gefahren war. Bei ihm in dem Wagen sassen sein Beichtvater und 2 Officiere von der Gendarmerie. Beim hinausfahren aus dem Temple riefen einige Stimmen: „Gnade!“ wahrscheinlich Leute, die während seiner Gefangenschaft zu seinem und seiner Familie Dienst angestellt waren. Sonst herrschte auf dem ganzen Zug, der über die Boulevards ging, die gröste Stille. Auf dem Weg sprach Ludwig kein Wort, er sah nachdenkend, aber nicht niedergeschlagen aus. Die meiste Zeit las er Gebete der Sterbenden. Um 10 Uhr 20 Minuten Vormittags kam er auf dem Plaz an. Am Fusse des Schaffots blieb er noch ungefähr 4 bis 5 Minuten im Wagen, und sprach mit seinem Beichtvater. Dann bestieg er entschlossen das Blutgerüste. Er hatte ein dunkelbraunes Kleid, eine weisse Weste, graue Hosen und weisse Strümpfe. Sein Haar war in Ordnung, und an seiner Gesichts-Farbe konnte man keine Veränderung bemerken. Er kleidete sich selbst aus. Dann grif ihn der Scharfrichter an, und schnit ihm die Haare ab. Diß erschütterte ihn heftig, wie man deutlich sehen konnte. Aber gleich war er wieder gefaßt, wandte sich gegen das Volk, und sagte mit starker Stimme! „Franzosen ich „sterbe unschuldig. Hier von diesem Blutgerüst „herab, im Augenblik, da ich bereit bin, vor

„Got-

„Gottes Angesicht zu erscheinen, sag ich euch „diese Wahrheit. Ich verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß mein Tod nicht für „Frankreich .... Bei diesem Wort fieng das Wirbeln der Trommeln und die Kriegs-Musik, welche einen Augenblik unterbrochen gewesen war, auf Santerres Befehl wieder an, um Ludwigs Stimme unhörbar zu machen, und der Scharfrichter, dem der Generalkommandant ausdrüklich verboten hatte, den König sprechen zu lassen, vollzog sein Amt, und Ludwigs Kopf fiel. Der Scharfrichter nahm ihn vom Boden auf, und trug ihn zur Schau zweimal auf dem Gerüste herum. Ein Geschrei ertönte: „Es lebe die Nation! Es lebe „die Republik!

Auf solche Art starb ein König, dem eine seit 4 Jahren aneinanderhängende Reihe von Unglüksfällen den Tod auf dem Schaffot, als das Ende seiner Leiden noch wünschenswerth machen mußte; ein König, dem die Liebe zu seinem Volk, Gerechtigkeit und wahre Gottesfurcht eine Stelle unter den besten Monarchen anweisen; ein König, dem man mit Recht nichts vorwerfen kann, als daß er zu gut war, daß er aus übergrosser Gewissenhaftigkeit und Abscheu vor Blutvergiessen nicht mit Nachdruk einem Uebel vorbeugte, von dem Er selbst in kurzer Zeit unwiderstehlich in den Abgrund hinabgerissen wurde; ein König, der zu vielerlei Rathschläge befolgte, sobald er dadurch das Glük seines Volks machen zu können glaubte; endlich



Franken! ich sterbe unschuldig.

lich ein König, der, wenn man will, in den kritischen Zeiten seiner Regierung, bei dem Sturm, der sein ganzes Reich durchtobte, nicht das Steuerruder zu führen vermögend war. Hieran waren aber die wenige Kenntnisse, die man ihm in seiner Jugend von Regierungs-Geschäften mit Vorbedacht beigebracht hatte, und die Entfernung, in der man ihn immer von denselben zu halten sich bemühte, hauptsächlich Schuld.

Der Plaz, wo Ludwig der 16te enthauptet wurde, war der grosse Ludwigs- nun Revolutionsplaz. Die Hinrichtung selbst geschah zwischen dem Fußgestell, worauf noch vor 5 Monaten die Bildsäule seines Grosvaters, Ludwig des 15ten gestanden war, und den Elisäischen Spaziergängen. Ludwigs Angesicht war bei der Enthauptung gegen sein vormaliges Schloß der Tuillerien gewendet. Sein Leichnam wurde gleich nach vollbrachter Execution in einem geflochtenen Korbe auf den Karren gelegt, der am Blutgerüste zu diesem Ende bereit stund. Man führte ihn auf den Kirchhof der Magdalenen-Kirche, in deren Bezirk die Richtstätte liegt. Hier wurde er gleich allen andern Menschen, die in diesem Bezirk sterben, beerdiget. Sein Grab war 12 Schuh tief und 6 weit, und liegt zwischen denen, welche einst bei seinen Vermählungs-Feierlichkeiten *) (im Mai 1770) aufs erbärmlichste zerquetscht wurden, und den

Schwei-

*) Dieses unglüklichen Feuerwerks ist in dieser Lebens-Geschichte ausführlich gedacht worden.

Schweizern, die am Tage seiner Absezung (10 Aug. 1792) umgekommen waren.

Ein Bürger, Le Duc, hatte von der Nationalkonvention begehrt, daß ihm Ludwigs Leichnam ausgeliefert werden möge, damit er ihn auf eine schikliche Art zu Sens, neben dessen Vater begraben könne. Das Begehren wurde abgeschlagen, und die Nationalkonvention durch jenes Anerbieten aufmerksam gemacht, befahl viel Kalk in Ludwigs Grab zu werfen. — Viele Personen schienen begierig, etwas von seinen Kleidungsstüken zu haben. Manche troknetten das Blut, das vom Schaffot heruntergeflossen war, mit Papieren und Schnupftüchern auf. Nationalgarden tauchten ihre Piken und Säbel darein. Vorzüglich bemerkte man 2 wohlgekleidete Jünglinge, wovon einer für Ludwigs Haarzopf einen Louisd'or bezahlte, der andere aber, der ein Engländer zu seyn schien, einem Kind 15 Livres gab, damit es ein sehr feines weisses Schnupftuch *) in das Blut tauchte. — Wie schon gedacht, herrschte während des Zugs und der Hinrichtung in der ganzen Stadt, so wie auf dem Richtplaz ernste Todesstille und die gröste Ruhe. Zwei Stunden nachher aber lebte und webte alles in Paris wieder, wie gewöhnlich; und Niemand konnte mehr bemerken, daß sich etwas wichtiges zugetragen hatte. Nur kam an diesem Tag Niemand in die

*) Dieses Schnupftuch ist nachher öffentlich, vielen Nachrichten zu folge, an dem Tower zu London ausgehängt worden, und hat das Englische Volk ausserordentlich wider die Franzosen erbittert.

Schauspielhäuser, die wie gewöhnlich geöfnet waren Den wenigen, welche sich einstellten, mußte man ihr Geld wieder zurükgeben, und aus Mangel an Zuschauern konnte auf keinem Theater gespielt werden.

Am Abend des Todestages Ludwigs kam sein Kammerdiener Clery zu den Kommissarien des Gemeinderaths, welche die Aufsicht über den Temple und die Gefangene in demselben hatten. Er zeigte an, daß ihm Ludwig am Morgen unmittelbar vor seinem Weggehen folgende drei Stüke übergeben habe: 1) einen goldenen Ring, auf dessen innerer Seite die Buchstaben stehen. M. A. A. A. 19 Apr. 1770 (Maria Antonia, Archiducissa Austriæ.*) Diesen Ring befahl Ludwig seiner Gemahlin zu geben, und ihr dabei zu sagen, daß es ihn schwer ankomme, sich davon zu trennen, 2) ein silbernes Pettschaft an einer Uhr, das sich auf 3 Seiten öfnet, und auf der ersten das französische Wappen, auf der zweiten die Buchstaben L. L. und auf der dritten Seite einen Kindskopf mit einem Kasket enthält, 3) ein Papier, auf welchem von Ludwigs eigner Hand die Worte stunden: „Haare meiner „Frau, meiner Schwester und meiner Kinder.“ Es waren auch wirklich 4 kleine Päkchen mit Haaren darinn befindlich. Auch diß Papier sollte Clery der Königin zustellen, und ihn zugleich bei ihr entschuldigen, daß er sie am 21 Jenner Morgens

*) Auf deutsch: Maria Antonia, Erzherzogin von Oestreich den 19ten April 1770.

gens nicht noch einmal zu sich herab habe kommen lassen. „Es geschah, sezte der König hinzu, „um uns den Schmerz einer so grausamen Trennung „zu ersparen.“ — Der Gemeinderath von Paris beschloß, Clery solle alles bis auf weitere Befehle in seiner Verwahrung behalten. So viel man weiß, hat er bis jezt, da ich diß schreibe (April. 1793) noch keine bekommen, und die angezeigten 3 Stüke befinden sich also noch in seinen Händen.

Testament König Ludwigs XVI. von Frankreich.

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! heute am 25sten Decbr. 1792. Ich Ludwig der 16te dieses Namens, König von Frankreich, seit mehr als 4 Monaten mit meiner Familie in dem Temple Thurm zu Paris eingesperrt, und zwar durch diejenige, die meine Unterthanen waren, und seit dem 12ten dieses Monats, sogar alles Umgangs mit meiner Familie beraubt; über diß in einen Proceß verwikelt, dessen Ausgang vorauszusehen, um der Leidenschaften der Menschen willen, unmöglich ist; in einen Proceß, wozu man weder den Vorwand, noch Rechtsmittel in irgend einem vorhandenen Geseze findet. In dieser Lage, und da ich nur GOtt zum Zeugen meiner Gedanken habe, da ich nur an ihn mich wenden kann, erkläre ich hier in seiner Gegenwart meinen lezten Willen und meine Gesinnungen. Ich überlasse meine Seele GOtt, meinem Schöpfer; Ich bitte ihn, sie mit seiner Barmherzigkeit aufzunehmen, und sie nicht nach ihren eigenen, sondern nach den Verdiensten unsers HErrn JEsu Christi zu richten, wel-

welcher sich selbst für uns und andere Menschen, so unwürdig wir auch und ich besonders seyn mögen, seinem Vater zum Opfer gebracht hat.

Ich sterbe in der Vereinigung unserer heiligen Mutter, der Catholischen, Apostolischen und Römischen Religion, welche ihre Vollmachten durch eine ununterbrochene Nachfolge von dem heiligen Petrus besizt, dem sie JEsus Christus anvertraut hatte.

Ich glaube vestiglich und bekenne alles das, was in dem Symbol GOttes und der Kirche, in den Sakramenten und den Glaubens-Geheimnissen enthalten ist, so wie sie die Catholische Kirche lehrt und immer gelehrt hat. Ich habe nie in den verschiedenen Arten, die Lehren, welche die Kirche JEsu Christi trennen, auszulegen, mich zum Richter aufwerfen wollen. Ich bezog mich immer, und werde, wenn mir GOtt das Leben schenkt, mich noch ferner auf die Entscheidungen beziehen, welche die geistliche Obern, die mit der heiligen Catholischen Kirche vereint sind, geben und geben werden, gemäs der Lehre der Kirche, welche seit JEsu Christo befolgt worden ist. Ich beklage von ganzem Herzen unsere Brüder, welche im Irrthum seyn können, aber ich will sie nicht richten, und liebe sie nicht weniger alle in JEsu Christo, dem zu folge, was die christliche Liebe uns lehrt. Ich bitte GOtt, mir alle meine Sünden zu verzeihen. Ich habe immer gewissenhaft gesucht, sie zu erkennen, zu verabscheuen, und mich in seiner Gegenwart zu demüthigen, da ich des Dienstes eines Catholischen Priesters entbehren muß.* Ich bitte GOtt, das Bekenntniß, welches ich vor ihm ablege, aufzunehmen, und besonders meine tiefe Reue darüber, daß ich mit meines Namens Unterschrift (zwar wider meinen Willen) öffentliche Schriften bestätigte, welche der

* im December, da diß Testament geschrieben wurde.

Lehre und dem Glauben der Catholischen Kirche, mit welcher ich aufrichtig von ganzem Herzen vereint bin, entgegen seyn können. Ich bitte GOtt, meinen festen Entschluß anzunehmen, daß ich, wenn er mir das Leben schenkt, sobald als ich kann, mich des Dienstes eines Catholischen Priesters bedienen werde, damit er mir die Verzeihung aller meiner Sünden bewillige und das Sakrament der Busse annehme.

Ich bitte alle diejenige, welche ich etwa aus Unachtsamkeit beleidigt haben könnte, (denn ich kann mich nicht erinnern, absichtlich Jemand beleidigt zu haben) oder diejenige, welchen ich böse Beispiele, oder Aergernisse gegeben haben könnte, mir das Böse zu verzeihen, welches sie glauben, durch mich erlitten zu haben.

Ich bitte alle Mitleidige, ihr Gebet mit dem meinigen zu vereinigen, damit ich von GOtt die Vergebung aller meiner Sünden erhalte.

Ich verzeihe von ganzem Herzen allen, die mir feind geworden sind, ohne daß ich ihnen Anlaß dazu gegeben habe. Auch bitte ich GOtt, ihnen zu vergeben, so wie auch denen, welche durch einen falschen, oder übel verstandenen Eifer mir viel Böses erwiesen haben.

Ich empfehle GOtt meine Frau, meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten, meine Brüder, und alle diejenige, welche durch Bande des Bluts, oder auf irgend eine andere Art mir anhangen, oder ergeben sind. Ich bitte GOtt besonders, die Augen seiner Barmherzigkeit auf meine Frau, meine Kinder und Schwester zu werfen, welche seit langer Zeit mit mir leiden; daß er sie, wenn sie mich werden verloren haben, und so lange sie auf dieser vergänglichen Welt bleiben werden, mit seiner Gnade unterstüze.

Ich empfehle meine Kinder meiner Frau; ich habe nie an ihrer mütterlichen Zärtlichkeit gezweifelt. Ich em-

empfehle ihr besonders, gute Christen und ehrliche Leute aus ihnen zu machen, und sie zu lehren, daß sie die Grössen dieser Welt (wenn sie je solche zu versuchen verurtheilt seyn sollten) nur als gefährliche und vergängliche Güter betrachten, und ihre Blicke nach dem einzigen festen und dauerhaften Ruhm der Ewigkeit kehren. Ich bitte meine Schwester, daß sie ihre Zärtlichkeit gegen meine Kinder fortsezen, und ihnen an Mutter statt seyn wolle, wenn sie das Unglük hätten, ihre Mutter zu verlieren.

Ich bitte meine Frau, mir alles Uebel, das sie für mich leidet, und allen Verdruß, den ich ihr während unserer Vereinigung verursacht haben kann, zu verzeihen. Sie dagegen darf auch sicher seyn, daß ich ihr nichts nachtrage, wenn sie etwa glaubt, daß sie sich wegen meiner etwas vorzuwerfen habe.

Ich empfehle meinen Kindern dringend, nach dem was sie GOtt schuldig sind, welcher vor allem gehen mus, daß sie immer unter sich vereint bleiben, auch gegen ihre Mutter, untergeben, gehorsam und dankbar für alle Sorge und Mühe seyen, welche sie sich für dieselbe und im Andenken an mich gibt.

Ich bitte sie, meine Schwester als eine zweite Mutter anzusehen.

Ich empfehle meinem Sohn, wenn er das Unglük haben sollte, König zu werden, daran zu denken, daß er sich ganz dem Glük seiner Mitbürger schuldig ist; allen Haß, alle Rache zu vergessen und namentlich alles das, was Bezug auf das Unglük und den Verdruß, den ich erleide, hat. Er soll denken, daß er das Glük der Völker nur dann machen kann, wenn er nach den Gesezen regiert, aber auch, daß ein König den Gesezen nicht Achtung verschaffen, und das Gute, das in

seinem Herzen ist, nicht ausführen kann, wenn er nicht das nothwendige Ansehen hat; daß er im Gegentheil, wenn er in seinen Handlungen gefesselt ist, und keine Hochachtung einflößt, mehr schädlich, als nüzlich ist.

Ich empfehle meinem Sohn, für alle Personen, die mir ergeben waren, Sorge zu tragen, so viel es seine Umstände gestatten werden. Er soll denken, daß es eine geheiligte Schuld sey, welche ich den Kindern, oder Anverwandten derer, die für mich umgekommen, und dann derer, die um meinetwillen unglüklich sind, zu entrichten verbunden bin.

Mehrere Personen von denen, die in meinen Diensten stunden, haben, wie ich wohl weiß, sich nicht so gegen mich betragen, wie sie sollten; ja sie haben sich sogar undankbar bezeugt. Doch ich verzeihe ihnen, oft ist man in dergleichen Zeiten der Unruhe und Gährung nicht mehr Meister seiner selbst,) und ich bitte meinen Sohn, wenn er Gelegenheit findet, nur sich des Unglüks derselben zu erinnern.

Gerne wollte ich hier meine Erkenntlichkeit gegen diejenige bezeugen, welche eine wahre und uneigennüzige Ergebenheit gegen mich gezeigt haben. Auf der einen Seite war ich zwar empfindlich über die Undankbarkeit und den rasenden Haß derjenigen, denen ich für sie selbst und für ihre Anverwandten und Freunde nichts als Gutes erwiesen habe, aber auf der andern Seite hatte ich doch auch wieder den Trost, zu sehen, daß sehr viele Personen ohne Eigennuz mir ergeben waren, und an meinem Schiksal Antheil nahmen. Diese nun bitte ich, meinen Dank dafür anzunehmen. In der Lage aber, worinn ich bin, fürchte ich ihnen zu schaden, wenn ich deutlicher sprechen wollte. Ich empfehle aber meinem Sohn, daß er Gelegenheiten aufsuche, sie kennen zu lernen.

Inzwischen würde es Verläumdung gegen die Denkungsart der Nation seyn, wenn ich mich scheuen wollte, öffentlich meinem Sohn die Herren Champlli und Hue zu empfehlen, welche aus wahrer Ergebenheit für mich sich mit mir in diesem traurigen Aufenthalt einsperren liessen, wo sie befürchten musten, mit mir aufgeopfert zu werden. Ich empfehle ihm auch den Clery, für die Sorgfalt, womit er, während er bei mir ist, mich bedient hat. Da er bis zum Ende bei mir geblieben, so bitte ich die Herren von der Gemeinde Paris, ihm meine Kleider, Bücher, Uhr, Beutel und andere Kleinigkeiten zu geben.

Ich verzeihe sehr gern allen denen, welche die schlimme Behandlung und den Zwang, den ich erleiden mußte, als lobenswürdig ansahen. Ich habe dafür auch empfindliche und mitleidige Herzen angetroffen. Diese mögen in ihrem Gewissen die Beruhigung geniessen, welche ihnen ihre Art zu denken gibt.

Ich bitte die Herren Malesherbes, Tronchet und Deseze, allen meinen Dank und die Ausdrüke meiner innigsten Erkenntlichkeit für alle Sorgfalt und Mühe, die sie sich meinetwegen gegeben haben, hier anzunehmen.

Ich endige, indem ich vor GOtt erkläre, da ich bereit bin, vor ihm zu erscheinen, daß ich mir keines der Verbrechen, welche man mir zur Last gelegt hat, vorwerfen habe. Gegeben, gedoppelt, im Temple Thurm am 25sten Decbr. 1792.

Unterschrieben: Ludwig.

Die ganze königliche Familie ist noch in ihrem Gefängniß im Temple zu Paris, und wird sogar seit den neueren Unruhen noch strenger, als zuvor bewacht. Neuerlich ist in dem Jacobiner-Klub und selbst in der Nationalkonvention der Vorschlag

gemacht worden, die Königin dem neuen Revolutionsgerichtshof zu übergeben und ihr den Proceß zu machen. Bis jezt ist es nicht wahrscheinlich, daß es geschehen werde, wohl aber zu vermuthen, daß, wenn die wütende Jakobiner-Parthie in Paris noch mehr die Oberhand gewinnt, die ganze königliche Familie in einem veranstalteten Volks-Auflauf vollends ermordet wird. — Bald muß es sich entscheiden, denn der Jakobiner Despotismus in Frankreich naht sich mit schnellen Schritten seinem Ende. — Die Tochter Ludwigs kränkelt seit ihrer Gefangenschaft im Temple, und man glaubt, daß sie in eine vollkommene Auszehrung fallen werde. Der Dauphin aber, oder Ludwig XVII. ist vollkommen wohl. Die Königin und ihre Schwägerin sind vom Kummer zwar sehr abgezehrt, doch aber gesund. Nach des Königs Tode hatte die Königin für sich und für ihre Familie um einfache Trauerkleider gebeten. Ihr Gesuch wurde erfüllt. — Am 19ten Febr. machten die Tempelkommissarien der Königin, die seit ihres Gemahls Tod ihr Zimmer nicht verlassen hatte, den Vorschlag, ob sie nicht mit ihren Kindern und ihrer Schwägerin im Garten spazieren gehen wolle. Allein sie antwortete: es würde ihr und den Ihrigen zu schwer fallen, an der Thüre des entseelten Ludwigs XVI. vorbei zu gehen, sie wollte lieber noch einige Zeit in den Zimmern bleiben. Hierauf wurde die Königin eingeladen, doch wenigstens auf dem eingefaßten ebenen Dach des Temple frische Luft zu schöpfen. Sie nahm aber auch diß nicht an. Doch wurde

die

die unglükliche Familie nach dem Bericht der Kommissarien von Tag zu Tag ruhiger.

Am Sonntag den 27sten Jenner, sechs Tage nach des Königs Tod wurde der Ludwigsplaz zum Brüderschaftsplaz gemacht, und auf eben der Stelle, wo Ludwig hingerichtet wurde, ein Freiheitsbaum gepflanzt. Eine Deputation von 24 Mitgliedern der Nationalkonvention, der ganze Stadtmagistrat, die Vorsteher der 48 Abtheilungen, ein Theil der Pariser Nationalgarde und der Truppen aus den Departements waren dabei zugegen. Unzählich war die Menge des auf dem Plaz versammelten Volks, Alte und Junge, Obrigkeiten und Bürger, Generäle und gemeine Soldaten fiengen dann auf dem ungeheuren Plaz um den Freiheits-Baum rund herum in vielen Reihen an zu tanzen, und diß dauerte bis tief in die Nacht hinein. Ein Savoyardischer Schuhpuzers-Junge stund mit Schemel und Bürste unter dem Arm bei Seite, und sah aus Neugierde dem wunderbaren Getümmel zu. Ein Municipalbeamter ergrif ihn, und zog ihn mit in die Reihen. — Ein wahrhaft kannibalisches Fest. — Doch bald wird vielleicht Ludwig des 16ten Statue den Plaz zieren, wo sein Blut den Durst einer Rotte Unmenschen löschen mußte.

Ich schliesse mit unsers Klopstoks Gedicht, das er, nach der Hinrichtung des Königs, der französischen Nationalkonvention mit Zurüksendung des ihm von der zweiten Nationalversammlung ertheilten Bürger-Diploms überschikt hat.

Wenn

Wenn ich zurüksende den Siegelbrief,
Welchen mir Frankreichs herrschende Hunderte
einst zur Belohnung des Bürgersinns
von der entfernten Seine sandten,
o so vernehmet, Herrscher am Seine Strand!
was Deutschlands Barden unwiderstehlich stark
von euch entfernt, zurükschrekt, wegstört,
von Frankreichs Bürgern auf ewig trennt,
hört es, vernehmt es, nicht in dem Gallischen
Menschenrecht, — Grosmuth lieget die Zauberkraft,
nein in der Biedersprache Deutschlands;
Deutschlands, welches nie Herrscher mordet.
Franken! ich hasse Bürger, die Bürgerblut
Stromweis vergiessen, sich des vergossenen
rühmen, und noch das lezte Zuken
ihrer Ermordeten fühllos ansehn;
Franken! ich bebe vor der Versammlung,
welche dem Unsinn tobender Sterblichen
ruhig das Ohr leiht, die die Gottheit
frei mit verwegenem Munde läugnet.
Franken! ich fluche ewig dem Blutgericht,
in dem der Kläger selber das Urtheil spricht,
das sich erkühnt, nicht nur den König,
nein auch die Gnade des Volks zu würgen.
Zittert! schon seh ich hoch die geschwungenen
Rechte des Herrschers über die Könige.
Rache flammt sie den Gottesläugnern,
blutende Rache den Königsmördern.

Klopstok.

bei Johann Friedrich Steinkopf in Stuttgart sind nachfolgende Verlagsschriften zu haben:

Abhandlungen von Frauenzimmerarbeiten, von Haushaltungssachen und von Schönheitsmitteln, nebst einem Anhang von Speisen und Getränken für Kranke und Kindbetterinnen, 8v. 792. 1 fl. 45 kr.

Anmerk. Dieses Buch macht den zweiten Band des Oekonom. Handbuchs für Frauenzimmer aus, und wird unter dem voranstehenden Titel besonder abgegeben.

Brastbergers Predigten über die Sonn= Fest= und Feiertägliche Evangelien, 4t. netto 1 fl. 12 kr.

Grammatik (theoretisch=praktische) der französischen und italienischen Sprache, 8v. 770. 1 fl.

Griesinger (G. F.) die Gutthätigkeit gegen die Arme in einigen Predigten, gr. 8v. 771. 12 kr.

Oekonomisches Handbuch für Frauenzimmer, 2 Thle. 8v. 791. und 792. 3 fl. 15 kr.

Oetingers, Predigten über die Sonn= und Feiertags=Evangelien, 8v. 780. 1 fl. 15 kr.

— Einleitung in die Psalmen Davids, 8v. 776. 15 kr.

— Psalmen Davids nach den 7 Bitten des Gebets des Herrn, 8v. 776. 1 fl.

Roeslins (Israel Adam) Abhandlung von Inventuren und Abtheilungen, 8v. 780. 48 kr.

— (Carl Ludwig Christoph) Gedanken von richtiger Berechnung des Pflichttheils, 1 u. 2s Stük, 4t. 772. und 773. 24 kr.

— 6 Nachträge zu den Gedanken von richtiger Berechnung des Pflichttheils, 4t. 777. 24 kr.

— Abhandlung von besondern weiblichen Rechten, 1 u. 2r. Band. 4t. 775. u. 779. 3 fl. 30 kr.

Sattlers (C. F.) Topographische Geschichte des Herzogthums Wirtemberg, und allen demselben einverleibten Herrschaften, mit vielen Kupf. 4t. Stuttg. 784. 3 fl.

Sommers, Joh. Mich. Anleitung ausländische Weinstöcke in Wirtemberg und andern Gegenden Deutschlands vortheilhaft zu pflanzen und ganze Weinberge davon mit Nuzen anzulegen, 8v. 786. 10 kr.

Speccius emendatus & auctus. 8v. 779. 20kr.

Storrens, Beicht- und Kommunionbuch, 8v. 786. 20 kr.

Liebhaber, welche eine ganze, kurze und deutliche Geschichte der französischen Revolution in einem wohlfeilen Preis zu bekommen wünschen, belieben ihre Namen bei Antiquar Steinkopf in Stuttgard oder Buchdruker Fues in Tübingen anzugeben. Ist die Anzahl der Liebhaber beträchtlich genug, so werden genannte Personen den Wunsch derselben sobald als es seyn kan, zu befriedigen suchen.

Nachricht an den Buchbinder wegen der Kupfer.

Bei den Exemplarien dieser Lebensgeschichte, wobei das Portrait ist, wird dasselbe wie gewönlich vor den Tittel gebunden, die lezte Zusammenkunft aber Seite 343. und die Hinrichtung S. 348. eingemacht, wo aber kein Portrait ist, wird das erste Kupfer vor den Titel und das zweite S. 347. gebunden.

Verbesserungen.

Seite 10. Linie 6. ersehen statt versehen
12. 28. vergrösſert statt vergrösſerte
29. 4. bekäme statt bekamen
35. 1. Burg und statt Burgund
41. 1. Artois statt der Graf von Artois
42. 27. aus den vornehmsten Familien statt aus Edelleuten von den vornemsten Familien
71. 13. Contreband statt Contreband-handel
— 27. Monopolium statt Monopolien
74. 18. wiederholend statt widerholen und auf eben dieser Linie vergessest statt vergissest
80. 23. Kegels statt Kustens
auf eben dieser Seite ganz unten in der Anmerk. hat statt hatte
83. 9. Officiers oder Kaufmannswaaren statt aus Offiziers von Kauffarteischiffen
92. 13. verfehlen statt verfechten
170. 27. der gedungenen statt oder gedungene
175 15. Leibgarde wurde statt Leibgardisten wurden
276 1. für eine statt zu einer
286 19. am 18ten statt am 18ten April
— 30. am 21sten statt am 21sten Jun.
288. 22. 1792. statt 1791.
303. 26. beschlossen hatte statt zu erfüllen beschlossen hatte
308. 12. Anführens statt Anführers
316. 28. thut statt that
— 30. in statt im
319. 7. Morgues statt Mourgues
325. 33. Erfolge statt Folgen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scheler, Eugen Karl Ludwig von, 1764- [Übersetzer] / Scheler, Eugen Karl Ludwig <<von>>, / Ludwig

Kurze Lebens- und Regierungsgeschichte Ludwig des Sechszehnten Königs von Frankreich mit umständlichen Nachrichten von seiner lezten Gefangenschaft, Verurtheilung und Hinrichtung : Aus ächten Quellen : Mit Kupfern

Stuttgard 1793

Gall.rev. 498 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422617-2
VD18 11166274